Ausgewählte

deutsche Dichtungen

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

Karl L. Leimbach,

Lic. theol., Dr. phil., Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

Vierter Teil.

Erste Abteilung:

Ausgewählte Dichtungen Schillers.

Dritte, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Kassel, 1885.

Verlag von Theodor Kay,

Königl. Hof- Kunst- und Buchhändler.

Ausgewählte Dichtungen
Friedrich von Schillers,

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

Karl Ludwig Leimbach.

Dritte, sehr vermehrte Auflage.

Kassel, 1885.
Verlag von Theodor Kay,
Königl. Hof-Kunst- und Buchhandlung.

Druck der Buchdruckerei von Arnold Weichelt in Hannover.

Vorwort zur dritten Auflage.

Der Umstand, daß gerade diese Abteilung schon seit längerer Zeit vergriffen ist, hat mich aus mehr als einem Grunde mit lebhafter Freude erfüllt. Ich konnte aus dieser Thatsache entnehmen, daß gerade diese Abteilung meines Werkes, welche der Erläuterung Schillerscher Gedichte gewidmet ist, eine besondere Anziehungskraft auf die Lehrer ausübte, weil sie sich im Unterrichte unmittelbar verwerten ließ, aber auch, und das war mir besonders erfreulich, daß trotz der außerordentlich reichen Litteratur, welche gerade die Erklärung der Dichtungen dieses erklärten Lieblingsdichters der Deutschen und besonders der deutschen Jugend hervorgerufen hat, und neben den vielen, wirklich trefflichen Kommentaren Schillerscher Gedichte meine Arbeit in ihrem selbständigen Werte anerkannt werde.

Gerade diese Überzeugung aber, daß in diesem Werke ein genaueres Eingehen auf Schillers Gedichte erwartet werde, hat mir die Frage nahe gelegt, ob ich nicht noch eine Anzahl der bekanntesten, beliebtesten und fruchtbarsten Dichtungen Schillers in den Kreis meiner Erläuterungen ziehen müsse, und ich habe mit dem Herrn Verleger diese Frage bejaht. So biete ich denn, um den Dank meiner Leser auch wirklich zu verdienen, gleich zu den 18 älteren Erläuterungen **21 neue** dar, und ich wünsche, daß die neuen Erläuterungen den älteren im allgemeinen gleichwertig gefunden werden möchten. Freilich hat die Rücksicht auf den Umfang und den Preis des Buches uns (den Herrn Verleger und den Verfasser) bestimmt, auf den Abdruck der Texte der Schillerschen Gedichte zu verzichten, und wir hoffen dafür um so leichter Verzeihung, da wir das Buch wesentlich erweitert und vervollkommnet zu dem alten Preise liefern können und da anzunehmen steht, daß Schillers Gedichte sich in den Händen jedes Litteraturfreundes finden werden.

Auch die älteren Erläuterungen sind neu durchgesehen, vielfach gebessert, zum Teil erweitert worden. Namentlich hat mich eine sehr eingehende, von Wohlwollen nicht gerade diktierte, Beleuchtung meiner Erläuterungen Schillers nicht selten zu Verbesserungen und Erweiterungen, häufiger freilich zur Abwehr veranlaßt.

Um aber nicht ungerecht zu sein, will ich nicht unterlassen, auszusprechen, daß in jener Kritik (Neue Jahrbücher f. Phil. und Päd. 2. Abt. 1881. Heft 8. 9. von Keller) sich nicht wenig Anerkennung findet.

So sagt Herr Keller: „Nun befaßt sich Leimbachs Werk nicht bloß mit Goethe und Schiller, es sind Dichtungen von einer ganzen (alphabetisch geordneten) Reihe auch der Kleineren mitgeteilt und erläutert oder doch zur Vergleichung herangezogen; ein Umstand, in welchem wir mit Vergnügen einen der größten Vorzüge des Unternehmens anerkennen. . . . Jene Teile, in welchen der vielbelesene Erklärer zu seinen Erläuterungen meistens gar keine Vorarbeiten fand, wo er sogar treffliche Dichtungen zum ersten Mal der größeren Leser- und Lehrerwelt zugänglich gemacht hat, wollen wir nicht kritisieren, weil hier eine originale litterarische That vorliegt, die zu verkümmern unrecht wäre. Dagegen greifen wir jene Partieen heraus, wo sich für den Verfasser die Verpflichtung ergab, den früheren Erklärern gerecht zu werden und zugleich hier und da etwas neues zu bieten, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun."

„Und hier ist im großen und ganzen anzuerkennen, daß die Leimbachschen Erklärungen wirklich gutes liefern und das Verständnis fördern. In sachlicher wie formaler Hinsicht wird das Notwendige geboten, wenn auch sehr ungleich." — — — (S. 406.)

„Der Stoff der Gedichte, d. h. die historische oder mythische Grundlage ist stets mit großer Sorgfalt nachgewiesen, und sind die Stellen der Urtexte, an welche sich der Dichter mehr oder weniger wörtlich angeschlossen hat (wenigstens einige Male), durch den Druck hervorgehoben. Hier erkennt man auf Schritt und Tritt den Schulmann, der allenthalben das richtige Maß innezuhalten versteht." (S. 407. 408.)

„Weniger Sache persönlichen Beliebens ist dagegen die Auswahl des zu Erklärenden. Hier müssen vielmehr ganz bestimmte Aufgaben gestellt werden. In erster Linie handelt es sich um das vorliegende Gedicht selber, in welchem jeder schwierige Ausdruck, jede dunkle Stelle klargelegt werden soll; wenn dies geschehen, gilt es den geistigen Gehalt der Dichtung in ihrem ganzen Verlauf aufzuweisen und den Ton, die eigentümliche Färbung des Einzelwerkes vor Augen zu stellen. Dies giebt dann weiterhin Gelegenheit zur Vergleichung mit anderen Werken desselben Dichters, von welchem auf diese induktive Weise der Schüler nach und nach ein vollständiges Bild erhalten kann, oder auche mit Werken anderer von gleichem oder ähnlichem Inhalt. — Leimbach nun ist stets bemüht gewesen, den Gedankengang und die Anordnung so zu sagen mit dem Seciermesser herauszuschälen, und wir bekennen freudig, daß seine Bestrebung fast durchweg mit bestem Erfolg gekrönt ist." (S. 408.)

„Wohl erklärt der Verf. mit einer ganz vorzüglichen Methode die Figuren und Tropen da, wo sich eine besonders ausgiebige Gelegenheit bietet, aber es fehlt häufig der Hinweis auf solche schon gegebene Ausführungen, wodurch diese letzteren erst recht lehrreich gemacht werden könnten."*)

Doch ich breche hier ab. Für etwas Vollkommenes habe ich meine Erläuterungen nicht gehalten. Ich habe oft genug das Gegenteil ausgesprochen. Aber ich habe doch wohl ein Recht gehabt zu zeigen, wie ich die Erläuterungen mir denke, ohne meine Art für die beste und für die einziggute zu halten. Wem sie nicht gefällt, nun, der mag sie ungebraucht lassen.

Eins hat mich an der Kritik Kellers besonders gewundert, das ist der Ton, in welchem er glaubt da über mein Werk reden zu dürfen, wo er nicht meiner Ansicht ist (und namentlich nimmt er an meinem religiösen Standpunkte Anstoß), und aus diesem Grunde habe ich ausführlich mich mit ihm da auseinander gesetzt, wo er seine Hauptangriffe gegen mich unternommen hat.

Herr Keller hat trotz der obigen Vorzüge mein Werk bekämpfen zu müssen geglaubt. Ich kann die Wirkung der vor drei Jahren von Keller ausgegangenen Beleuchtung nicht besonders hoch anschlagen, da die über-

---

*) Der Kritiker kannte die 2. Abteilung des 4. Bdes. und die Register darin, besonders auch das über Gegenstände der Poetik, nicht, sonst würde er diesen Tadel haben zurückhalten können. Anm. des Hsg. dieses Buches.

aus starke Auflage meiner 2. Aufl. längst vergriffen ist und nur noch eiligere andere Arbeiten mich verhindert haben, die Herstellung dieser neuen Auflage eher vorzunehmen.

Dennoch habe ich Herrn Keller zu danken für den meinem Buche geleisteten Dienst; ich habe manche seiner Hinweise wirklich verwertet, und durch alle seine Urteile mich zur genauen nochmaligen Prüfung der streitigen Punkte führen lassen, kurz, ich habe nach dem Schillerschen Distichon gehandelt:

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Inwieweit ich aber Herrn Keller zu Dank verpflichtet bin, das möge die Lektüre dieses Werkes dem aufmerksamen Leser zeigen.

Mit fröhlichem Neujahrswunsche sende ich dies Buch hinaus. Möge es freundliche, nachsichtige oder dankbare, Leser finden!

Goslar, am 8. Januar 1885.

Der Verfasser.

Friedrich von Schiller.

1. Hektors Abschied.

[Schillers sämtl. Werke in 4 Bdn. 1. Bd. S. 1. Stuttgart, 1874 Cotta.]

1. Zum Verständnisse. Über die Veranlassung des trojanischen Krieges vgl. man die Erl. zu Schillers: Das Siegesfest in diesem Bande. Der Erfolg des Krieges wurde noch im zehnten Jahre dadurch in Frage gestellt, daß Achill, der gefürchtetste Held auf griechischer Seite, mit dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, um einer Sklavin Briseis willen, sich entzweite und dann mit seinen Scharen, den Myrmidonen, sich vom Kampfe zurückzog. Der Groll währte lange Zeit, und selbst der kluge und redegewandte Odysseus vermochte nicht Achill zu versöhnen. In jener Zeit machten die Trojaner einen glücklichen Angriff auf das griechische Lager. Schon waren sie im Begriff, die Schiffe der Griechen in Brand zu stecken, da erlaubte Achill dem inständig bittenden treuen Freunde Patroklos, die Myrmidonen in den Kampf zu führen. Aber Patroklos wurde in diesem Kampfe, in welchem er in der Rüstung Achills prangte, von Hektor, dem Heerführer der Trojaner, dem ältesten Sohne des greisen Königs Priamos, getötet und seiner Rüstung beraubt. Der Schmerz Achills, als er die Todeskunde empfing, war furchtbar. Sobald Hephästos ihm eine neue Rüstung geschmiedet hatte, versöhnte er sich mit Agamemnon und zog wieder in die Schlacht. Die Zahl der von ihm erschlagenen Feinde ist ungemein groß. Seine Wut hat keine Grenzen, Erbarmen ist nicht in seiner Seele. Die Rosse traben über Schilde und Leichname, die Achsen des Streitwagens triefen von Blut. Achill bringt dem erschlagenen Patroklos schreckliche Totenopfer. Freilich genügten ihm diese Opfer der Feinde nicht: er sucht Hektor. Und Hektor fühlt die Pflicht in sich, sich dem Achill zum Kampfe zu stellen, und nimmt von seinem treuen Weibe Andromache und seinem Söhnchen Astyanax Abschied.

Andromache, die Tochter des Königs Eëtion von Theben in Cilicien, die ihren Gatten mit großer Treue liebt, sucht vergeblich Hektor von dem Kampfe mit Achill, dessen Hände schon Homer unnahbar (*χεῖρες ἄαπτοι**) nennt, zurückzuhalten. Sie ahnt den Tod ihres heiß-

*) Doch ist die landläufige Übersetzung nicht richtig, sondern durch schwertreffend zu ersetzen. Vgl. Düntzer a. a. O. S. 290.

geliebten Gatten und erbebt vor dem Gedanken, daß sie Witwe werden solle und ihr einziges Kind eine Waise, der väterlichen Erziehung in jeder Hinsicht entbehren werde.*) Sie fürchtet, daß der finstre Orkus, das Totenreich, ihren Hektor verschlingen werde. — Hektor antwortet, daß das Herz und das Gefühl der Verantwortlichkeit, welche in seinen Armen ruht, ihn nach der Feldschlacht ziehe. Pergamus**) (vgl. das Siegesfest. Erl. 2. Aufl. IV. S. 125.), ja ganz Troja sieht auf ihn und erwartet, daß er den Kampf wagt. Sollte er fallen in diesem schweren Kampfe, so würde sein Tod ein rühmlicher sein und dem Vaterlande zu gute kommen. Durch diese Hoffnung wird ihm der Tod, das Niedersteigen in den stygschen Fluß oder Styx (den Hauptstrom in der Unterwelt) erleichtert. Nochmals versucht Andromache ihn zu fesseln: Sie erinnert ihn an ihre Liebe zu ihm, und wie sie ihn stets bewundert und auf den Schall seiner Waffen gelauscht habe, wenn er vom siegreichen Kampfe heimkehrte. Das werde nun zu Ende sein. Noch mehr: mit Hektors Tode werde das ganze Geschlecht des Priamos zu Grunde gehen. Halte dieser teure Mann nicht dem grausigen Feinde stand, so thue es keiner nach ihm. Hektor selbst aber tausche ein freudloses Dasein gegen dasjenige ein, welches er preisgebe. Denn dort fließt als ein Arm des Styx, der neunmal das Schattenreich umwindet, der Kokytos, ein schlammiges Gewässer, über welchen Charon die Seelen der Toten in seinem Kahne überzusetzen hatte. (Der Kokytos***) [Cocytus] war der Strom der Wehklage, so daß die Worte der Andromache: „Der K. durch die Wüsten weinet" wirklich charakteristisch sind.) Im Lethe†) endlich (vgl. Erl. II³, S. 5), fürchtet Andromache, werde Hektor auch seine Liebe vergessen. — Nochmals tröstet Hektor seine tiefbetrübte Gattin, indem er ihr versichert, daß er zwar im Tode gern alles Streben und Denken in den Lethestrom versenken, daß aber seine Liebe nicht enden werde. Und nun muß geschieden sein: Der Wilde (Achill) tobt schon an den Mauern, noch einen Liebesdienst, noch eine Liebesversicherung, dann kommt der Abschied und — es war der letzte Abschied!††)

2. Zur Geschichte der Dichtung. Das Gedicht „Hektors Abschied" entstand 1780 und war zuerst bestimmt, von Amalia in Schillers Räubern (Akt. 2. Sc. 2.) gesungen zu werden. Amalia singt es am Klavier dem alten Moor vor, nachdem sie zuvor in schwärmerischer Weise das

---

**) Körperliche und geistige Erziehung sind im Gedichte durch je einen Hauptpunkt angedeutet.

**) Die Feste hieß Pergamus. Die Römer gebrauchen Pergama, Pergamum, aber nie Pergamus von der Stadt Troja.

***) Κώκυτος=Geheul, Gewinsel.

†) Matthison sagt im Gedichte Elysium richtiger die Lethe.

††) Hektor wurde von Achill getötet und sein Leichnam dreimal um Troja geschleift; Astyanax wurde von dem Sohne Achills Neoptolemos getötet; Andromache mußte dem Ebengenannten als Sklavin in die Heimat folgen. Vgl. Das Siegesfest. (Erl. IV² S. 130 ff.)

Los gepriesen hat, von dem Gesang des Geliebten in den Todesschlaf eingewiegt zu werden. Dort hat freilich das Gedicht noch eine wesentlich andere Form, und die späteren Veränderungen gehören der reiferen Periode Schillers zu. Es hieß anfangs:

Willst dich, Hektor ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

Teures Weib, geh, hol' die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze!
Meine Schultern tragen Ilium.
Über Astyanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium.

Nimmer lausch' ich Deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt Dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt!
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethestrom ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde ras't schon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Es sind durchaus Verbesserungen dieser ersten Rezension, wenn Schiller statt der ersten Zeile, welche eine starke Reminiscenz aus Klopstocks Messias II. v. 763 (Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!) war, setzt: ewig von mir wenden (nur steht ewig wie bei Klopstock unrichtig statt auf ewig); wenn statt des Aeaciden, d. h. des Nachkommen, genauer des Enkels von Aeakus, der Name des gefüchteten Helden selbst genannt wird. Auch in der letzten Zeile der ersten Strophe, in welchem ursprünglich Andromache den bei Troja fließenden Xanthus ohne ersichtlichen Grund als das Grab des Hektor zu ahnen oder zu fürchten scheint, ist passender der Orkus selbst gesetzt. In Str. 2. finden wir die Aufforderung, die Todes-Lanze zu holen, beseitigt — die Situation wurde dadurch unnötig verschoben und eine unangenehme Pause durch die etwaige Entfernung der Gemahlin hervorgerufen — und das Selbstgefühl in V. 3. wesentlich gemildert. Dagegen enthielten die 3 letzten Zeilen die wichtigen Antworten auf der Gattin Frage in Str. 1., nämlich: Astyanax überlasse ich der Fürsorge der Götter, wenn ich sterbe, und Dich hoffe ich im Elysium wiederzusehen. Dieser Doppeltrost ist geschwunden, offenbar um der metrischen Härten in der 4. Zeile willen (Astyānax=Quantitätsfehler, die drittletzte Silbe trägt den Ton; der Ausdruck in V. 4. [Ellipse] ist ohnehin etwas hart), und es ist nichts Gleichwertiges an die Stelle gesetzt, obgleich: „Ich trage das Bewußtsein in mir, für die Götter und das Vaterland gefallen zu sein, und dies giebt mir die Hoffnung, daß die Götter und mein Volk dich und den Knaben nicht verlassen werden" auch jetzt noch aus den Versen herausgelesen werden könnte. Die übrigen Veränderungen sind wesentlich Milderungen des Ausdrucks.

Wir besitzen von Homer eine sehr anschauliche Schilderung des Abschieds Hektors von Andromache, welche Schiller gekannt hat, obgleich er viele Züge in derselben nicht benutzen konnte und andre nicht benutzt hat.

Der gedachte Abschied fand vor dem Tode des Patroklus zu einer Zeit statt, in welcher Achill am Kampfe nach gar nicht teil nahm und die Todesahnung oder Todesgewißheit nicht durchbrechen konnte. Vgl. Ilias VI, 395 ff.

Als er das skäische Thor, die gewaltige Feste durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg ins Gefilde,
Kam die herrliche Gattin Andromache eilenden Schrittes
Gegen ihn her . . . Die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar. . .
Siehe, mit Lächeln und still beschaute der Vater das Knäblein.
Aber zur Seit' ihm trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, also beginnend:
Seltsamer Mann, dich tötet dein Mut noch! Und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach, bald Witwe von dir! Dich töten gewiß die Achäer,
Alle mit Macht anstürmend. Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; verbleibt mir
Fürder ja doch kein Trost, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern nur Weh. Und ich habe nicht Vater, noch liebende Mutter,
Bist mir Bruder zugleich, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun und bleibe du hier auf dem Turme;
Mache doch nicht zur Waise das Kind und zur Witwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel; es ist dort
Leichter die Stadt zu ersteigen und freier die Mauer dem Angriff. .

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor;
Des, o Trauteste, gräm' ich mich selbst auch; aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr und die saumnachziehenden Frauen,
Wenn ich, entfernt wie ein Feigling, allhier ausweiche der Feldschlacht.
Auch wehrt solches mein Herz; ich lernte ja, wackeren Mutes
Immer zu sein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen!
Das zwar schau' ich voraus in des Geistes Herz und Empfindung!
Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nah der Troer zukünftiges Elend,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann so tapfer, so zahlreich,
All' in den Staub hinsinken, erlegt von feindlichen Händen,
Wie dein Los, wenn einer der erzumschirmten Achäer
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend . . .
Aber mich deck' als Toten der aufgeworfene Hügel,
Eh mir zum Ohr dein Wehruf dringt bei deiner Entführung!

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme.
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz und die flatternde Mähne des Busches,
Welchen es graunvoll sah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, und zärtlich die Mutter;
Schnell dann nahm von dem Haupte den Helm der strahlende Hektor,
Legte zur Erde den schimmernden hin, nahm selber das Knäblein,
Küßte sein liebes Kind und schaukelt' es sanft in den Armen,
Flehte sodann lautbetend zu Zeus und den andern Göttern:

Zeus und ihr andern Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so gewaltig an Kraft und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: Der raget noch weit vor dem Vater,
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds! Dann freue sich herzlich die Mutter!

Also sprach er und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn, und sie drückt' ihn an ihren duftenden Busen,
Lächelnd mit Thränen im Blick. Und ihr Mann, voll inniger Wehmut,
Streichelte sie mit der Hand, und redete, also beginnend;

Armes Weib, nicht darfst du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais.
Doch dem Verhängten entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel so wie gering, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Der Krieg ziemt sämtlichen Männern,
Wohnend in Ilions Feste, doch mir am meisten von allen.

Dieses gesagt, enthob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim kehrte die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.

Noch sei schließlich auf ein Moment hingewiesen. Schiller spitzt sein Gedicht zu dem Gedanken zu: Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht, d. h. wenn auch alles sein Sehnen und Denken im Lethe versenkt würde, wenn auch alle andern ihre Liebe dort mitversenkten, so würde er es mit seiner Liebe zu Andromache nicht thun. Viehoff weist darauf hin, daß dieser gegen das allgemeine Menschenlos sich auflehnende Zug in der Seele Hektors nicht im Geiste des Altertums gehalten sei. „Die Heroen jener Zeit beugten sich mit männlicher Fassung vor dem allgemeinen Menschenschicksal.“

[Litteratur: *Hartert, Schillers Gedichte erläutert. I. S. 1. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte II. 2. Aufl. Leipz. 1874. Wartig. S. 287ff. — *Viehoff, Schill. Gedichte. 5. Aufl. I. S. 21. Stuttgart 1876. Conradi.]

---

2. Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.*)

[Schillers sämtliche Werke in 4 Bdn. I, S. 34. Stuttgart, Cotta 1874.]

1. Vorbemerkung: Dies Gedicht gehört der ersten Periode Schillers an, und daraus begreifen sich einige sprachliche Härten; andere wieder

*) Der Inhalt dieses Gedichtes ist derselbe, welchen Uhland zu den beiden Rhapsodieen: Die Reutlinger und Döffinger Schlacht benutzt hat. Letztere bieten keine besonderen Schwierigkeiten für die Behandlung. Zur Vergleichung ziehe man jedoch die Uhland'schen ausführlicheren und in vieler Hinsicht besseren Gedichte immerhin heran. Der Text dieser Gedichte wird später mitgeteilt werden; vgl. Uhland: Graf Eberhard der Rauschebart. — Nur um eine Vergleichung mit letztgenannten zu ermöglichen, habe ich dieses Gedicht behandelt. Dies zur Aufklärung für Herrn Keller in Freiburg in Br. (Vgl. Neue Jahrb. f. Phil. und Päd. II. Abt. 1881. Heft. 8. 9. S. 408.]

aus dem Zwecke des Gedichtes, welches ein Kriegslied sein sollte, und welches als von den Mannen des Grafen selbst gesungen angesehen sein will.

Der Ton des „Kriegsliedes" ist nicht nur keck, frisch, sondern an manchen Stellen volksmäßig; der Fortschritt der Handlung ist ein rascher, die Einheit des Gedichtes dadurch gewahrt, daß der Graf Eberhard, trotz aller den Sohn Ulrich besingenden Strophen, das Centrum des Gedichtes bleibt.

2. Historische Grundlage:

Graf Eberhard II. von Württemberg, welcher von 1344—1392 mit Ulrich IV, seinem kinderlosen Bruder, gemeinsam regierte, war ein erbitterter Feind nicht nur der Schlegler, sondern auch der schwäbischen Reichs-Städte, und im Hasse gegen diese berührte er sich sogar mit den Schleglern.*) Mit den Städtern lag er im Kampfe seit 1376. Während er nun Ulm belagerte, sollte Ulrich, des Grafen Sohn, Reutlingen erobern. Allein die Reutlinger machten am 14. Mai 1377 einen Ausfall und schlugen Ulrich aufs Haupt. Von schweren Wunden spät genesen, kehrte Ulrich zu seinem Vater nach Stuttgart zurück. Dieser aber durchschnitt das Tafeltuch zwischen ihm und seinem Sohne, eine Ehrenstrafe, wie sie für Ulrich nicht empfindlicher sein konnte. — Erst elf Jahre später fand Ulrich Gelegenheit, diese Scharte auszuwetzen. Am 23. August 1388 stand Eberhard, mit vielen Rittern verbündet und von seinen Getreuen, den Bauern, umgeben, dem Heere, welches 29 Städte gegen ihn aufgestellt hatten, gegenüber. Bei dem Dorfe Döffingen kam es zur Schlacht. In derselben fiel Ulrich, nachdem er wie ein Löwe gekämpft hatte. Dieser Verlust brachte Bestürzung in die Reihen der Krieger Eberhards, und es drohte der Sieg sich von ihnen abzuwenden. Da ist es die Charakterstärke Eberhards, welche den Sieg herbeiführt. Er vergießt keine Thräne beim Anblick der Leiche seines Sohnes, feuert vielmehr alle zum Weiterkämpfen an und ist im Löwenmut allen ein Vorbild. Die Schlacht, an welcher schließlich noch der bekannte Wunnenstein hervorragenden Anteil nahm, endigte mit vollständiger Flucht der Städter. Erst nachdem die Schlacht beendet war, gab sich der alte Degen dem Schmerze um den gefallenen Sohn hin und zeigte, daß auch edlere, weichere Gefühle in seinem Herzen Raum hatten.

3. Disposition:

1. Einleitung: Str. 1. 2.
   a. Schwaben hat auch seine Helden: Str. 1.
   b. Und aller schwäbischen und sonstigen Helden Krone ist Eberhard: Str. 2.
2. Auch sein Sohn Ulrich ist ein tapfrer Mann, doch steht er

*) Vgl. Uhlands: Döffinger Schlacht und den Anteil Wolfs von Wunnenstein an derselben.

dem unbesiegten Eberhard nach (Schlacht bei Reutlingen): Str. 3—6.
   a. Ulrichs Tapferkeit: Str. 3.
   b. Ulrichs Zug gegen Reutlingen: Str. 4.
   c. Ulrichs Niederlage und Ehrenstrafe: Str. 5.
   d. Ulrichs Rachepläne: Str. 6.
3. Die Schlacht bei Döffingen: Str. 7—14.
   a. Ulrich freut sich der Gelegenheit, seine Scharte auszuwetzen: Str. 7.
   b. Der Sieg neigt sich auf des Grafen Seite: Str. 8.
   c. Ulrich verrichtet Wunder der Tapferkeit: Str. 9.
   d. Ulrich fällt: Str. 10.
   e. Der Graf Eberhard bringt der Seinen Schlachtordnung wieder zum Stehen: Str. 11.
   f. Der Sieg wird errungen: Str. 12.
   g. Rückzug ins Lager: Str. 13.
   h. Der Vater trauert um den gefallenen Sohn: Str. 14.
4. Schluß. Eberhards Lob unter seinen Mannen. Str. 15—16.

4. Erläuterungen.

Str. 1. Die Nasen „einspannen" = zurückziehen, nicht so hoch tragen. (Eine jedenfalls ungewöhnliche Bedeutung des Wortes.) „Dort außen in der Welt": Über unser Schwabenland geht uns doch nichts; bei uns „drinnen" ist es doch am schönsten, auch wenn ihr Nichtschwaben es nicht anerkennen solltet. — Held = Akkusativendung statt Helden (die unregelmäßige Form kommt bei Schiller öfter vor; hier im Munde der Kriegsleute ist sie entschuldigt).

Str. 2. Die Namen sind, wie es mir scheint, ohne bestimmte Beziehung. Sie sind nur beispielsweise genannt. Keller freilich a. a. O. meint, die Namen seien nicht beliebig gewählt, sondern es seien „zwei Deutsche, Karl der Große und Friedrich der Große, und zwei Ausländer, Eduard (der Dritte?) und Ludwig XIV, also die gefeiertsten Fürsten der drei wichtigsten Völker" gemeint.

Str. 3. Der Bub, der junge Kriegsmann (Str. 5, 4), der Junker (Str. 7, 4), der junge Graf (Str. 9, 1) weisen darauf hin, daß sich Schiller den Grafen Ulrich noch als einen jungen Mann vorstellt. Das ist ein Irrtum. Ulrich war an dem Tage, als er fiel, bereits Großvater geworden. Der Enkel war der spätere Eberhard IV. der Gütige (vgl. Uhlands: Döffinger Schlacht, Str. 19. 20.)

„Wenns drauf und drunter sprang." Wir sagen auch häufig: Es geht drunter und drüber, wenn es recht durcheinander geht. Hier ist das dichte Handgemenge gemeint.

Str. 4. kochten Gift = ihr Groll wurde zwar verschlossen, aber immer mehr durch Selbsterhitzung verstärkt. Keller erinnert an die Stelle Homer Il. I, 81 χόλον καταπέψῃ und meint sonderbarer Weise, diese Stelle sei für einen Schüler (aus der Tertia) naheliegend. Die sonst a. a. O. dar-

gebotene Blumenlese zusammenzustellen, mag für Kellner einiges Interesse darbieten. Der Lehrer sollte Hinweise auf unbekannte Stellen dem Schüler gegenüber vermeiden.

Die letzte Zeile: „Und gürteten die Hüft'" müßte logisch vor Vers 4. 5. stehen. Es ist das Nachfolgende vorausgenommen (Hysteron proteron), das Vorausgehende nachgesetzt. So sagt Vergil in der Äneis einmal: Laßt uns sterben und zu den Waffen greifen.

Str. 5. „gepanscht = gebläut (panschen ist mit patschen verwandt); ein oberdeutscher Ausdruck.

„Schnitt ein falsch Gesicht" = zorniges Gesicht; eine volkstümliche Redeweise.

„floh das Licht" = ließ sich öffentlich nicht sehen.

„Und Thränen drangen raus" = elliptischer, aber nicht sehr geschickter Ausdruck.

Str. 6. Der Vater ward wegen „seines mächtigen, im Winde rauschenden Bartes Rauschebart genannt."

Schopf = eigentlich der auf dem Scheitel des Menschen stehende Haarbürschel; hier = Kopf, ja sogar = Städtler selbst. (Synekdoche: Teil statt des Ganzen.) Städtler = oberdeutsche Nebenform von Städter, hier wohl in verächtlichem Sinn. Vgl. das schwäbische: Wurstler, das fränkische „Zäpfler".

Str. 7. mit hellem Hauf: Hell in der Bedeutung von ganz, voll (heil).

„Und heller gings dem Junker auf." Hier hat hell die gewöhnliche Bedeutung: Es war die Nachricht, daß es wieder in den Kampf ging, für den gramerfüllten Ulrich ein Sonnen-, ein Lichtblick. — „Bald darauf" = in Wirklichkeit nach elf Jahren.

Junker ist aus jung-herr (junc-herre mhd.) entstanden.

Hurrah! heiß gings dran. (Allitteration des H in den 3 letzten Versen.)

Str. 8. Losungswort war die verlorene Schlacht. So hatten die Hessen, welche bei Speierbach eine Schlappe von den Franzosen erlitten hatten, in der folgenden Schlacht des 7jährigen Krieges die Losung: Revanche pour Speierbach.

Die derbe Sprache ist vollständig daraus zu begreifen, daß Schiller den Ton der Landsknechte hat nachahmen wollen.

Str. 9. Löwengrimm = Grimm eines Löwen, ein in der Mitte zwischen Vergleichung und Metapher stehender Ausdruck. Dieser Ausdruck steht freilich von dem „schmiß" in Str. 8 ziemlich weit ab, ebenso ist Windsbraut, Lanzennacht und mancher andre Ausdruck der „Volkspoesie", die hier nachgeahmt werden sollte, nicht angemessen.

Heldenstab: Das Schwert ist offenbar gemeint, obgleich Viehoff gegen Düntzer und Hartert es anders deutet. Was soll wohl noch für einen Gegenstand der Graf Ulrich außer dem Schwerte geschwungen haben? Das Schwert ist für den Kriegsmann, was für den Wanderer der Stab ist.

Daher diese Wortverbindung, die ich mir übrigens als aus Reimnot entstanden erkläre. — Schwung oberdeutsche Nbf. für schwang.

Str. 10. Sunk = oberdeutsche Nbf. für sank. Vgl. eben schwung. — „Schnell um ihn her der Helden Trieb."

Entweder bedeutet Trieb das Getriebene (ein Trieb Ochsen, Schafe) = das Zusammengetriebene, die Schar; dann wäre hier eine Schar Helden gemeint. Oder Trieb heißt so viel als das Treibende (Activ); dann ist es mit Drang sinnverwandt und hier mit dem Genetiv Helden verbunden nach der von Schiller geliebten Weise statt die von heftigstem Drange angespornten Helden. Alle Helden trieb Sehnsucht, Racheburst, oder die Hoffnung, ihn noch lebend aus der Feinde Hand zu erretten, in die Nähe des gefallenen Führers.

Str. 11. Ob wirklich der Feind laut um den gefallenen Gegner geweint hat? Es ist sehr zu bezweifeln.

Str. 12. Das Gedicht hat überhaupt viele unreine Reime, am stärksten erscheint, freilich nur für den Oberdeutschen, der Reim: „feuriger" mit „quer" und „daher" verbunden. In Norddeutschland wird, dem Mittelhochdeutschen entsprechend, diese letzte Silbe er als Hebung behandelt. Vgl. Erl. Bd. I^2, S. 186.

Str. 13. Lustfeiern ist eine falsche Zusammensetzung.

Str. 14. „Vor ihm der tote Sohn" ist ein elliptischer und außerdem ein isoliert stehender Satz.

„Blitzt" erklärt Düntzer als „fällt blitzend, indem sie wie ein Blitz hervorbricht." Allein das ist unwahrscheinlich, Es scheint mir weniger das schnelle Hervorbrechen der Thräne, als vielmehr das vorübergehende, nur einen Moment währende Blinken der Thräne gemeint zu sein. Es liegt wohl auch hier eine Reimnot des Dichters vor, dem es nur darauf ankam, das Glänzen einer Thräne im Auge des Vaters zu berichten.

5. Schriftliche Aufgaben:

1. Lebensbild Eberhard des Greiners. — 2. Charakteristik des Rauschebarts auf Grund des Schiller'schen und der vier Uhland'schen Gedichte. — 3. Vergleichung des Schiller'schen „Kriegslieds" mit den beiden Uhland'schen Rhapsodieen: „Die Schlacht bei Reutlingen und die Döffinger Schlacht." — 4. Die Schlacht bei Reutlingen. — 5. Die Schlacht bei Döffingen. —

[Litteratur: *Viehoff I, S. 158. — *Düntzer, I, S. 428. —*Hartert II, S. 6. — *Hinrichs I, S. 280. — *Keller, Rezension meiner Schrift in Neue Jahrb. f. Phil. und Päd. 1881. S. 407—426.]

3. Der Alpenjäger.

[Schiller a. a. O. S. 130.]

1. Die Form: Westphal a. a. O. S. 84. rechnet dieses Gedicht zu den trochäischen Kompositionen, und zwar zerlegt er die Strophe in zwei katalektische und eine akatalektische oder in zwei unvollständige (der letzten Kürze ermangelnde) und eine vollständige Periode. Jede Periode zerfällt in zwei Glieder.

Willst du nicht das Lämmlein hüten? Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten, spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen, jagen nach des Berges Höhen!"

Der gekreuzte Reim (abab) verbindet die beiden ersten Perioden; die letzte hat einen besonderen Reim (cc). Daß jedes Glied einer Periode vier Trochäen umfaßt (eine trochäische Dipodie ist), sieht jeder leicht ein. Zu beachten ist nur noch, daß in Str. 1. und 2 die Schlußperiode refrainartigen Charakter hat.

2. Erläuterungen. Str. 1. V. 1. Das Lämmlein. Hier vermutet Hartert die Figur der Synekdoche doppelt angewandt. Der Singular scheint zunächst statt des Plurals, sodann für die ganze Herde (Schafe und Lämmer) gesetzt zu sein. Günther denkt dagegen an ein Lämmlein, ein sogenanntes Hauslamm, welches abgesondert von der Herde aufgezogen wird, und mit einem Glöckchen am Halse umherläuft, und meint, die Mutter habe ihrem Sohn eine Arbeit in unmittelbarer Nähe des Hauses anweisen wollen. Düntzer findet den Gebrauch des Singulars dem kindlichen Tone entsprechend, in welchem die Mutter zu dem Sohne redet.

V. 2. Diese Worte findet Viehoff einem dem Jünglingsalter nahestehenden Knaben gegenüber etwas tändelig und weich.

V. 3. Von des Grases Blüten hier natürlich nicht = von dem blühenden Grase, sondern von den würzhaften, duftenden Blüten, welche aus dem schwellenden Rasen hervorsprießen. Vgl. Hartert a. a. O.

V. 4. Ranft ist wohl hier gleichbedeutend mit Rand, obwohl Düntzer mit Recht darauf aufmerksam macht, daß Ranft keine Nebenform von Rand, vielmehr ein ganz selbständiges Wort ist, welches im Ahd. rampft hieß und gekrümmt bedeutet, während Rand=ahd. rant=gerundet ist.

Spielend = indem es [zugleich] spielt, umherhüpft.

V. 5. 6. Gehen, jagen ꝛc. d. i. gehen (in der Absicht zu) jagen. Vgl. Schillers Tell III, 1. „Geh' lieber jagen." Str. 3, 1. „ging zu jagen."

Str. 2. V. 2. Das Alphorn lockt, d. h. ruft die Rinderherde zusammen. V. 3. Der Schall der Glocken (das sogenannte Geläut,) welche unter einander harmonisch abgestimmt sind und entweder den schönsten schwarzen Kühen als Schmuck oder den am weitesten gehenden Kühen angehängt werden, damit die verirrten leichter wiedergefunden werden.

V. 4. Des Waldes Lustgesang = der fröhliche und Lust erweckende Gesang der befiederten Waldbewohner.

V. 6. Schweifen auf den wilden Höhen ist gegen das frühere: „Jagen nach des Berges Höhen" eine ganz ersichtliche, für den wilden, nach absoluter Ungebundenheit strebenden Jüngling oder Knaben charakteristische, Steigerung.

Str. 3. Blümlein; vgl. oben Lämmlein. Diese allzu weiche Sprache der Mutter reizt grade den Sohn, der sich nicht wie ein Kind und wie eine Frau beschäftigen mag und will, zum um so energischeren Widerspruch. Die Wildheit der Höhen, die Gefahren schrecken ihn nicht, wie für ihn die Freundlichkeit der Blumen und die Pflege des Gartens keinen Reiz hat. Es zieht ihn unwiderstehlich hinaus und hinauf in die Gefahren der Jagd.

Str. 4. V. 1. Der Knabe wird in Str. 7 ein harter Mann genannt; in der Mitte wird die richtige Vorstellung liegen, die wir uns von dem Alpenjäger zu machen haben.

V. 2. Und es treibt und reißt ihn 2c. Die Leidenschaft in der Brust, über welche man sich selbst keine Rechenschaft geben kann, wird durch dies es angedeutet und in ihrer Unbegreiflichkeit, in dem Rätselhaften ihrer Gewalt charakterisiert. Das Treiben und Reißen ist zweierlei; jenes stellt die geheime Macht als etwas dar, was dem Jüngling den Aufenthalt in dem Hause verleidet und ihn gewissermaßen hinausschiebt, dies als etwas Anziehendes, in seiner Anziehungskraft sich Steigerndes, eine zuletzt die Überlegung des Jünglings in blindes Wagen, in wilde Begier und Tollkühnheit verwandelnde Kraft.

„An des Berges finstern Ort." In dunklen, unzugänglichen Schluchten lieben die Gemsen zu grasen. Des Berges steht statt des Gebirges.*) Die dunklen Abgründe sind unter dem finstern Orte zu verstehen. Die Gazelle ist den Alpen fremd und statt der Gemse um des Reimes willen gesetzt. Übrigens unterscheidet man (vgl. Düntzer a. a. O. S. 71.) Grattiere, welche nur um die höchsten Grate der Felsen sich aufhalten, auf Schneefeldern sich sonnen und ausruhen, von braunrötlicher Farbe, und dunklergefärbte, kleinere, im Gesträuch und Walde lebende Gemsen = Waldtiere. Daß Schiller an die in den Ebenen Asiens und Afrikas sich findenden Gazellen, deren Jagd nichts von den hier geschilderten Gefahren an sich hat, gar nicht, sondern an die Alpen-Gemsen gedacht hat, bedarf keines Beweises. Andre Gründe sind für die Wahl des Ausdrucks Gazelle auch aufgeführt worden, aber nichts Beweiskräftiges. Die Verwandtschaft der beiden Tiere gab dem Dichter das Recht, die Namen zu vertauschen.

Str. 5. V. 1. Nackte Rippen heißen die schmalen, erd- und pflanzenlosen Kanten der Felsen.

V. 3. 4. Schödler berichtet, daß Gemsen Abgründe von 20 Fuß Weite überspringen. Trägt sie der gewagte Sprung: keine eigentliche Personifikation, wie Kriebitzsch meint, aber der Sprung selbst wird als die Kraft aufgefaßt, welche die Last der Gemse hält und vor dem Sturz in den Abgrund bewahrt.

*) Vgl. Bürgschaft Str. 10, 4. „des Waldes nächtlichen Ort."

Klippe = mehr die Felsen-Vorsprünge, welche über einen Abgrund hinausstarren und in ihrer Nähe den Eindruck erwecken, als sei der Fels auseinandergeborsten und seien so die beiden Nachbarklippen durch jenen Riß getrennt, welcher für die Gemse noch zu überspringen war, aber ihr keine Rettung brachte, da sie auf die andere Seite der Felswand nicht klettern (Vgl. Str. 6) und weder aufwärts noch abwärts weiter konnte.

V. 5. Verwogen altertüml. statt sich verwegend = sich erkühnend. Die drohende Gefahr wird durch diese Form und den dunklen Vokal **o** (verw**o**gen, f**o**lgt, T**o**desb**o**gen) gemalt.

Str. 6. Die äußerste Zacke, die die Gemse nicht überwinden kann, ist der höchste Grat genannt. In der Schweiz heißen die scharfen links und rechts jäh abfallenden Felsrücken Grate.*) Das hier aufgespürte und verfolgte Tier ist ein Grattier. (Vgl. Tells Monolog: „um ein armselig Grattier zu erjagen.")

jäh versinken = plötzlich steil abfallen. Die Senkung des Abgrundes wird gewissermaßen als eine erst eben eintretende geschildert.

Schroff von unten an gesehen, unersteigbar; jäh von oben herab gesehen, wo der Niederstieg unmöglich ist, steil, von unten (hier von oben) gesehen; Auf- und Abstieg sind nur schwer möglich.

V. 6. Hinter sich des Feindes Nähe = den nahen Feind. Vgl. des Mägdleins Klage: Str. 1,2. An Ufers Grün = am grünen Ufer.

Str. 7. V. 5. Die Felsenspalte ist der Abgrund, welcher die beiden Felsen trennt: Von unten steigt der Bergesalte hervor, der seit uralter Zeit in dem Berge waltende, wie ein Greis gestaltete Geist.

Str. 8. Götterhände heißen seine Hände, weil er selbst in seiner Persönlichkeit etwas Übermenschliches, Übermächtiges, Gottverwandtes hat. — „Schützt er", indem er mit seinen Händen das Tier bedeckt und dem Jäger entzieht, der auf das Tier zu schießen nun nicht mehr vermag. — „Tod und Jammer". Schlimmer noch als das Töten ist das Quälen der Kreatur vor dem Tode. — Mußt du? Treibt dich die Not ums tägliche Brot? Oder deine zügellose Jagd- und Mordlust? Kennt deine Jagdlust gar keine Grenze? Haben dich die Tiere meiner Herde in deinem Besitze geschädigt? — „Bis herauf zu mir:" Die letzte, höchste Bergeshöhe soll auch für die Kreatur eine Zufluchtsstätte, ein sicheres Asyl sein. Zur maßlosen Verfolgung der Tiere hat der Mensch kein Recht. — In V. 6 ist zu betonen: Was verfolgst du meine Herde?

3. Disposition:

1. Die Jagdlust des Sohnes, welche vergebens die Mutter durch Hinweise auf anmutigere Beschäftigungen (die halb als Spiel aufzufassende Aufsicht des Lammes Str. 1., die unterhaltende des Weidens der Rinderherde Str. 2., die gefahrlose und doch so schöne Beschäftigung mit Gartenbau und

*) Weibliche Nebenform dieses Wortes ist Gräte.

Blumenzucht Str. 3.) abzulenken und zu bannen versucht. Str. 1—3.

2. Die Befriedigung der Jagdlust. (Str. 4—5.)
   a. Bis zum Aufspüren der Gemse. (Str. 5.)
   b. Die Verfolgung des Wildes bis in die höchsten Regionen. (Str. 5.)
3. Die Überschreitung der Jagdlust als Frevel an der Kreatur. (Str. 6—8.)
   a. Der letzte höchste Zufluchtsort ist heilig. (Str. 6.)
   b. Erbarmen soll der Mensch dem Tiere gegenüber nie völlig verleugnen. (Str. 7.)
4. Die Rettung der Gemse durch die Erscheinung des Berggeistes, welcher
   a. das gequälte Thier schützt,
   b. den menschlichen Quäler in seine Schranken zurückweist. (Str. 8.)

4. **Zur Geschichte der Dichtung.** Mit der Abfassung des Dramas „Tell“ und mit den für jenes Drama nötigen Vorstudien der schweizerischen Natur beschäftigt, hat Schiller dieses Gedicht, an welches Stellen im Tell vielfach anklingen, und das „Berglied“ gedichtet und zwar jenes wahrscheinlich als das letzte aller von ihm verfaßten kleinen Gedichte (von einem im Jahre 1805 entstandenen Stammbaumvers abgesehen). Die letzte Feile mag es im Juni oder Anfangs Juli 1804 empfangen haben; denn am 5. Juli j. J. ward es an Becker für dessen Taschenbuch gesandt. Der erste Abdruck enthält eine ganze Reihe anderer Lesarten, nämlich Str. 1, 6. nach den Bergeshöhen! Str. 2, 3. Das Spiel der Glocken; 6. freien Höhen! Str. 4, 6. Scheucht er fliehend die Gazelle. Str. 5, 1. Setzt sie mit behendem Schwung; 3. gespaltner (st. geborstner, in der Prachtausgabe wieder gespaltner); 5. Doch von Fels zu Fels, verwogen. Str. 6, 1. steilen Zinken, 3. Klippen, 4. Und der wilde Jäger naht; 5. Unter sich die schroffe Jähe. Str. 7, 6. Der Berges Alte. Str. 8, 1. Schützend mit den G.; 2. Deckt er; 3. Darfst du; 5. Raums für alle &c.

5. **Die Grundlage.** Abgesehen von dem in allen Gegenden Deutschlands (und der Schweiz) sich findenden, mit der Mythologie zusammenhängenden Glauben, daß die Berge unter dem Schutze bestimmter Berggeister (vgl. Rübezahl, Hackelberndt) stehen, welche in der Schweiz Bergmandli heißen und an sich nicht nur als die Gemsen und die Fische der Alpenbäche schützend, sondern auch als den Menschen gütige und hilfbereite Wesen gedacht werden, finden wir besondere Volkssagen mehr oder minder lokalisiert. (Ich erinnere an die Zlatorogsage, welche Rudolf Baumbach mit außerordentlichem Erfolge in einer epischen Dichtung bearbeitet hat.) Ich will zwei erwähnen, von denen die eine nach Joach. Meyer Schiller bekannt und von diesem in Sulzers Vorrede zu Scheuch-

zers Naturhistorie des Schweizerlandes, Ausgabe II, gefunden war. Diese lautet in der Form, in welcher sie Bonstetten bei Tschudi erzählt:

„Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemsen jagen. Bald aber ging er irre in Eisthäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: Die Gemsen, die du jagst, sind meine Herde; was verfolgst du sie? Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Hause und weidete das Vieh."

In Grimms „Gemsjäger" tritt dem zum Felsgrat aufgestiegenen Jäger ein häßlicher Zwerg mit der Drohung entgegen, ihn zu töten, weil er ihm seine Herde nicht gelassen; doch vergibt er dem um Verzeihung Bittenden und verspricht ihm, es solle, wenn er sich nicht mehr blicken lasse, jeden siebenten Tag Morgens früh ein geschlachtetes Gemstier vor seiner Hütte hangen. Der Zwerg hält Wort; aber dem Jäger wird nach ein paar Monaten das Faulenzerleben so unerträglich, daß er sich nochmals entschließt hinaufzusteigen. Im Begriff, einen stolzen Leitbock zu erlegen, wird er von dem unvermerkt herbeigeschlichenen Zwerg in den Abgrund geworfen.

Götzinger kennt noch eine dritte Variante aus dem Ormondthale im Waadtlande. Da überfällt den Gemsjäger auf seiner verwegenen Fahrt ein furchtbares Gewitter, aus welchem dann der Berggeist heraustritt.

6. Die Grundidee. Götzinger sagt darüber a. a. O. S. 368:

„Der feindselige Gegensatz, in welchen der Mensch so oft zur Natur sich stellt, sobald er als freies Wesen auftritt, bewegte unsern tiefsinnigen Dichter stets, und deshalb mußte ihn auch dieser Stoff ansprechen. Die Natur hat in ihrem Wirken immer den gleichen Zweck des Schaffens und Erhaltens, und selbst ihre zerstörenden Kräfte müssen diesem Zwecke dienen. Der Mensch hingegen zerstört oft, ohne daß ihm irgend ein bedeutendes Ziel vor Augen liegt, sondern nur, weil er Freude am Zerstören hat und ihn die Übung seiner Kräfte ergötzt. Die Gefahr hat für ihn oft mehr Reiz als die Beute. Dabei setzt er nicht nur sein eigenes Dasein aufs Spiel, sondern befeindet geradezu die Natur. Tausendfach hat diese ihn gesegnet, so daß er friedlich leben könnte — darauf deuten die ersten Strophen unserer Ballade so schön hin — aber er will ihr auch das noch rauben, was sie durchaus für sich aufgespart zu haben scheint. Allein dann tritt auch *sie* ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit entgegen und beschützt ihre Kinder vor dem verwegenen Gegner. Ich glaube, die Ballade würde gewonnen haben, wenn die Natur hier nicht bloß symbolisch durch den Berggeist dargestellt wäre, sondern dieser durch die Gewalt der Elemente den Jäger zurückschleuderte."

Der Dichter will ohne Frage zweierlei darstellen, die Reize und Mühsale der Gemsenjagd, zu welcher es trotz der großen Gefahren den Menschen immer wieder treibt und zieht, und den Schutz, den die Natur ihren Kindern angedeihen läßt gegenüber der unbarmherzigen, unzähmbaren Mordlust der Menschen. Daß Schranken dem Menschen gezogen sind für seine Mordlust, ist klar; die Sage läßt die höchsten Regionen gefeites Land für die Gemsen sein und unter dem Schutze des Bergesalten stehen. Diese Idee stellt nun Schiller in einer Weise dar, daß der Alpenjäger von seiner Schrankenlosigkeit in Ernst, aber noch in Liebe, überzeugt wird und nach der Erscheinung des Geistes erschüttert heimgekehrt zu sein scheint. (Man vgl. Schillers Quelle mit der Ausführung!) Im-

merhin sind aber die bei der Gemsenjagd verunglückenden Jäger als durch das in den Abgrund Herabgeschleudertsein für ihren Frevel bestraft anzusehen, und es mag leicht die Sage entstanden und genährt sein, daß diese der Racheſtrahl des beleidigten Berggeistes getroffen habe.*)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Die Geschichte des Alpenjägers. — 2. Vergleichung der Lage Maxens auf der Martinswand mit der des eben zielenden Jünglings.

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 367. — *Westphal, Grundzüge der neuhochd. Metrik. S. 84. — *Viehoff, Ausgew. Stücke I, S. 102. — *Viehoff, Schillers Gedichte I, S. 86. — *Düntzer, Schillers Gedichte II, S. 68. — *Hartert, a. a. O. I, S. 178. — *Kriebitzsch, Musterstücke S. 192. — *Gude I, S. 153. — *Reuter, Litteraturstunden S. 300. — *E. A. W. Günther in Leimbachs: Der Christl. Schulbote 1875. Nr. 34—35. — *Armknecht, Eklogen. S. 30.]

---

4. Der Graf von Habsburg.

[Schillers sämtl. Werke in 4 Bdn. I. S. 189. Stuttgart, Cotta. 1874.]

Anmerkung. — Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet war, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte. (Schiller.)

1. **Abfassungszeit:** 25. April 1803. Diese Romanze ist unter den bekannten Romanzen Schillers die jüngste. Sie erschien zuerst im Taschenbuche für Damen aufs Jahr 1804 und entstand während der Vorbereitungs-Studien auf Wilhelm Tell.

2. **Form:** Deutsche Strophe mit einem vierzeiligen Aufgesang, welcher aus zwei Teilen (Stollen) zu zwei Zeilen und einem sechszeiligen, zweiteiligen Abgesange besteht. Der Rhythmus ist der sogen. jambisch-anapästische, d. h. der steigende**). Das Reimbild ist a b a b c c d e e d. a c e sind stumpfe, b und d sind klingende Reime.

3. **Erläuterungen. Str. 1.** Am 31. Oktober 1273, also an demselben Tage, an welchem Luther 1517 die 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug,***) wurde der Graf Rudolf von Habsburg in Aachen gekrönt, nicht zum römischen Kaiser, sondern zum deutschen König, nachdem er von den deutschen Kurfürsten auf den Vorschlag Wernhers von Eppenstein,

---

*) Der Streit, ob das Gedicht eine Romanze oder eine Ballade sei, hängt hiermit zusammen, ist aber müßig; trotz der Annahme eines milden Schlusses ist die Entwicklung der Dichtung nur balladenmäßig zu nennen.

**) Nur manchmal (z. B. Str. 4, 2. 5.) hat der Dichter statt zweier kurzer Silben Trochäen am Anfange angewandt; dieselben müssen durch den Vortrag verdeckt werden: denn diese beiden Silben bilden mit der folgenden langen Silbe einen Anapäst.

***) Düntzer nennt freilich den 24. Okt. mit Beziehung auf Böhmens regesta imperii II, 58 und Götzinger, sicher irrtümlich, den 1. Nov.

des Erzbischofs von Mainz, am 29. September 1273 in Frankfurt a/M. zum Könige erwählt war.*) Rudolf war bereits 54 Jahre alt. Vorher hatte er unter Friedrich II., seinem Taufpaten, Kriegsdienst und edle Ritterdienste gelernt, auch den Ritterschlag wegen seines Heldenmutes erhalten; seit 1243 war er der mächtige Nachfolger seines Vaters und besaß am Oberrhein und in der Schweiz ansehnliches Gebiet, z. B. die Grafschaft Habsburg, Kyburg, Lenzburg, Baden (im Aargau), Oberelsaß &c. und war überdies der Schirmvogt vieler Städte und Landschaften. Wernher von Mainz kannte Rudolf schon länger und fühlte sich ihm für ein freies Geleit und freundliche Herberge verpflichtet.

„altertümlicher Saal“; schon Kaiser Karl der Große hatte hier oft getagt. Freilich war nur noch ein Teil der oberen Burg, der westliche Flügel des karolingischen Kaiserpalastes, damals vorhanden und brauchbar.

„heilige Macht.“ Heilig deutet auf die Unverletzlichkeit der Würde hin; Macht, mit dem Genetiv des Besitzers verbunden, ist eine ähnliche Redeweise, als unsere: Des Kaisers Majestät, des Herzogs Hoheit. Vgl.: „Aber die heilige Macht des Alkinoos sprach zu dem Herold“ (Homer, Odyssee VII, 178). Freilich ist Vossens Übersetzung der Worte *ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο* irrig, aber die heilige Macht hat Schiller doch als Reminiscenz aus der Odyssee verwertet.

Die Kurfürsten versahen eigentlich diese Ämter nicht selbst, sondern an ihrer Stelle fungierten Grafen und Herren. Es waren übrigens: der Kurfürst v. Mainz als Erzkanzler; der Bischof v. Trier als Kanzler von Burgund; Erzbischof v. Köln als Kanzler von Italien; der Herzog (Ludwig) v. Baiern, Pfalzgraf v. Rhein (zugleich Truchseß**); der Herzog (Albrecht) von Sachsen als Marschall***); der Markgraf (Otto) von Brandenburg als Kämmerer†) und der König von Böhmen als Schenke††). Der letztgenannte weltliche Kurfürst war der erbitterte Feind Rudolfs Ottokar, König v. Böhmen. Letzterer war übrigens nicht zu Aachen anwesend. Doch darf dessen Erwähnung in den Worten: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins“ nicht als ein Irrtum Schillers aufgefaßt werden, welcher vielmehr ebenso gut als wir selbst den wahren Sachverhalt wußte. Der Dichter hat sich eben die Freiheit genommen, von der Darstellung dieses Krönungsfestes jeden Mißton fern zu halten, und das Fest selbst in der Weise zu idealisieren, wie es geschehen ist. Der Wirklichkeit fehlte leider jener Mißklang nicht. Des

---

*) Maximilian II. ließ sich in Frankfurt nicht nur wählen, sondern auch krönen (1562.). Später ward die Krönung in Frankfurt a/M. üblich.

**) Er trug die Schüsseln auf.

***) Die Sorge für das Stallwesen lag ihm ob; auch trug er das Schwert voraus.

†) Er besorgte das Hauswesen und war zugleich Scepterträger.

††) Von den Erzämtern sind zu unterscheiden die Erbämter. Während die Inhaber jenes nur selten dieses ihres Amts warteten, thaten es die Inhaber der Erbämter, meist dem Grafenstande angehörig, regelmäßig. (Vgl. Uhland, der Schenk von Limburg.)

perlenden Weins = ein von Dichtern häufig gebrauchter Teilungs-Genetiv.

sieben Wähler = Kurfürsten, welche das Recht hatten, den deutschen Kaiser zu küren, d. h. zu wählen. Die meisten weltlichen Kurfürsten wurden im Laufe der Zeit Könige; der letzte Kurhut ward im Jahre 1803 verliehen. Damals ward der frühere Landgraf Wilhelm IX. von Hessen Kurfürst Wilhelm I.; dessen Enkel hat zuletzt den Titel Kurfürst gehabt.

„Sterne Chor." Zur Zeit Rudolfs nahm man die 7 „Planeten" noch nicht als sich um die Sonne drehend an, sondern betrachtete die Erde als feststehend und alles andere als sich um die Erde drehend (Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, Sonne, Mond). Schiller vergleicht jedoch die früheren 7 Kurfürsten mit den 7 zu Schillers Zeit bekannten Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus).

„Herrscher der Welt." Seit der Erneuerung des römischen Kaiserreichs durch die Fürsten deutscher Nation konnte der (allerdings übertreibende) Ausdruck „Weltherrscher" als Kompliment für den römischen Kaiser als den Herrscher eines „Weltreiches" wieder in Aufnahme kommen. Rudolf war zwar noch kein „römischer Kaiser", ists auch nie geworden; allein, was dem römischen Kaiser als Ehrenname gegeben werden konnte, war auch für den nicht unpassend, welcher damals noch Aussicht genug auf die römische Kaiserkrone hatte.

Str. 2. „auf Erden" ist eine ebenso überschwängliche Äußerung, als die „Herrscher der Welt"; man müßte denn so eingebildet sein zu glauben, es fehle der ganzen Erde an einem gerechten Herrscher, wenn er den Deutschen fehle.

„hohe Balkon" nicht = Altan hier, sondern = „Gallerie, die im Saale oben herumläuft". (Viehoff.)

„Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer." Die Obrigkeit trägt ihr Schwert zur Strafe über die Übelthäter. Wenn das Schwert jedoch gebraucht wird zur Vernichtung der Menschen ohne Rücksicht darauf, ob sie schuldig oder unschuldig sind, dann „waltet der Speer blind". Diese Zeile und die beiden folgenden geben in kurzen Zügen ein Bild des „Faustrechts", welches zu zertrümmern der König Rudolf erwählt war.

„die kaiserlose, die schreckliche Zeit" = das Interregnum (1254—1273).

Str. 3. Es ist von Rudolf durchaus nicht bekannt, daß er Musik und Poesie an seinem Hofe gepflegt habe, vielmehr hielten ihn fortwährende Kriege oder kleinere Fehden so sehr vom Hause fern, so daß er auch beim besten Willen den Hohenstaufen in der Pflege des Gesanges nicht ähnlich werden konnte. Schiller läßt ihn gesangliebend sein, um an den vom König ausgesprochenen Wunsch, einen Sänger zu hören, das Auftreten des priesterlichen Sängers anknüpfen zu können.*) Es ist auch dies ein Stück idealer Auf-

*) Hierdurch erreicht Schiller auch den hohen Vorzug eines solchen Gedichts: Einheit des Ortes und der Handlung.

fassung und Umgestaltung der Wirklichkeit, welche wir bei Schiller fast immer treffen. — Die That des Grafen ist historisch und ebenso die Nachricht, daß der Priester als Kapellan des Erzbischofs von Mainz später für die Wahl des Grafen von Habsburg zum deutschen König sich bemüht hat. Das Auftreten des greisen Priesters im Sängertalare am Tage des Krönungsfestes ist Dichtung Schillers, welche die Wirklichkeit verklärt.*)

V. 3 ff: Vgl. Schillers: Weltalter:

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein;
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Da zeigt sich der Sänger, er tritt herein;
Zu dem Guten bringt er das Beste.

V. 5. u. 10. vermissen (missen) und entbehren; jenes ist mit einem Schmerz verbundenes Nicht-haben dessen, was man vorher hatte oder nicht hatte.

Str. 4. Talar = ein bis an die Ferse reichendes Gewand. schläft in der Saite Gold = Metapher. Minne = Liebe. Minne Sold = Gegenliebe.

Vgl. über diese Strophe: Uhlands: des Sängers Fluch Str. 7.

Str. 5. Der Dichter steht im Gehorsam Gottes, der ihn zu seinen Liedern begeistert, wann und wo Er will. (Anspielung auf Joh. 3, 8.) Der Dichter kann nur gehorchen. Die Stunde, in der der Geist der Dichtkunst über den Dichter kommt, wirkt unwiderstehlich. Die Vergleichung mit Sturmwind und Quelle hat als Vergleichungspunkt (tertium comparationis) das Geheimnisvolle des Ursprungs und der Wirkung im Gemüte des Dichters. Vgl. auch Schillers Macht des Gesanges, Str. 1, V. 9. 10.

So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Homer (Odyssee I. 346):

„Und der verständige Jüngling Telemachos sagte dagegen:
Meine Mutter, was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja den Sänger
Dürfen wir, sondern allein Zeus schuldigen, welcher es eingiebt
Allen empfindsamen Menschen, und so, wie er will, sie begeistert."

Man vgl. auch Apels Simonides in diesem Bande; besonders die Stelle:

Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?

Die Str. 5. ist ein köstliches Gleichnis, nicht eine bloße Vergleichung, da Bild und Gegenbild ausführlich dargestellt werden.

Str. 6. „In die Saiten fallen," = in die Saiten greifen.

„schlagen" = mit einem Stäbchen. (Ich kann die Harfe „schlagen": Uhland: König Karls Meerfahrt Str. 3, 2. — „Da schlug der Greis die Saiten". Uhland, des Sängers Fluch, Str. 6. 1.)

---

*) Pokal = poculum, ein Kelch, nur von prächtigerem Stoffe und kunstvollerer Form, bei festlichen Anlässen benutzt. Becher (ahd. pêhhar) ist jedes nichtgläserne Trinkgeschirr.

„Weidwerk" = Jagd; Weidmann = berufsmäßiger, gelernter Jäger. Knappe (ahd. knappo, mhd. knappe = Knabe, Jüngling), ein im Dienste eines Ritters stehender junger Mann.*)

Der Graf reitet nicht auf der Gemsjagd, sondern auf die Gemsjagd. Von seinem Stammschloß aus war ein weiter Weg bis zu den von den Gemsen bewohnten höheren Alpenketten. Diesen Weg legte er zu Roß zurück.

„Leib des Herrn." Nach der Lehre der katholischen Kirche wird das Brot durch die Einsegnung (Konsekration) des Priesters in den Leib Christi verwandelt und bleibt Christi Leib auch außerhalb der Abendmahlsfeier. Darum wird dem in der Monstranz getragenen „Leibe des Herrn" auch seitens der Römischen göttliche Verehrung zu teil. (Frohnleichnamsfest = Fest des „Leibes des Herrn.") [Die kathol. Kirche hat seit langer Zeit entgegen dem Wortlaute der heil. Schrift den Laien den Kelch, bezw. das Blut des Herrn, entzogen und diese Maßregel damit zu begründen gesucht, daß in dem Leibe ja auch Blut vorhanden sein müsse. Die Verwandlungslehre nennt man die Lehre von der Transsubstantiatio, die zuletzt angedeutete Lehre von dem Vorhandensein des Blutes im Leibe die Lehre von der Concomitantia (Begleitung.)]

„Meßner", richtiger Mesner, von mansionarius, mesenarius = „Thürhüter der Kirche" abzuleiten, nicht von Messe.

Str. 7. „Das Haupt mit Demut entblößet" = „indem er das Haupt entblößt hat". (Götzinger.) „Was alle Menschen erlöset" = Christum, dessen Leib der Graf im Sakramente gegenwärtig glaubte. Besser stände allerdings hier das bestimmte: „Der."

Str. 8. Was schaffst du? = Was hast du vor? Was machst du? Sonst bedeutet schaffen soviel als zu stande bringen, bewirken. — „Verwundert" ist der Graf, daß er in dem Walde einen Priester mit der Monstranz ꝛc. findet.**)

„Ich walle"; wallen ist die edlere, poetischere Form für wandern.

„Himmelskost" = das Altarsakrament, welches himmlische Speise darbietet.

---

*) Schmidt, Ernst Alex.: Gesch. v. Frankreich: Bis zum siebenten Jahre blieb der Knabe unter der Aufsicht der Frauen; dann trat er als Edelknabe oder Junker unter die Aufsicht der Männer, und mit dem 14. Jahre wurde er Knappe und empfing den Degen zu fortwährendem Gebrauche. Später wurde er zum Ritter geschlagen.

**) Der Schauplatz ist zwischen Küßnacht und Luzern nahe bei der Burg: Neuhabsburg. Zu Pfarrdorf in Meggen, zu welchem die Burg Neuhabsburg gehörte, ist noch im Beinhause ein altes Gemälde zu sehen, welches diese That Rudolfs darstellt und die Aufschrift trägt:

Steh Leser still im wenig Wort
Betracht dies Gemähl und Lehrne
Wie Habsburg Graf an diesem Ort
So Gott als Priester ehre.

Sein Pferd giebt er dem Pfarrer
Und macht ihn zu reiten
Empfangt zum Lohn die Kaisers Kron
In kurz erlebten Zeiten.

(Vgl. die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Chur, 1828, Bd. I. S. 428. Götzinger a. a. O. S. 357.)

Str. 9. „vergnüget“ = befriedigt. „Mit dankendem Blick“. Der Dichter hat aus Reimnot den Priester nur mit dem Blicke danken lassen, während gewiß dieser Dank in Worten abgestattet werden mußte und worden ist.

Str. 10. Vgl. die Erl. zu Str. 6. Die zweite Person der Gottheit ist nach Joh. 1, 3; Hebr. 1, 1 und anderen Worten der Bibel bei der Welt-Schöpfung mitbeteiligt gewesen. Ihr gebührt darum der Name Schöpfer so gut, als Gott dem Vater. — Zu Lehen tragen = unter gewissen Bedingungen vom Eigentümer zu dauerndem Gebrauche empfangen. Damals blühte das Lehnwesen, daher lag der Ausdruck sehr nahe, den übrigens schon die Quelle (Tschudi) darbot.

Str. 11. „Begeistert.“ Der Priester wird zum Propheten; denn diese Begeisterung ist eine prophetische. — „Sechs Kronen.“ Damals konnte an die Erfüllung des Segenswunsches kaum gedacht werden, wenn man unter den Kronen Fürstenkronen, nicht Grafenkronen, verstehen will. Aber jetzt ist die Sachlage durchaus verändert. Und in die Begeisterung des Propheten mischt sich jetzt die Begeisterung des Sängers, der die Erfüllung seiner ehemaligen Prophezeiung nach der Kaiserwahl außerordentlich nahe gerückt sieht. Dem Grafen wird mehr zu teil im Segen des Priesters, als dieser damals ahnte. Denn der Graf ist Kaiser geworden, und seine Töchter werden nunmehr für Könige und Herzöge begehrenswert sein. Sechs Kronen sind wirklich auf die Häupter der 6 Töchter gekommen, und zwar wurde Mechtild die Gemahlin Ludwig des Strengen, des Pfalzgrafen am Rhein; Agnes wurde mit Herzog Albrecht II. von Sachsen, Hedwig mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, Katharina mit dem Herzoge Otto von Baiern, späterem König von Ungarn, vermählt. Gutta heiratete den König Wenzlaw von Böhmen und Clementia den Erbprinzen von Sicilien Karl Martell, welchen später die Ungarn zum Könige wählten. (Vgl. Fugger, Spiegel der Ehren des Hauses Östreich.) „Und glänzen die spätsten Geschlechter“ = Noch ist Habsburgs Haus nicht ausgestorben; die weibliche Linie mit dem Hause Lothringen vermählt (Maria Theresia heiratete Franz I,) sitzt noch auf dem Kaiserthrone Österreichs.

Str. 12, 4. „Der Worte Bedeuten.“ Dieser Infinitiv statt des Substantivs kehrt oft bei Schiller (Bürgschaft, Str. 19, 6: „Der fühlt ein menschliches Rühren“) wieder, und kommt auch sonst vor (z. B. bei Göthe, Schatzgräber, Str. 3, 5: „Und da galt kein Vorbereiten.“)

4. Disposition:

I. Einleitung: Die Veranlassung des Preises der edlen That des Grafen von Habsburg: Str. 1—5.

1. Das Krönungsmahl: Str. 1. 2.
   a. Der Ort.
   b. Der Gekrönte.
   c. Die Pracht des Mahles.
   d. Die Zuschauer.

α, die Menge
β, der Jubel } der Zuschauer.
γ, Grund des Jubels

2. Des Königs Rede nach dem Mahle: Str. 3.
   a. Anerkennung und Dank.
   b. Wunsch und Bitte um einen Sänger.
3. Der Sänger: Str. 4.
   a. Sein Auftreten.
   b. Seine Erscheinung.
   c. Seine Anrede an den Kaiser.
4. Des Königs Antwort an den Sänger: Str. 5.
   a. Er lehnt ab, den Stoff des Gesanges zu bestimmen.
   b. Er giebt die Gründe für diese Ablehnung an.

II. Die edle That des Grafen von Habsburg, vom Sänger besungen. Str. 6–11.
1. Der Sänger beginnt mit einleitenden Akkorden auf der Harfe. Str. 6, 1—2.
2. Der Graf selbst: Str. 6, 3—19 u. Str. 7—11.
   a. Das Zusammentreffen des Grafen und des Priesters an einem Gießbache: Str. 6, 3—10.
      α, der Graf ist im Begriffe, auf die Gemsjagd zu reiten. V. 3—7.
      β, der Priester ist im Begriffe, einem Sterbenden das heil. Abendmahl zu reichen. V. 8—10.
   b. Des Grafen Frömmigkeit: Str. 7, 1—4.
   c. Des Priesters Verlegenheiten: Str. 7, 5—10.
   d. Des Grafen und Priesters Unterredung: Str. 8.
   e. Des Grafen edler Dienst: Ser. 9, 1—4.
   f. Graf und Priester erreichen ihren Reisezweck: Str. 9, 5—7.
   g. Des Priesters Rückkehr und Dank: V. 8—10.
   h. Die zweite edle That des Grafen: Str. 10.
   i. Der prophetische Segenswunsch des Priesters: Str. 11.

III. Schluß: Str. 12.

Der Kaiser erkennt in dem Sänger den Priester: Str. 12, 1—7, das Volk erkennt in dem Kaiser den Grafen, der das gethan, und alles verehrt das Walten Gottes: Str. 12, 8—10.

5. **Quelle der Romanze**: Ägidius Tschudi († 1572), der schweizerische Chronist, schreibt I., 166 so:

Dero Zit (um 1266) reit Graf Rudolf von Habspurg (harnach Künig) mit sinen Dienern (!) uffs Weid-Werk gen Beitzen*) und Jagen (!) und wie Er in ein Ouw kam allein mit sinen Pferdt (!) hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach, durch das Gestüd (Gestäude),

*) Beizen ist die Jagd auf Reiher unter Benutzung abgerichteter Falken.

ze erfaren, was das wäre, do fand Er ein Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament, und sin Meßner, der Im das Glögli vortrug; do stig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nieder und tet dem Heiligen Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das Heilige Sacrament nebend sich, fing an sin Schuh abzeziechen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was. Der Graf fragt den Priester, wo Er uß wölt? Der Priester antwurt: Ich trag das Heilige Sacrament zu einem Siechen, der in großer Kranckheit ligt, und so ich an diß Wasser kumen, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd. Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigen Sakrament uff sin Pferdt sitzen und damit biß zum Kranken faren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Diener einer (!) zum Grafen, uff deß Pferdt saß Er, und fur der Weidny nach. Do nun der Priester wider heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit großer Danksagung der Gnaden und Tugend, die Er Im erzeigt; do sprach Graf Rudolf: das wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüssen das Pferdt überschritte, daß min Herrn und Schöpffer getragen hat; dünkt üch, daß Irs mit Gott und Recht nit habent mögent, so ordnend Ir es zum Gottzdienst: dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut zu Lechen hab. Der Priester sprach: Herr, nun wölle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an üch legen. Morndes darnach reit der Graf zu dem Clösterlin Var an der Limayt, zwischen Zürich und Baden gelegen, da was eine selige Closter-Frow, die wolt Er heimsuchen: die sprach zu Im: Herr, Ir hand deß vordrigen Tags Gott dem Allmächtigen ein Eer bewisen mit dem Roß, so Ir dem Priester ze Allmusen geben, das wird der Allmächtige Gott üch und üwer Nachkommen hinniden begaaben, und söllend für war wüssen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend: darnach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Erz-Bischoffs von Mentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, ouch von Mannheit dises Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin Nam im ganzen Rich rumwürdig und bekant ward, deß Er hernach ze Roemischen Koenig erwelt ward."

6. Verhältnis der Romanze zu der Quelle. Grundgedanke.

„Das ist Schillers Eigentümlichkeit", sagt W. v. Humboldt (Charakteristik Schillers): „Er forderte einen tieferen Anteil des Gedankens und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte."

Diese eigenartige Umgestaltung des Stoffes finden wir auch hier. Der ursprüngliche Grundgedanke jener Tschudi'schen Erzählung ist doch wohl mit den Worten des Heilands ausdrückbar: „Was ihr gethan habt dem geringsten unter meinen Brüdern in meinem Namen, das habt ihr mir gethan. Wahrlich, es soll euch nicht unbelohnt bleiben." Aber dieser Grundgedanke empfängt durch die Darstellung Schillers eine neue, herrliche Wendung. Nicht nur, daß Schiller in Nebenpunkten sich Änderungen des histor. Stoffes erlaubt hat, welche oben teilweise angedeutet sind, er hat auch verschwiegen, daß der Priester später bei dem Erzbischof von Mainz eine Anstellung gefunden und an der Kaiserwahl Anteil hat, um nur das göttliche Walten erkennen zu lassen, welches den Grafen, der Gott einen solchen Dienst geleistet, reichlich lohnt. Der Chronist zeigt die irdischen Fäden, welche die Vorsehung benutzt, das Menschliche, der Dichter verschweigt dieses. — Schiller läßt die Rede der Klosterfrau unbenutzt und gibt auch der dankenden, Segenswünsche in unbestimmter Fassung enthaltenden, Rede des Priesters die bestimmte prophetische Form. Daß Rudolf von Habsburg auch als gesangliebend und die Dichtkunst verehrend geschildert wird, ist zwar nicht historisch, aber ebenso ein den Kaiser idealisierender, verklärender Zug, wie wenn der Dichter, dieses Fest durch Entfernung jeglichen Mißtons zu verklären bestrebt, den Böhmen an diesem Feste teilnehmen und dem neugewählten König huldigen läßt. Überdies stellt der Dichter als den Gipfelpunkt des Festes der Krönung jene Stunde dar, da der Sänger seine Kraft und Kunst in den Dienst des Königs stellt. Gesang und Dichtkunst im Bunde sind die Krone irdischer Freuden, und wer von beiden verherrlicht wird am Krönungstage, ist zwiefach gekrönt.

Menschen hatten den Grafen Rudolf auf die Höhe gehoben, auf welcher er jetzt steht; wir erkennen, daß die Menschen nur Werkzeuge sind in der Hand dessen, der die Fürstenherzen wie Wasserbäche lenkt und der hier den erhöht, welcher sich vor Gott in Demut und Dankbarkeit gebeugt hatte, welcher noch am Krönungstage einem andern Diener Gottes und einer anderen Gottesgabe, dem Gesange und der Dichtkunst, sich bescheiden untergeordnet und seine dankbare Huldigung dargebracht hatte.

Daß dem Könige, welcher als König eine solche Huldigung der göttlichen Kunst und damit Gotte darbringt, ein solcher Lohn zu teil wird, wie ihn der Sänger dem Könige mitzuteilen berufen ist, und wie er höher nicht zu denken ist und zu schönerer Stunde nicht gegeben werden konnte, das ist eine zweite Krönung, eine von Gott selbst vollzogene Krönung des von Menschen Gekrönten.

Daß der Dichter auf diese Weise, indem er den Priester als den Sänger auftreten läßt, den für die künstlerische Gestaltung der Ballade so hohen Zweck erreicht, eine scenische Einheit herzustellen und dem ganzen Stoffe nunmehr eine wahrhaft dramatische Gestalt zu verleihen, ist eben-

wohl der Beachtung wert genug, wie endlich, daß kein passenderer Mund für den Preis der edlen That des Grafen gedacht werden kann, als der Mund dessen, welcher nicht blos jener That Augenzeuge, sondern der Wohlthat Empfänger selbst war.

Noch läßt uns Schiller den Zusammenhang erkennen, welcher zwischen Priester, Sänger und Propheten obwaltet, indem er in einer Person sich diese drei Ämter vereinigen läßt. Priester, Propheten und Sänger sind Diener Gottes, welche Gottes Willen und Walten erfüllen und kundthun, von Gott Amt und Kraft empfangen, Segen nicht nur verkündigen, sondern spenden.*) Diesen Gottesdienern zu dienen ist ein seliger Dienst, und wer diesen himmlischen Boten sich unterordnet in himmlischen Dingen, ist fähig zu herrschen und zu regieren; der ist allein wert, eine Krone zu tragen.**)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Die Erzählung der edlen That des Grafen. — 2. Darstellung der Krönungsfeierlichkeit zu Aachen. — 3. Charakteristik des (Grafen) Königs Rudolf von Habsburg (auf Grundlage der Schillerschen Ballade). — 4. König Rudolf von Habsburg. Ein biographisches Bild. — 5. Vergleichnng der Ballade Schillers mit Tschudis Chronik. — 6. Würdigung der Veränderungen, welche Schiller mit dem Stoffe (Tschudi) vorgenommen hat. — 7. Vergleichung des Königs Rudolf mit dem König in „des Sängers Fluch“ von Uhland. — 8. Welche Ähnlichkeiten bestehen zwischen den Kranichen des Ibykus von Schiller und dieser Ballade?

[Litteratur: *Götzinger II[5], S. 351. — *Viehoff, Schillers Gedichte[5]. S. 296. — *Düntzer, III. Bd. S. 330. — *Saupe, Göthes und Schillers Balladen und Romanzen, S. 210. — *Kurz III, S. 289. 316. — *Kehrein, S. 257. — *Grube, ästhet. Vorträge I, S. 190. — *Viehoff, ausgew. Stücke II, S. 213. — *Hartert, I, 140. — *Kellner, S. 222. — Günther, Handbuch S. 103. — Becker, im prakt. Schulmann V, 455. — Gude I[4], 253. — *Armknecht, Eklogen S. 82.]

*) Grube sagt, daß man diese Romanze im Gegensatze zu der Dichtung Uhlands: „des Sängers Segen“ überschreiben könne. Freilich darf man nicht übersehen, daß eigentlich nicht der Sänger, sondern der Priester der segnende ist.

Grube hat als die Seele des Gedichtes folgenden Gedanken bezeichnet: „Nur der verdient die höchste weltliche Ehre und Macht, der im Besitz derselben es nicht vergißt, den idealen Mächten des Lebens, der Religion und Kunst zu huldigen und damit Gott die höchste Ehre zu geben.“ — Dagegen wendet sich mit für mich nicht überzeugenden Gründen, aber sehr scharfen Worten Düntzer III, S. 333.

So ist auch das Schlußurteil Grubes über die Wirkung dieses echt nationalen Gedichtes nur treffend zu nennen. „Schillers Graf von Habsburg vor allem ist Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geist, genommen aus dem Herzen des deutschen Volkes, gestaltet von einem Dichter, der wie kein anderer vor und nach ihm die Ideale der Nation mit dem Herzen gedichtet und darum das deutsche Volk so stark im Herzen ergriffen hat.“

**) „Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber, indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.“ (Goethe: Aus meinem Leben. Kaiserkrönung Josefs.)

5. Der Taucher.

[Schillers sämtliche Werke in 4 Bdn. 1874. I. S. 170. Stuttgart, Cotta.]

1. Erläuterungen:

Str. 1. Knappe ist oben erklärt, vgl. „Graf von Habsburg", S. 19. „Rittersmann oder Knapp" ergänzt Götzinger mit Recht: es sei nun Ritter oder Knappe. Sowohl Ritter als Knappen dürfen sich um den Preis bewerben.

Schlund und Mund bezeichnen beide denselben Abgrund, die senkrechte unberechenbar tiefe, trichterförmige Höhle in dem Meere, deren Grund unser Auge nicht schauen kann, da es die Dunkelheit derselben (schwarzer Mund) nicht zu durchdringen vermag.

Des Bechers Wert besteht nicht sowohl in dem kostbaren Stoffe desselben, oder in der kunstvollen Arbeit, sondern vielmehr darin, daß der Becher ein von königlicher Hand dargereichter Siegespreis ist für den, welcher denselben erringen würde (Vgl. Becher, Kelch, Pokal Erläut. IV³, S. 18.)

Str. 2. Die Charybde, jener Meerstrudel in der Meerenge, welche Sicilien von Italien scheidet, war den alten Griechen und Römern der Inbegriff alles Furchtbaren.

Wer der Charybde entrann, kam in der Scylla zu Schaden.*) Es ist nicht unmöglich, daß die Charybde zur Zeit der alten Griechen und Römer ein weit gefährlicherer Strudel war, als jetzt. Denselben, wie er jetzt ist, beschreibt Richter in seinen „Reisen zu Wasser und zu Lande" Bd. 7:

„Nicht weit vom Lazaretto (am Quarantaine-Gebäude in Messina) befindet sich die berüchtigte Charybdis, jetzt Calofaro oder Charillo genannt, eine Stelle in der Meerenge, wo der Strom, weil er an den Felsen auf dem Boden vielfach gebrochen wird, eine wirbelnde Bewegung macht. Dieser Wirbel läßt sich bei stillem Wetter kaum bemerken, vermehrt aber seine Kraft mit der Zunahme des Windes und schlägt im Sturme sehr hohe Wellen, die zu kochen scheinen und einen entfernten Kanonendonner verursachen. Wiewohl ihn die Seefahrer in unsern Tagen, wo sich ihre Kunst sehr vervollkommnet hat, nicht so außerordentlich fürchten, als in früheren Zeiten, so bleibt er doch eine gefährliche Stelle, auf der ein Schiff, das bei stürmischem Wetter in ihre Nähe gerät, leicht von den Klippen zertrümmert und in den Grund gerissen wird."

Doch hören wir auch einige Worte aus Goethes italienischer Reise (Aus dem Briefe: Montag den 14. Mai 1787 zu Messina und auf der See. Sämtl. Werke in 3 Bdn. Stuttgart, Cotta, 1869 II, S. 773):

„Als wir dieses nach und nach anstaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Wasser, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer sich auszeichnenden Felsen bemerken, jene als Charybdis, diesen als Scylla. Man hat sich bei Gelegenheit beider in der Natur so weit aus einander stehenden, von dem Dichter so nahe zusammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beschwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menschen durchaus Gegenstände, wenn sie solche bedeutend vorstellen will, höher als breit imaginiert und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Tausendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenstand nicht mehr befriedige; die Ursache hiervon ist

*) Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Vgl. unser: Aus dem Regen in die Traufe kommen, was sich freilich nur nach einer Seite mit jenem Worte berührt.

immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa; jene wird die Gegenstände mächtig und steil denken, diese sich immer in die Fläche verbreiten. Landschaftsmaler des sechzehnten Jahrhunderts, gegen die unsrigen gehalten, geben das auffallendste Beispiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniepschen Kontur würde den ganzen Kontrast sichtbar machen."

„in der Charybde Geheul." Der Dichter wandelt die prosaische Redeweise: „in die heulende Charybde" in dieser Weise um. Man nennt diese Wortfigur, welche den Begriff des Adjektives zu einem Substantiv erhebt, das frühere Substantiv in den Genetiv des Besitzers treten und somit von dem neuen Substantiv abhängig werden läßt, Hypallage*), welches Wort eigentlich nur Veränderung, Verschiebung bedeutet. Beispiele dieser Figur sind nicht selten:

Da schüttelt er der Locken Grau.
(Simrock, Habsburgs Mauern Str. 3.)

Der Edelsteine Licht, der Seelen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
(Salas y Gomez von Chamisso II, Str. 34.)

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor.
(Ebenda, III, Str. 60.)

Die beiden letzten Verse der 2. Strophe sind so konstruiert, als hieße es: Wer ist beherzt genug, (um) zu tauchen rc. Immerhin vergl. man die Stelle Luc. 24, 25: O ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben allem dem, das die Propheten geredet haben.

Str. 3. Die Ritter und Knappen schweigen auf die Frage in Str. 2. Keine Antwort ist auch eine, diesmal eine verneinende Antwort. Nicht als ob keiner den Wunsch gehabt hätte, mit dem Becher den Ruhm zu gewinnen; — gar mancher schaut hinunter; aber es bedurfte nur dieses Blickes in die wilde, brausende Tiefe, um jeden Wunsch nach Becher und Ehre im innersten Herzen zu vernichten. Das Wagnis ist zu groß, die Möglichkeit des Gelingens zu klein. —

Str. 4. Edelknecht bedeutet den Knappen von adliger Abkunft.

Keck. Götzinger bemerkt: „Im Oberdeutschen ist keck immer ein lobpreisendes Wort; ein gesunder und kräftiger, ein mutiger und fester Mensch heißt keck. Das Tadelnde, welches man im Hochdeutschen oft damit verbindet, verknüpft der Schwabe nie mit diesem Worte." Schiller zeigt noch deutlicher, welchen Begriff er mit keck verbinde:

Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten.
Vermöcht er keck zu handeln, dürft' er nicht
Keck reden auch? (Piccolomini.)

Die Keckheit ist Kühnheit und Freiheit, im Handeln wie im Reden. Ich erinnere noch an Schillers „Handschuh", d. h. an den Ritter, der mit keckem Finger den Handschuh aus der Ungeheuer Mitte nimmt.

---

*) Reuter findet hier die Synekdoche angewandt. Über diese vgl. Schillers: Kraniche des Ibykus.

Im Hochdeutschen hat aber keck schon einen unangenehmen Beigeschmack (ähnlich wie auch vielfach das Wort frei). Man bezeichnet mit Keckheit z. B. einen gewissen Grad von Vorwitz, nennt auch einen Menschen keck, welcher mit der Gefahr spielt, dieselbe als etwas Ungefährliches behandelt, während der Kühne die Gefahr als eine besiegbare ansieht und mit Umsicht angreift, der Tollkühne dagegen die Größe der Gefahr nicht in Rechnung zieht, mit Hintansetzung aller Vor- und Umsicht das nahezu Unmögliche versucht. Ist die Gefahr derart, daß gar keine Aussicht auf Überwindung derselben vorhanden ist, dann ist das Wagen Verwegenheit. — So steht keck dem Worte kühn nach, bezeichnet einen gewissen Grad von Zudringlichkeit (im Reden, zwischen Offenheit und Freimut einer- und Frechheit andererseits vermittelnd), von Vorwitz (im Handeln).

Chor: vgl. Erläut. II[3], S. 157 = Kreis, Menge. [Andre Beispiele siehe Schillers Bürgschaft, Erl. IV, weiter unten!

weg ist als reiner Reim zu keck anzusehen und also wie: weck zu sprechen. So sprechen dies Wort die Sachsen und Schwaben aus.

Str. 5. Des Felsen Hang, an den Abgrund. V. 3. 4. sind als Nachsatz von V. 1. 2. zu betrachten. Dieser Nachsatz ist deshalb ungewöhnlich, weil das Prädikat, statt am Anfange, ganz am Ende steht. Man nennt diese Umstellung der Satzglieder Inversion. Schiller liebt gerade die Inversion sehr. Hier wäre die eigentliche Wortfolge: (da) gab gerade (jetzt) die Charybde die Wasser brüllend wieder, die sie hinuntergeschlungen hatte. Auffallend ist noch das Imperfektum gab, mitten unter lauter Formen der der schildernden Gegenwart. Möglich, daß Schiller an die Stelle der Reimwörter hinab und gab andere Reimwörter nicht zu bringen wußte. — Das Wort „Getose“ ist eine unregelmäßige Bildung; die richtigere ist „Getöse.“ (Vgl. Schiller: Ideal und das Leben 6, 4. „Getös“.) Die Schwaben lieben überhaupt den Umlaut nicht sonderlich.

Str. 6. Schillers Schilderung der Charybde sieht auf einige Vorbilder zurück. Homer läßt seinen Odysseus auf den Irrfahrten auch die Scylla und Charybde kennen lernen und entwirft folgende lebendige Schilderung (Odyss. 12, 234 ff.):

„Jetzo steuerten wir angstvoll in den engenden Meerschlund;
Denn hier drohet Scylla und dort die grause Charybdis,
Fürchterlich jetzt einschlürfend die salzige Woge des Meeres.
Wenn sie die Wog ausbrach, wie ein Kessel mit flammendem Feuer
Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und empor flog
Weißlicher Schaum, die Gipfel der beiden Felsen bespritzend.
Wann sie darauf einschlürfte die salzige Woge des Meeres,
Senkte sich ganz inwendig ihr trübes Gemisch, und umher scholl
Furchtbar der Fels vom Getös, und tiefher blickte der Abgrund,
Schwarz von Schlamm und Morast, und es faßte sie bleiches Entsetzen.“

Aber auch die Äneide Vergils blieb wohl nicht gänzlich unbenutzt. (Aen. III, 420 ff., übersetzt von Neuffer.)

„Rechts droht Scylla und links die unversöhnte Charybdis.
Diese verschluckt dreimal in des Abgrunds unterstem Strudel

Mächtige, steilaufklaffende Flut und empöret sie wieder
Wechselweis in die Luft und peitscht mit der Woge die Sterne."

Der erste Vers dieser Strophe ist außerdem besonderer Beachtung wert wegen der Wortfigur der Polysyndese. Man vergl. meine Erläut. I³, S. 100; II³, 147. 152. 164. 317. Hier trennt der Dichter die verschiedenen Wirkungen, welche die sich hervordrängenden Fluten hervorbringen; das Auge sieht das Wallen, Emporspritzen, unaufhörlich Heraufstoßen, das Ohr vernimmt das Sieden, Brausen, Zischen. Die vier in dem ersten Verse zusammengestellten Wirkungen verbinden sich zugleich wieder als zusammengehörige, zugleich gewirkte durch das vierfach wiederholte: **und**; da aber unser Geist diese Wirkungen nicht getrennt und nach einander aufnimmt, so ist die Gesamtvorstellung zugleich die des wildesten Durcheinanderwogens. (Vgl. Erl. II³, S. 164.)

Str. 7. Die brandenden Wogen. Die Charybde haben wir uns selbst als einen Trichter zu denken, an der Oberfläche des Wassers durch eine kranzförmige Klippenreihe gebildet. In dem großen „Trichter" werden die Wogen eingeschlürft und aufs neue ausgestoßen. Die heraufbrausenden Wogen werden so lange hoch an die Klippen des Trichters geworfen (als brandende), bis die Rückwärtsbewegung eintritt, das Hinabgerissenwerden in den furchtbaren Strudel. – Hoffmeister hielt branden für ein von Schiller zuerst gebildetes Wort, da es bei Adelung noch nicht vorkomme, während es Schiller auch sonst gebrauche:

Wilh. Tell I, 1: „Seht hin, wies brandet, wie es wogt und Wirbel zieht!"
Demetr. 2, 1: Und an dem Ufer ruhig mögen wir den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen."

Grimm belehrt uns, daß branden schon bei Klopstock 1781, Voß 1781 und Stolberg vorkomme, und daß es wahrscheinlich dem holländ. branden = brennen nachgeahmt sei. Das ahd. prinnan (brennen) werde nicht nur vom Feuer, sondern auch vom Wasser gesagt. (Vgl. Schillers Brand der Wellen oben und die lateinischen Wörter aestus und aestuare, welche nicht blos von der Hitze, sondern auch von dem aufbrausenden Meere gesagt wurden). —

Str. 8. Wie wir eben sahen, haben wir die Vor- und Aufwärtsbewegung im Trichter von der Rück- und Abwärtsbewegung zu unterscheiden. Erstere nennt der Dichter hier kurzweg: Brandung. Der Ort, wo der Jüngling stand, muß als ein Vorsprung, ein überhangender Teil des Felsens angesehen werden (des „Felsen*) Hang" Str. 5, 1.) Der Sprung in die Tiefe wird von dem kühnen Knappen so gerichtet, daß letzterer in den Trichter selbst hineinspringt.

Den eigentlichen Sprung verdeckt der Dichter; doch ersetzt er die Ursache, indem er die Wirkung statt jener beschreibt.

nimmer = bedeutet zunächst: nicht mehr. In den Gedanken der

*) Seltene, schwache Form des Genetivs.

Zuschauer aber steigerte sich das nicht mehr ohne Zweifel zu dem „nie mehr.“ Beides kann durch das Wort „nimmer“ ausgedrückt werden.

Str. 9. „Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch — —

Diese Alliteration ist von wunderbar schöner Wirkung.

Die ganze Strophe ist ein wahres Muster der Harmonie. Hohl brausen die Wasser in dem Trichter, so lange die Bewegung eine rückläufige ist; und so lange diese Bewegung andauert, nimmt die Hoffnung der Zurückbleibenden ab. Der Jüngling wird immer weiter hinweg = immer tiefer hinabgerissen, das: „hochherziger Jüngling, fahre wohl“! ist schon nicht mehr Wunsch, sondern vielmehr eine Klage um den, welchen man aufgiebt. Und noch hört diese hohle, heulende rückläufige Wasserströmung nicht auf; — also nimmt auch oben die Hoffnung noch immer ab. „Durch das geheimnisvolle **es** wird die Unterwelt hier wunderbar mit den Menschen oben verbunden; denn es verzieht unten, und man wartet oben, und der Leser schwankt, wer unter dem es eigentlich gemeint ist.“ (Götzinger.) Dieses **es** werden wir bei Schiller noch öfter finden, aber auch bei Chamisso (vgl. Erl. I³, S. 93) und Goethe (Hochzeitslied.) In unserem Gedichte kommt dasselbe auch noch oft genug vor.

Str. 10. „Was der am Rande der Tiefe ängstlich harrende Chor im Hinblick auf das Schicksal des hochherzigen Jünglings fühlt und denkt, wird vom Dichter ganz im Geiste des Chores der altgriechischen Tragödie ausgesprochen.“ (Saupe a. a. O. S. 96.)

Str. 11. V. 5. 6. Durch diese beiden Verse wird in treffender Weise das Nahen der „Brandung“ ausgesprochen, die man eher hört als sieht und deutlich an dem helleren Tone von dem hohlklingenden Rückwärtsströmen der Wogen unterscheiden kann.

Str. 16. „im rosigten Licht“ und **Str. 19.** „in purpurner Finsternis.“

Das zweite Epitheton ornans*) hat eine interessante Geschichte. Körner (der Hofrat und Freund Schillers, des Freiheitsdichters und -Helden Vater), schreibt: „Bei einem einzigen Beiworte, der purpurnen Finsternis, habe ich gestutzt. Ich weiß, daß die Alten einen solchen Ausdruck gebrauchten“ (Körner dachte wohl an Homers: purpurne Woge, purpurne Meerflut); „aber hier trägt er, deucht mich, nichts zur Darstellung bei, und erweckt störende Nebenideen. Minna erklärt sich für die purpurne Finsternis. Sie hat bei Anfällen von Schwindel oft das Gefühl gehabt, daß ihr dunkle Gegenstände violett erschienen sind. Vom Schwindel weiß ich nun nichts. Auch gefällt ihr die Pracht in dem Ausdrucke, die ich zwar auch anerkenne, aber doch nicht dulden würde, wenn sich dieses Beiwort nicht rechtfertigen läßt.“ Schiller schrieb darauf: „Wegen der purpurnen Finsternis brauchst du dir keine Sorge zu machen. Ob ich gleich der Minna dafür danke, daß sie mir ihre Schwindelerfahrungen zum Sukkurs schickte, so kommen ich und mein

*) Über dieses vgl. Uhland, des Sängers Fluch in diesem Bde.

Taucher doch ohnedies aus. Das Beiwort ist gar nicht müßig; der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke das Licht grün und die Schatten purpurfarbig. Eben darum laß ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosigt nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorausgegangenen grünlichen Scheine so erfolgt." (Aber Schillers Taucher hat ja keine Taucherglocke mitgenommen! Dennoch, obgleich unsere Taucher nicht einmal die purpurne Finsternis bestätigen, ist doch das Wort nicht zu verwerfen. Merkwürdig ist übrigens, daß in einer größeren Merrestiefe (von 50—600') meist rot gefärbte Tiere leben. —*)

Str. 18. „in der höchsten schrecklichen Not", d. h. als die schreckliche Not ihren höchsten Grad erreicht hatte.

In dieser Strophe ist leider der unreine, bezw. unechte Reim: rief — Felsenriff von dem Dichter nicht vermieden worden. Die Korallen gehören zu den Pflanzentieren (Polypen) und bestehen aus gallertartigem Schleim, in welchem sich mit der Zeit ein fester, aus Kalk bestehender Kern bildet. Sie sitzen auf dem Boden des Meeres fest, und allmählich nach dessen Oberfläche wachsend, bilden sie endlich eine zusammenhängende Familie aus Milliarden von Gliedern bestehend und bekannt unter dem Namen der Korallenbänke oder -Riffe. Das junge Tier wird bei der Fortpflanzung zugleich mit seinem kalkichten Gehäuse vom alten wie ein Zweig aus einem Stamm hervorgetrieben. (Nach Schoedtler u. Voigtel.) Vgl. Hartert I, 120ff.

Str. 19. „Obs hier dem Ohre gleich ewig schlief." Die „bodenlose" Tiefe, welche der Taucher unter sich sah, war zwar belebt, aber nur von solchen Tieren, welche keine Stimme haben. Auch die Strömung mochte dort nicht mehr vorhanden sein, so daß kein Laut, auch nicht der Schall der Wogen aufwärts in das Ohr des Tauchers drang. Aber um so grausiger, schaudererregender war der Anblick, welchen das Auge hatte, wenn es hinab schaute.

Schiller hat nicht etwa ohne jegliche Studien diese Meerestiefe mit beliebigen Tieren belebt und bevölkert. Ein Brief von Goethe vom 16. Juni 1797 zeigt, daß Schiller von ihm zwei „Fischbücher" entliehen hatte, welche ersterer von Schiller zurückerbittet. Dennoch hatte dieser hier eine Anzahl Tiere in das Meer versetzt, welche unsere Wissenschaft der Zoologie nicht als Meeresbewohner anerkennt, oder deren Existenz dieselbe leugnet. Der Salamander und der Molch leben beide nur auf dem Lande, bezw. in Binnengewässern. Ersterer lebt in feuchten und dunkelen Orten auf dem Lande, er ist ein froschartiger Lurch, schwarz und gelb gefleckt. Der Saft, welchen das gereizte Tier ausspritzt, ist nicht nur ätzend, sondern geradezu giftig. Zu einem noch viel schrecklicheren Ungeheuer macht ihn Plinius. „Er kann, sagt Plinius, ganze Völker töten, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind.

*) Ohne Zweifel war Goethe in diesem Punkte Schillers Lehrmeister, da Goethe in seiner Farbenlehre sagt: „Der beleuchtete Teil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe, uns der beschattete in der entgegengesetzten purpurnen. Die verschiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor."

Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte." Die Molche scheidet die Naturgeschichte in Erdmolch (Salamandra), Wassermolch (Triton), Aalmolch (Amphuima) u. s. w. Die Drachen sind in der Sage und auch in den Werken älterer Naturforscher als ungeheure große, geflügelte Eidechsen bezeichnet. Wir kennen allerdings auch geflügelte Eidechsen, welche den Namen Drachen oder Flattereidechsen führen; aber diese sind ebenso klein, als unschuldig.

Str. 20. Die Rochen (Rajae) mit ihrem plattgedrückten, tellerartigen Leibe und dem meist dünnen und langen Schwanze, mit den Stacheln und Nägeln, womit die meisten dieser Tiere besetzt sind, sind immer ein schaudererregender Anblick. Zudem sind sie groß und unförmlich, scheußlich anzusehen und sehr gefräßig. Der Klippenfisch ist keineswegs so unförmlich und unhold, als er hier zu sein scheint. Die Naturforscher nennen Klippfisch einen ungefährlichen, nicht besonders großen, teilweise recht schön gefärbten Fisch (Chaetodon gigas). Der Hammer oder Hammerfisch ist eine Art der Haifische. Wie der Riesenhai („des Meeres Hyäne") hat auch dieser Hai einen spindelförmigen Leib. Sein platter und stumpfer Kopf hat an den beiden Seiten 2 armförmige Verlängerungen. An den beiden Enden befinden sich die Augen. Der Fisch erhält auf diese Weise die sonderbare Gestalt eines Hammers. Das Tier kann 12 Fuß lang und 8 Centner schwer werden, und dieser schädliche Raubfisch greift auch Menschen an. (Vgl. Viehoff, II. Bd. 4. Aufl. S. 265). — Unter allen Seetieren ist aber unzweifelhaft der Riesenhai am gefährlichsten; derselbe, auch Menschenhai genannt, wird vier Klaftern lang; aus dem Munde starren uns 6 Reihen Zähne wie Lanzen entgegen; selbst die Zunge trägt eine Menge solcher Zähne. Mit der Hyäne aber wetteifert dieses Tier in der Gefräßigkeit und Mordlust, ist ihr auch gleich in dem Mangel jeglicher edleren Eigenschaft, die wir sonst an den Tieren, auch an den Raubtieren, anerkennen.

Str. 21. „war's mir mit Grausen bewußt." Das 's oder es vertritt einen Genetiv, von bewußt abhängig; es bezieht sich aber auf das Folgende. Der ganze Satz hat den Wert einer Parenthese. Dem Taucher war das Gefährliche seiner Lage ebenso klar, als die völlige Hilflosigkeit, in welcher er sich befand.

„Larven." Unter Larve verstehen wir sowohl die Maske, als auch die Mittelstufe in der Verwandlung eines Insektes, welche zwischen Raupe und dem vollkommen entwickelten Insekte mitteninne steht. Beiden Begriffen gemeinsam ist die Gefühllosigkeit, welche jener im absoluten, dieser im relativen Maße eignet. Wir haben demnach ein Recht, anzunehmen, daß der Dichter die Meerungeheuer um ihrer Gefühllosigkeit willen als Larven bezeichnet habe. Auf diese Weise tritt Larve in den besten Gegensatz zu der „fühlenden Brust."

Allein = der einzige Mensch.

Str. 25, V. 5. Ob Ehgemahl hier als Akkusativ (statt Ehgemahlin und

auf sie bezüglich) oder als Nominativ (= Du sollst als Gemahl) zu fassen sei, ist zweifelhaft. Jedenfalls ist das erstere das Näherliegende, und die Form ist durchaus nicht dieser Deutung zuwider. (Vgl. Uhland, des Sängers Fluch, Str. 5.; Voß, der 70. Geburtstag. V. 195.)

2. **Abfassung des Gedichtes.** Diese Ballade entstand anfangs Juni 1797, nicht rasch, sondern allmählich als die Frucht ebenso großartiger dichterischer Kraft, als eingehender Vorstudien. Am 14. Juni ward dieselbe beendet. Mit Goethe stand Schiller in jener Zeit in stetem Verkehre. Göthe, in Jena weilend, dichtete zu jener Zeit die Braut von Korinth und: Der Gott und die Bajadere. Auf diese beiden Balladen und Schillers Taucher bezieht sich Goethes Wort in einem Briefe an Schiller vom 10. Juni: „Lassen Sie Ihren Taucher, je eher, je lieber ersaufen. Es ist nicht übel, daß, während ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht."

3. **Die Quelle.** Es ist nicht ausgemacht, aus welcher Quelle Schiller den Stoff geschöpft habe. Die Sage kommt bei verschiedenen Schriftstellern vor: doch wird sie von jedem derselben mit gewissen Abweichungen erzählt. Herder hatte in einem Briefe an Schiller die Bemerkung ausgesprochen, der Taucher sei nur die veredelnde Bearbeitung der Geschichte eines Nikolaus Pesce. Schiller zeigt aber in einem Briefe an Goethe, daß ihm dieser Name Nikolaus Pesce vollkommen unbekannt war. Er verstand Herders Notiz so, als wenn dieser Nicolaus Pesce dieselbe Geschichte entweder erzählt oder gar besungen habe, hielt also den besagten Nikolaus für den Sänger, nicht für den Helden der Sage, während allerdings in dem Herder bekannten, von Athanasius Kirchner, einem in Rom 1680 † Jesuiten, verfaßten Werke: Mundus subterraneus (die unterirdische Welt) der geschickte Schwimmer so genannt wird. Die Sage lautet in der Kirchnerischen Fassung so:

„Es war zu der Zeit des Königs Friedrich von Sicilien*) ein sehr berühmter Taucher Namens Nikolaus, den man wegen seiner Fertigkeit im Schwimmen gewöhnlich Pescecola, d. h. Nikolaus der Fisch, nannte. Von Jugend auf ans Meer gewöhnt und im Schwimmen jedem überlegen, beschäftigte er sich nur mit Aufsuchung von Austern und Korallen, aus deren Verkauf er seinen Lebensunterhalt zog. Der Aufenthalt in der See zog ihn so an, daß er oft 4—5 Tage im Meere verweilte, von rohen Fischen sich ernährend. Mehr als einmal soll er bis

---

*) Friedrich I, von Sicilien regierte von 1266—1336, Friedrich II. von 1355—1377. An den König Friedrich von Neapel, welcher 1501 sein Reich im Kriege gegen Frankreich und Spanien verlor, mit Schmidt (Taschenbuch deutscher Romanzen S. 164) zu denken, ist uns verwehrt. Dieser Friedrich war, wie uns Hoffmeister belehrt, nur König von Neapel, und die älteste nachweisliche Quelle unserer Sage, nämlich Alexander ab Alexandro (1461—1523), verlegt das Ereignis in „die Zeit unserer Väter" also vor seine Zeit. (Vgl. Hoffmeister III., 296 Anm.)

zu den liparischen Inseln geschwommen sein. Einigemal fanden ihn die Ruderschiffer mitten im schäumenden Meere bei Kalabrien; erst hielten ihn die Schiffer für ein Seeungeheuer, aber einige erkannten ihn und nahmen ihn ins Schiff. Auf die Frage, wohin er bei diesem stürmischen Meere wolle, antwortete er, er bringe in eine gewisse Stadt Briefe, welche in einem ledernen Beutel lägen, der künstlich verwahrt sei, damit sie nicht vom Wasser litten. Endlich nach mancherlei Gespräch und einer guten Mahlzeit sagte er den Schiffern Lebewohl und überließ sich wieder den Wellen. Auch erzählt man, durch den beständigen Aufenthalt im Wasser habe sich seine Natur so geändert, daß er mehr einem Amphibium als einem Menschen geglichen habe; zwischen den Fingern sei ihm eine Schwimmhaut, ähnlich der der Gänse, gewachsen, und die Lunge habe sich so erweitert, daß sie genug Luft zum Atemholen auf einen ganzen Tag enthalten habe. Als nun einst der König von Sicilien nach Messina kam und mancherlei Unerhörtes von diesem Taucher vernahm, so wünschte er voll Neugierde, daß derselbe vor ihm erschiene. Dies geschah, nachdem man ihn lange auf dem Lande und im Wasser gesucht hatte. Der König hatte aber wunderbare Dinge von der nahen Charybde gehört; da sich nun jetzt eine so passende Gelegenheit zeigte, so beschloß er, das Innere derselben erforschen zu lassen, indem er meinte, dies könne durch niemand besser, als durch Nikolaus geschehen. Er gebot also diesem, sich auf den Grund hinab zu lassen, und da Nikolaus die nur ihm bekannten großen Gefahren vorwandte, und der Befehl des Königs ihm zuwider zu sein schien, so ließ dieser, um ihm Mut zur Ausführung zu machen, eine goldene Schale hineinwerfen, mit dem Versprechen, sie solle ihm gehören, wenn er sie wieder heraufbrächte. Nikolaus, gelockt durch das Gold, stürzte sich bald mitten in den Strudel. Hier blieb er fast drei Viertelstunden, während welcher der König und alle Umstehenden mit großer Sehnsucht seiner harrten. Endlich ward er mit ungeheurer Heftigkeit aus dem Grunde des Meeres wieder hinaufgetrieben. Er hielt die hineingeworfene Schale im Triumph in die Höhe und ward in den Palast geführt. Nachdem er, von der übermäßigen Anstrengung erschöpft, durch ein reichliches Mahl sich erquickt hatte, kam er vor den König und redete so zu ihm: Gnädigster König, ich habe Deinen Befehl vollzogen. Hätte ich aber vorher gewußt, was ich nun weiß, ich würde nimmermehr, und hättest Du mir auch Dein halbes Königreich geboten, Deinem Befehle gehorcht haben. Ich hielt es für Verwegenheit, dem Gebote des Königs nicht zu folgen und beging nur eine um so größere. — Als nun der König zu wissen begehrte, warum er von Verwegenheit spräche, antwortete er: Wisse, o König, vier Dinge giebt es, welche diese Stelle, ich sage nicht Tauchern wie ich, sondern selbst den Fischen unzugänglich und schrecklich machen. Erstens das Getöse des aus den innersten Meeresküsten heraufbrausenden Stromes, dem schwerlich ein Mensch, selbst der stärkste nicht, zu widerstehen vermag, und dem auch ich nicht gewachsen

war, weswegen ich durch Seitenklüfte in die Tiefe dringen mußte. Zweitens die unzähligen, rings entgegenstarrenden Klippen, deren Fuß ich nur mit der größten Gefahr, mein Leben oder wenigstens meine Haut einzubüßen, erreichte. Drittens das Tosen der unterirdischen Gewässer, die mit gewaltigem Ungestüm aus den innersten Schluchten der Felsen hervorstürzen und durch entgegengesetzte Strömungen so schreckliche Wirbel erzeugen, daß die Furcht allein schon den Menschen betäuben und töten könnte. Viertens das Gewimmel der ungeheuren Polypen, die, an den Klippenwänden hangend, mich mit Entsetzen erfüllten. Ich sah einen, dessen Rumpf allein größer war, als ein Mensch, seine Fangarme waren wohl zehn Fuß lang; und hätte er mich damit gefaßt, die bloße Umschlingung würde mich getötet haben. In den benachbarten Felsgrotten wimmelten Fische von ungeheurer Größe, Hunde, gewöhnlich Fischhunde genannt.*) Ihr Rachen ist mit drei Reihen von Zähnen besetzt, in ihrer Größe kommen sie den Walfischen nahe. Wen sie einmal mit ihren Zähnen gefaßt haben, um den ist's geschehen, kein Schwert, keine Nadel ist so scharf als das Gebiß dieser Seeungeheuer, mit dem sie alles zermalmen. — Als er dies alles erzählt hatte, fragte man ihn, wie er denn die Schale hätte auffinden können. Er antwortete, der mächtigen Strömungen und Gegenströmungen wegen sei die Schale nicht senkrecht hinabgesunken, sondern wie er selbst durch die Gewalt der Wogen seitwärts verschlagen worden, wo er sie in einer Felsenhöhlung gefunden habe. Wäre sie bis auf den Grund gesunken, so hätte er bei dem Sieden der Gewässer und dem Toben der Wirbel keine Hoffnung gehabt, sie wieder zu finden, denn die Strudel, welche die unterirdischen Fluten jetzt einschlürften und jetzt wieder ausspieen, hätten so gewaltig getobt, daß keine Kraft ihnen zu widerstehen vermöchte. Zudem sei das Meer so tief, daß es für die Augen eine fast cimmerische Finsternis darbiete. Auf die Frage, ob er Mut genug habe, den Grund der Charybdis noch einmal zu untersuchen, erwiederte er: Nein. Dennoch überwältigte ihn auch diesmal wieder ein Beutel voll Gold nebst einer in den Strudel geworfenen kostbaren Schale. Von Habgier verlockt, stürzte er sich abermals hinein, kam aber nicht mehr zum Vorschein."

Wie schon angedeutet wurde, kann der Dichter diese Quelle, so groß auch die Verwandtschaft derselben mit dem Gedichte ist, nicht benutzt haben; wohl aber muß eine nach dieser Erzählung gearbeitete Novelle von einem uns unbekannten Verfasser seiner Ballade zu Grunde gelegen haben. Ob die gedachte „Novelle" schon einen Teil der vielen Veränderungen des Stoffes zeigte, welche die Ballade aufweist, muß vorläufig unentschieden bleiben. Über den Unterschied der Quelle und der Ballade selbst haben wir noch später ausführlicher zu reden.

Andere, ältere Variationen desselben Stoffes, übrigens aus abge-

*) Gemeint sind wohl Seehunde.

leiteten Quellen geschöpft und darum nicht so wertvoll, sind die von Alexander ab Alexandro († 1523) in seinen dies geniales (er nennt den Taucher Colan, aus Cantania stammend, der Fisch zubenannt, und läßt den Taucher auf Befehl des Königs gelegentlich eines Volksfestes in dem Hafen ins Meer tauchen, aber gleich bei diesem ersten Versuche verunglücken), ferner derjenige des Thomas Fazelli (de rebus Siculis), welcher den Taucher erst bei dem dritten Versuche umkommen läßt, und die des Spaniers Feyjoo († 1765), welcher unter Berufung auf die Recension Alexanders in ganz ähnlicher Weise als Kirchner die Begebenheit mitteilt. —

4. **Der Grundgedanke** der Romanze: Der Dichter spricht denselben in den Versen aus:

Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Gott hat dem Menschen seine Schranken gesetzt, welche er nicht überschreiten darf. Wer sie doch überschreitet, und nicht von Gott sich warnen und von seinem gottesversucherischen Wege zurückhalten läßt, der stürzt ins Verderben.

5. **Disposition:**

I. Die Aufgabe: Str. 1—3.
1. Des Königs erste Aufforderung zum gefährlichen Wagnis. Str. 1, 1—4.
2. Der Preis für den Sieger. Str. 1, 5. 6.
3. Der König wirft den Becher in die Tiefe und wiederholt die Frage. Str. 2.
4. Ritter und Knappen verzichten auf den Siegespreis und den Kampf mit dem wilden Elemente. Str. 3, 1—4.
5. Des Königs dritte und letzte Aufforderung. Str. 3, 5. 6.

II. Der Wagende: Str. 4—8.
1. Sein Hervortreten. Str. 4, 1—4.
2. Der Eindruck, welchen sein Erscheinen und Vornehmen bei den Zuschauern macht. Str. 4, 5. 6.
3. Die Größe des Wagnisses. Str. 5—7.*)

---

*) Keller a. a. O. tadelt mit Unrecht diese Fassung und meint, der Hauptgegenstand von Str. 5 und 6 sei der durch das augenblickliche Heraufströmen des Wassers bewirkte Aufschub, welchen der Dichter benutzt, um die Gefahr zu schildern. Keller verwechselt Ursache und Wirkung. Allerdings liegt ein Moment des Aufschubs vor; allein dasselbe wird in den beiden Strophen zur Schilderung der Gefahr benutzt, und diese eben wird in den Strophen behandelt. Ja sogar ausschließlich. In dem Wartenmüssen liegt außerdem für den Jüngling eine Probe seines Mutes; denn nun wird

a. Unendliche finstere Tiefe. Str. 5.
b. Die entsetzliche „Brandung." Str. 6.
c. Der nicht minder furchtbare Rücklauf in den strudelnden Trichter. Str. 7.

4. Der Sprung in die Tiefe. Str. 8, 1—4.
5. Das Verschwinden des Tauchers im Abgrund. Str. 8, 5. 6.

III. Die Erwartung der Rettung: Str. 9—15.

1. Der Zuschauer Urteil über den Erfolg. Str. 9.
2. Das Urteil über die That selbst. Str. 10.
3. Der Höhepunkt in der Hoffnungslosigkeit. Str. 11, 1—4.
4. Das Zurückkehren der Brandung. Str. 11, 5.—Str. 12.
   a. dem Ohre vernehmbar. Str. 11, 5. 6.
   b. dem Auge sichtbar. Str. 12.
5. Die Rettung. Str. 13—15.
   a. Der Schwimmende. Str. 13.
   b. Der Landende. Str. 14, 1. 2.
   c. Der Begrüßte. Str. 14, 3—4. 15.

IV. Der Bericht des Tauchers: Str. 16—22.

1. Die Größe des Wagnisses. Str. 16.
2. Die Hinabfahrt. Str. 17.
3. Der Haltepunkt. Str. 18.
4. Die Beobachtung vom Haltepunkt aus. Str. 19—21.
   a. Die Tiefe des darunterliegenden Meeres. Str. 19, 1. 2.
   b. Die grauenerweckende Tierwelt des Meeres. Str. 19, 3—21,4.
      α, dem Ohre durch das Schweigen. Str. 19, 3.
      β, dem Auge durch die scheußliche Gestalt, furchtbare Größe und gefahrvolle Kraft der Tiere Str. 19, 4—20,6.
      γ, dem Verstande im Bewußtsein der Hilflosigkeit Str. 21.
5. Der Taucher verliert das Bewußtsein vor Schrecken und — wird gerettet. 22.

V. Des Tauchers Untergang. Str. 23—27.

1. Der König wünscht Wiederholung des Wagstückes gegen neuen Lohn. Str. 23.
2. Die Tochter bittet für den Knappen. Str. 24.

---

er sich erst der Größe der Gefahr vollkommen bewußt, und wenn er sie doch aufsuchte, so hat sich sein Mut bewährt; zugleich liegt in dem Wartenkönnen auch ein Zeichen der Besonnenheit, welche die Forderungen der Klugheit thunlichst beobachtet. Für den Zuschauer aber ist im Warten eine Erhöhung der Spannung, ob der Jüngling das Ungeheure wagen werde oder nicht, mitgesetzt.

3. Der König bleibt bei dem Entschluß und erhöht nur den Lohn. Str. 25.
4. Der Taucher wagts noch einmal: Str. 26.
   a, Seine Liebe zur Königstochter (Str. 26, 1—2)
   b, und die Erkenntnis der Gegenliebe jener (Str. 26, 3. 4.) bewirken
   c, die That. (Str. 26, 5. 6.)
5. Er kommt nicht wieder, so heiß und lange er auch erwartet wird. Str. 27.

6. Gedankengang: Auf einem Felsenvorsprung über dem Strudel der Charybde, welcher von oben besonders genau beobachtet werden kann, befindet sich der König mit seiner Tochter und deren Edelfrauen, seinen Rittern und deren Knappen. Während alle die Charybde betrachten, kommt dem König der Gedanke, den Mut seiner Umgebung auf die Probe zu stellen. Sein Wunsch ist so lebhaft, daß er denselben sofort in der Form einer Frage ausspricht, welche an alle Ritter und Knappen gerichtet ist. Zugleich wirft der König einen Becher in die Flut und bestimmt diesen zum Sieges- und Ehrenpreis dem, welcher das kühne Wagnis unternehmen und den Becher holen würde. (Str. 1. 2.) Aber es bedarf einer nochmaligen Aufforderung des Königs und einer dritten, bis ein K n a p p e hervortritt, während unter den Rittern sich keinerlei Geneigtheit zeigt, den Preis zu gewinnen. (Str. 3.) Der Knappe, von adligem Blut, macht sich zu seinem Wagnis bereit, indem er der hinderlichen Kleider sich entledigt. Allgemeine Teilnahme findet der schöne und mutige Jüngling. (Str. 4.) Es ist ein Kampf zu bestehen, und des Knappen Feind ist die C h a r y b d i s.

So beschreibt denn der Dichter zunächst den Feind, soweit derselbe von fern erkennbar ist. Die Charybdis ist ein Trichter, in welchem fortwährend zwei Bewegungen des Meeres abwechseln: die vorläufige und die rückläufige. Jene treibt unter furchtbarem Getöse die Wasser in die Höhe (Str. 5. 6.), diese schlingt in den strudelnden Trichter dieselben zurück (Str. 7.) Den Augenblick, wo letzterer fast alle Wasser verschlungen hat, benutzt der Jüngling, um, nach kurzem, stillem Gebet zu Gott, in den Trichter hinein zu springen. Der Wirbel nimmt den Kühnen auf, bedeckt ihn; — und es ist still auf der Oberfläche des Wassers. (Str. 8.) Nur aus der Tiefe vernimmt man noch das hohle Brausen des Meeres, ein Zeichen, daß das Wasser noch in dem Trichter abwärts gezogen wird. — Die Zeit des Harrens und Bangens macht die Gefühle der Umstehenden, der Zuschauer uns kund. Der erste Gedanke ist, und er wird rasch ausgesprochen: Fahre wohl! Halb ists der Ausdruck des W u n s c h e s e i n e s g l ü c k l i c h e n A u s g a n g e s d e r S e e r e i s e, halb aber schon der Ausruf der ernsten Befürchtung, daß sie den braven Jüngling wohl nicht wiedersehen würden, der Ausruf eines A b s c h i e d s a u f N i m m e r w i e d e r s e h e n (Str. 9.). Dann wenden sich die Ge-

danken von dem Jüngling ab auf den König, welcher diese That veranlaßt, den zu erwartenden Tod auf dem Gewissen hat, und verurteilen die Aufforderung des Königs, da er etwas Übermenschliches von einem Menschen gefordert (Str. 10). Wenn dieser Strudel sogar Schiffe zerbreche und in den Grund ziehe, wie sei es zu hoffen, daß ein Mensch, und wäre er der geschickteste und kräftigste, gesunden Leibes bleibe und wieder zum Vorscheine komme? Solcherlei Gedanken und Worte werden unterbrochen von dem hellen Ton der Wasser, welcher jetzt aus der Tiefe hervordringt, zum Zeichen, daß die vorläufige Bewegung, die „Brandung“ wiederkehrt. (Str. 11.) Ja die Wasser kommen wieder; brausend, zischend, spritzend, unaufhaltsam, wie vorhin (Str. 12.). Und sie kommen nicht allein. Aus dem Meere hebt sich etwas Besonderes heraus, schwanenweiß, zuerst nicht, dann aber als Arm und Nacken erkennbar. Es ist sein Arm und Nacken, aber ist er tot, der treffliche Jüngling, und giebt das Meer den Leichnam zurück? Nein; denn es rudert der Arm. Der Jüngling lebt, und nachdem er aus dem Bereich der Brandung mit aller Kraft sich herausgearbeitet hat, hebt er auch den linken Arm nach oben, und man sieht, wodurch das Maß der Freude voll wird, daß der Jüngling mit der linken Hand den Becher hält.*) (Str. 13.) Und der Taucher kommt ans Land, lang und tief atmend, das Licht der Sonne begrüßend. Gott sei Dank! so strömts voll aus seinem Herzen. Gott sei Dank! ruft die Menge im Überschwang ihrer Freude. Er lebt! Mehr noch: Er ist da! Er hat sich sogar aus dem Bereiche des furchtbaren Strudels zu bringen gewußt.**) (Str. 14). Mit Jubel wird er empfangen und im Triumph zu dem König geführt. Dort sinkt er nieder zu den Füßen des Königs und überreicht den erkämpften Becher, um ihn von der Hand seines Herrn als Siegespreis zurückzuerhalten. Er empfängt mehr zurück als er zu ahnen vermochte. Auf jenes Wink füllt die edle, liebliche Königstochter den Becher mit funkelndem Weine und, nachdem der Knappe sich an dem Tranke erquickt hat, zwiefach, da solche Hand ihm den Becher kredenzte, berichtet er seine Erlebnisse. (Str. 15.)

Wie glücklich ist man doch hier oben im Vergleiche zu dem furchtbaren Aufenthalt in der Tiefe. Es heißt, Gott versuchen, wenn diese Tiefe der schauen und durchforschen will, welchen die Gottheit mit dem Anblick derselben gnädig verschont hat (Str. 16.) Die Fahrt in den Strudel war übrigens blitzesschnell, dem Strome konnte ich mich nicht entziehen. In der Tiefe aber faßte mich ein mächtigerer, von unten emporsteigender, Strom,***) welcher jenen von oben niederwärts ziehenden

*) Die Cäsur nach: Und er ists! ist eine sehr beachtungswerte Versmalerei. Die Erleichterung aller Herzen tönt aus diesem kurzen Ausruf heraus.

**) Man kann in Str. 14. die abgerissenen Sätze auch als die verschiedenen Stimmen des Jubels auffassen.

***) Daher spricht der Dichter von einem Doppelstrom. Der Taucher hat unter

überwältigte; nachdem ich mehrere Male um und um gedreht war, wie ein Kreisel, ohne daß ich mit aller meiner Kraft etwas gegen diese Gewalt ausrichten konnte (Str. 16.), rief ich Gott um Hilfe an, und ich ward erhört. Ich gewahrte ein Felsenriff, ergriff es, und — war vorläufig gerettet. Und meine Freude zu erhöhen, fand ich an demselben Riff auch den Becher hängend (Str. 18.). Unter mir war noch eine tiefe, tiefe Flut. Laute aus dem Munde der Tiere hörte ich nicht; was ich aber sah, war schrecklich genug: Was das Meer birgt an Bewohnern von schaudererregender Häßlichkeit oder furchterzeugender Größe und todesangsterweckender Gefräßigkeit, das war hier vereinigt, oft in große Klumpen geballt; und ich — allein. Niemand konnte mir helfen, und ich war selbst ohne alle Waffen und hatte Not, an dem Felsen mich festzuhalten, aber keinerlei Möglichkeit, mich gegen jene Ungeheuer zu verteidigen. Und nun kommt eins der Ungeheuer heran, der schrecklichsten eines, ein hundert-gelenkiger Polyp, es bewegt sich nach mir zu, hundertarmig scheint das Tier. Es sieht, es erstrebt mich, jetzt wirds mich erfassen.*) Da — lasse ich los, besinnungslos geworden vor Schreck, der Strom faßt mich, entreißt mich dem Polypen, reißt mich nach oben, — ich bin gerettet. — (Str. 19—22.)

Der Bericht des kühnen Tauchers hatte dem König mehr geboten, als dieser erwartet hatte, erwarten konnte; aber gerade dadurch wird seine Begierde geweckt, noch mehr zu erfahren. Jetzt möchte er wissen, was auf dem tiefuntersten Grunde des Meeres zu schauen ist. Außer dem Becher soll ein kostbarer Edelstein der Preis für den Taucher sein, wenn er die zweite Fahrt glücklich zurückgelegt habe (Str. 23.). Die Tochter bittet für den Jüngling, bittet ihren Vater so schmeichelnd, so herzlich, so dringlich, daß der König in den Worten seiner Tochter das Aufkeimen ihrer Liebe zu dem mutigen Jüngling erkennt. (Str. 24.) Der König verheißt dem Jüngling die Hand der Königstochter, wenn er die zweite Fahrt unternehme und den Becher nochmals zur Stelle schaffe. Schon ist der Becher von der Flut bedeckt. (Str. 25.)

Der Jüngling wird von diesen Worten wie berauscht. Der Knappe soll der trefflichste, der erste unter den Rittern sein, des Königs Eidam werden, heute noch, und das liebliche Wesen sein nennen, dessen Herz schon in Liebe zu ihm schlägt! Er sieht ja die Jungfrau erröten, erbleichen, ohnmächtig niedersinken. — Ja, gewiß, sie liebt ihn! Da ists mit seiner Überlegung vorbei. Er stürzt hinunter auf Leben und Sterben (Str. 26.) — Er wird erwartet, ersehnt, besonders von zwei Augen; — aber auch ihre Blicke können ihn nicht heraufziehen. Die Brandung kommt wieder, der Jüngling — nicht (Str. 27.).

---

dem Kampfe beider zu leiden und empfindet der Naturkraft gegenüber auch seine Ohnmacht doppelt.

*) Wiederum ist der kurze Satz: Will schnappen nach mir von außerordentlicher Wirkung. Wir meinen den Angstschrei des Jünglings, unter welchem dieser in seiner Todesangst die Korallen losläßt, zu hören.

7. Charakteristik der handelnden Personen.

1. Der König. Lüben sagt (und wiederholt zum Teil Hoffmeisters Worte, freilich ohne die Quelle zu nennen): „Der König hat den Wunsch, die Abgründe des Meeres kennen zu lernen. Da die Befriedigung dieses Wunsches durch eigene Anschauung mit Lebensgefahr verknüpft ist, so sucht er andere dazu zu vermögen. Dadurch charakterisiert er sich als ein roher Mensch, der das Leben seiner Unterthanen für nichts achtet. Seine Roheit steigert sich zur Grausamkeit, als er den Jüngling auch da noch zur Wiederholung des Wagnisses antreibt, wo er bereits die Liebe seiner Tochter zu demselben bemerkt hat. Durch diese Handlungsweise bildet er einen äußerst schroffen Gegensatz zu den übrigen Personen der Ballade. Vielleicht wäre es passender gewesen, wenn der Dichter des Königs Wunsch, die Abgründe des Meeres kennen zu lernen, als eine heftige Wißbegierde stärker hervorgehoben und bestimmter motiviert hätte; er würde dadurch diesen Charakter unserer Gattung menschlich näher gerückt haben.“ Meiner Meinung nach ist damit des Königs Charakter nur einseitig dargestellt worden. Man muß sich die Situation doch wohl so denken, daß der König mit seinem Hofstaate auf einem Ausfluge begriffen ist und entweder zum Zielpunkte oder zum Rastorte den Felsen erwählt hat, von wo nicht nur der grausige Anblick in die Charybde, sondern auch der majestätische Anblick und Ausblick auf das Meer und die sicilische Küste gewährt war. Hier rastet, hier erquickt sich der König und seine ganze Umgebung, leiblich durch Speise und Trank, geistig durch die herrliche erhabene Fernsicht, wie durch den furchtbar erhabenen Blick in die Tiefe. Die Stimmung ist eine animierte, die nüchterne Überlegung fehlt besonders bei dem Könige. Seine charakteristische Eigenschaft ist die Unbedachtsamkeit, welche einen Gedanken, der ihm zufällig gekommen, irgendwie angeflogen ist, gern gleich ausgeführt sähe. Der Gedanke, welcher ihn treibt, den Becher ins Meer zu werfen, ist der, seine Ritter und Knappen eine Probe des Mutes ablegen zu lassen. Er wirft den Becher in die Flut und ruft: Wer hat den Mut, den königlichen, goldenen Becher wieder heraufzuholen? Siegespreis soll der Becher sein! Die Größe der Gefahr kommt ihm eigentlich nicht recht zum Bewußtsein. Neugierde, was in der Tiefe zu sehen sei, ists nicht, was den König (der Dichtung) zuerst bewegt, die Ritter und Knappen auf die Probe zu stellen. Er will den Mutigsten seiner Getreuen kennen lernen. Allerdings hätte ihn das zweimalige vergebliche Fragen belehren sollen, daß das Wagnis zu schwer sei, und er hätte von der Forderung dieser Mutesprobe abstehen sollen, allein er will eben seine Worte nicht sofort zurücknehmen, und fragt dreimal nach altem allgemeinen Brauch; dann würde er von seiner Forderung gelassen haben, wenn auch die dritte Frage vergeblich gewesen wäre. Die erste Frage läßt schließen, daß der König auf eine ganze Anzahl sich meldender Ritter und Knappen rechnet, welche um den Siegespreis und noch

mehr um die Ehre mit einander kämpfen werden, indem sie mit dem Strudel ringen, daß er die Gefahr also nicht für bedeutend hält und nur den auszeichnen will, welcher der glückliche Finder des Bechers sein würde, er betrachtet den Wettkampf mehr als Spiel, nicht eigentlich als mit Todesgefahr verknüpft. Die zweite Frage ist eine ausdrückliche Berufung auf den Mut seiner Diener, unter denen er doch sicher einen zu finden hofft, der zu diesem Wagnis sich bereit zeigt. Die dritte Frage klingt schon, wie wenn der König nunmehr zu hoffen aufgehört habe, daß jemand an seine Aufgabe sich wagen oder gar sie lösen werde. Doch es findet sich einer — ein Knappe; er springt hinab — und kommt wieder, und er berichtet so Wunderliches von dem Innern dieses Meeresteiles, daß jetzt den König die Wißbegierde erfaßt, von diesem Meere noch mehr zu erfahren. Daß er sich an diesen einen Knappen wendet, dient zur Beschämung den Rittern und übrigen Knappen, von welchen er einen solchen Beweis des Mutes nicht mehr erwartet. Nun merkt der König allerdings die Liebe seiner Tochter zu dem Knappen an der Wärme ihrer Fürsprache. Ihre Wahl mißfällt dem Vater nicht, er will nicht ihrem Herzen den Gegenstand der Liebe rauben, der Knappe soll vielmehr durch sein zweites Wagnis sich vor allen Rittern und Hofleuten als den der Hand der Königstochter würdigsten legitimieren. Das zweite Wagnis soll die Probe des ersten sein, da das erste nur durch einen Zufall, durch ein günstiges Geschick so gelungen erscheint. Das zweite soll bezeugen, daß der Besitz der Tochter nur dem Mutigsten und Würdigsten, und diesem nur nach dem Siege in einem heißen Kampfe gewährt werden könne. Es ist eine Gottesversuchung das Begehren des Königs, es ist ein Frevel das Auffordern zu diesem Wagnis, aber gemildert wird die That durch die Unbesonnenheit, welche dem König eignet, das rasche Blut, welches nur ein Vorwärts und kein Rückwärts kennt. Für diesen in Unbesonnenheit begangenen Fehler wird der König hart genug gestraft durch den Anblick seiner erst so glücklichen, dann aber unbeschreiblich unglücklichen Tochter, einer geknickten Blume, die der rauhe Wind zerbrochen, nein einer Blume, die der Gärtner wie sein Leben liebte und liebend pflegte nnd aufzog und nun in einem Augenblicke unbesonnener, ungezügelter Regung ausfahrend, ohne es zu wollen, mit seiner Hand selbst zerschlägt.

2. Der Taucher.

Eine herrliche Erscheinung ist der Edelknabe. Hohe Schönheit in Wuchs und Antlitz gewinnt ihm alle Frauenherzen wie mit einem Schlage;*) dabei ist er trefflich unterwiesen in Leibeskünsten, wie seine Kunst in Schwimmen zeigt, von edlen Manieren und feinem Anstande, wie sein Verhalten dem Könige gegenüber offenbart, von reicher Herzens-

*) Der Dichter stellt uns die Schilderung nur insofern dar, als er die Wirkung der Schönheit auf die Beschauer berichtet!

und Geistesbildung. Sein schönes Auge läßt den kühnen Mut, den Feuergeist erkennen, seine Erzählung zeigt den klaren, genauen Beobachter, seine Gebete, daß er nicht eine Gott fern stehende Seele im Busen trägt. Sein Gesichtsausdruck ist durchaus sanft und zart, daneben kühn, aber zunächst nicht verwegen. Er läßt den Rittern den Vortritt und wartet deshalb bis zur dritten königlichen Aufforderung, ehe er derselben nachzukommen sich bereit erklärt. Zu seinem ersten Wagnis treibt ihn nicht etwa die Habsucht an, sondern die Ehre, als deren Symbol er den goldenen Becher ansieht. Die Laufbahn des Knappen ist eine Laufbahn der Ehre, und der Edelknabe hat ja kaum die erste Staffel des Ruhmes bestiegen. Es gilt ihm auch, die Ehre der Ritter und Knappen des Königs angesichts der Damen des Hofes zu retten. Daß niemand in dem ganzen Hofgesinde das zu unternehmen wagt, was in den Augen des Königs allerdings ein Wagnis, aber keine Verwegenheit ist, das soll der König nicht von seinen Dienern sagen.

Der Knappe unternimmt die That, aber er überzeugt sich auf seiner unterseeischen Fahrt hinlänglich davon, daß dieses Wagnis schwerer ist, als daß es ein Mensch, ohne Gott zu versuchen, unternehmen darf. Eine solche Meerestiefe, eine solche Gewalt des Strudels und des unteren Stromes, eine solche Gefahr, von zahllosen bekannten und unbekannten Tieren drohend, solches alles um der Ehre willen aufzusuchen, das ist nicht mehr Kühnheit, das ist Verwegenheit. Es ist alles nur Gottes Gnade, daß der Jüngling lebendig wiederkehrte und den Becher wiederbrachte. Hätte der senkrechte Strom ihn hinabgerissen in die bodenlose Tiefe, oder der Wirbel des Doppelstroms ihn an ein Riff geschleudert, oder irgend eins der Meerungeheuer ihn erfaßt, oder der Strom ihn nicht in dem Augenblick, als er vor Schrecken besinnungslos das Riff, das ihn trug, losließ, nach oben geführt — er wäre schon das erste Mal nicht wiedergekehrt! Und daß er den Becher gerade an dem Felsenriffe hängend fand, das ihm zum vorübergehenden Zufluchtsorte diente, war das nicht Gottes sichtbare Fügung? Hätte er den Becher sonst gefunden, wenn nicht in nächster Nähe, oder erreicht, wenn nicht unter diesen begleitenden Umständen? Das Verdienst des Tauchers an dem Gelingen seines ersten Wagnisses hat nicht der Taucher, vielmehr hat dieser nichts, gar nichts dazu thun können; das Verdienst hat vielmehr Gott, wie es auch der Taucher eingesteht, oder der Zufall für den, welcher an die Weltregierung Gottes bis ins Kleine und Kleinste nicht glauben wollte.

Wenn der Zufall regierte, dann wäre die zweite That des Jünglings Wahnsinn. Denn dieser durfte nicht erwarten, daß er das zweite Mal wieder dasselbe Riff erreichen, dort den Becher finden, von den Seeungetümen unbehelligt bleiben, von der Strömung rechtzeitig aufwärts gerissen werden würde. Und wenn, wie ja der Taucher deutlich einsieht und eingesteht, Gott ihn in seiner Hand hielt, des Tauchers Gebete er-

hörte, dem seiner Kraft nicht mächtigen Jüngling Rettungsort und Siegespreis in der Hand gab, den Bewußtlosen rettete, dann war es ein schwerer Frevel, eine große Gottesversuchung, abermals in eine Gefahr sich zu stürzen, in welche nicht die Not und das Gewissen, sondern der Egoismus ihn trieb, in der unberechtigten Erwartung, Gott werde ihn auch auf einem Wege, den er deutlich als einen sündigen erkannt hatte, schützen und segnen. Habsucht nach dem Golde des Bechers trieb den Jüngling nicht, der Glanz blendete ihn nicht, aber wie ihn das Gold der Ehre zuerst getrieben hatte, so hat jetzt der in Aussicht gestellte Edelstein des königlichen Hauses, die liebliche Königstochter, seine Habsucht geweckt und seine Sinne umnachtet, ehe er in die Meeresfinsternis eintauchte.*) Über der Hoffnung auf irdisches Glück, wenn gleich es das höchste war, was gedacht werden mag, hat der Jüngling seine eigenen Worte vergessen, Gottes vorher wohlverstandene Warnung verachtend. Er befiehlt sich somit nicht Gott, er kann es nicht, da er sich auf einem von Gott verbotenen Wege weiß, er will aber auch trotz Gott das ohne Gott Unmögliche versuchen; — das ist ein großer Frevel, er vollzieht die That, welche er selbst vorher als Frevel verdammt, er geht unter, — und nicht unverdient. Es ist eine tragische Figur, der Taucher; ein Held, der seinen Untergang verschuldet, und der doch im Untergange noch unsere vollste Teilnahme hat. Was ihn ins Verderben bringt, ist seine Liebe, ein Habenwollen dessen, was Gott ihm auf solche Weise zu erwerben versagt hatte, eine eigenwillige, leidenschaftliche, die Überlegung des Geistes zerstörende Liebe, ein selbstverschuldeter Liebes-Wahnsinn. Es ist keine Himmelsgewalt, die den Unglücklichen in die Tiefe zieht, sondern eine irdische Gewalt, die ihn verblendet und den Verblendeten verdirbt, ein irdischer Abgott, über welchem der Arme des schützenden, heiligen Gottes vergißt; aber diese Gewalt kommt der himmlischen in der Stärke nahe, und des Jünglings Verblendung besteht darin, daß er jene für eine himmlische hält.

Am furchtbarsten aber muß der Charybde Tosen ohne Zweifel fortan für den König, den Urheber des Frevels, gewesen sein, der mit einem Menschenleben, mit einem so viel versprechenden Heldenjüngling frevelndes Spiel getrieben, ihn ins Verderben gelockt und seiner Tochter Lebensglück selbst zerstört hatte. Für ihn war der tägliche Anblick der armen Tochter ein täglich neuer Gewissenswecker. —

3. Die Königstochter findet unsere volle Teilnahme. Eine liebliche Erscheinung führt der Dichter in ihr uns vor; sie ist bescheiden, wie es einer Jungfrau geziemt, und doch kühn und beredt, als es gilt, das Leben des Geliebten zu retten. Letzteres vermag sie gleichwohl nicht, aber in ihrem Erröten, Erbleichen und ihrer Ohnmacht offenbart

---

*) Das zweite Mal sehen wir den Jüngling nicht einmal die frühere Vorsicht gebrauchen, er wartet nicht den günstigen Moment ab, er stürzt hinab „auf Leben und Sterben.“

sie weit mehr als in ihren Worten die tiefe Neigung, welche sie zu dem Jünglinge gefaßt hat. Sich von ihr geliebt zu wissen, das war für den Jüngling ein so seliger Gedanke, daß er den Sprung auf Leben und Tod nochmals unternimmt. In seinen Mienen liest man: Entweder mit ihr vereint leben — oder gar nicht leben, sondern in dem Bewußtsein sterben: Mich hat sie geliebt! Sie bekennt auch ihre Liebe nach seinem Tode: der Blick, der von ihr in die Tiefe hinabgesandt wird, harrend, schmerzlich, trostlos, ist ein Zeichen heißer Liebe des Herzens. Beiden, der Königstochter und dem Taucher, hat Liebe gar bald mit Leide gelohnt. Kaum ist die Liebesflamme entfacht, so ist das Licht des Glückes beiden ausgelöscht worden — durch den Vater.

8. **Form des Gedichtes.** Das Gedicht zerfällt in Strophen zu 6 Versen. Reim: ababcc. Nur der Reim c ist klingend. Die Verse sind Accentverse, also Verse, in welchen wir nicht Längen und Kürzen, sondern Hebungen und Senkungen zählen. Vier Hebungen finden sich in jedem Verse; die Zahl der Senkungen dagegen ist freier; und gerade von dieser Freiheit hat der Dichter den allerausgiebigsten und vorteilhaftesten Gebrauch gemacht. So konnte der Dichter bald mehr, bald weniger Senkungen einschieben, bald die fallende, bald die steigende Bewegung eintreten lassen. Die Abwechselung zwischen einem Verse, welcher viele Senkungen aufgenommen hatte, und einem solchen, der nur wenige, nur die notwendigsten enthielt, ist nunmehr eine ebenso absichtliche, als die Veränderung des steigenden und fallenden Rhythmus. Man vgl. Kolumbus von Louise Brachmann. (Erl. I³. S. 18.) Knittelverse wird man aber solche Verse nicht nennen dürfen*), in welchen zwar die Senkungen freier wechseln, aber die Zahl der Hebungen doch konstant vier bleibt.) In unserem Gedichte haben wir jambisch-anapästischen, aber auch ab und an trochäisch-daktylischen Rythmus, ja die letzte Zeile läßt sogar zwei Hebungen zusammenstoßen:

Dén Jǘngling bríngt kéines wieder.

9. **Zur Würdigung des Gedichtes:** Es ist eine der gelungensten Kompositionen Schillers, welche wir hier vor uns haben. Vortrefflich ist vor allem die Idealisierung der prosaischen Grundlage. Nicht Habsucht — sondern ritterliche Ehre treibt hier in das Meer, und zum zweiten Male treibt das stärkste Motiv, welches auf Erden gedacht werden mag, die Liebe. Der Taucher der Sage, jener Pescecola, steht uns fern gegenüber, er ist mehr Amphibium oder Fisch, als Mensch. Sein steter Aufenthalt im Meere hat ihn zu einem professionsmäßigen Schwimmer und Taucher gemacht. Er legt keine Probe seines Mutes ab, sondern er produciert nur seine Geschicklichkeit, als er für Geld und Gold das Meer in der Charybde untersuchte. Die niedrige Seele wagt ihr

*) So sagt nämlich Lüben I, 737. Aufl. I.

Leben, vom Schein des Goldes geblendet, um einige Geldstücke ein Leben, die hohe Seele des Knappen wagt ihr Leben für das Gut der Ehre, in dem Kampfe, der als Siegespreis den Gegenstand der heißesten Liebe verspricht. — Wie vorteilhaft ist überhaupt die Figur des Knappen und die der Königstochter gezeichnet! —

Und welchen Vorzug hat nun das Gedicht durch die Herstellung einer Einheit des Orts, der Zeit der Handlung! Die Quelle läßt den König in seinem Palaste weilen, während in seinem Auftrag sich ein akkordierter Taucher im Meere abquält. Hier ist alles an dem Ufer vereint, alles ist in Mitleidenschaft, in Teilnahme gezogen, jedermann harrt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, welches der Ausgang des Wagnisses sein werde. Hier ist alles dramatisch, lebendig, ergreifend; — die epische Sage ist höchstens interessant, mehr nicht.

Die ganze dramatische Anlage zeigt sich darin, daß Rede, Erzählung und Selbstgespräch, Frage und Bitte lebendig mit den Handlungen abwechseln. Und mit welchen Handlungen! Welche herrliche Erscheinung ists, als der Jüngling aus den Reihen der Knappen, aus dem zagenden Chor, hervortritt, bescheiden und doch ohne Furcht, bewundert und bedauert von den hohen, den bangenden Frauen des Hofes, als er seinen Gürtel und Mantel, die hindernden Kleidungsstücke, abwirft und so seinen edlen Wuchs allein zur Anschauung bringt, als er den Sprung in die Tiefe wagt, — als er mit männlicher Kraft das Meer, den Strudel durchschneidet, sieges- und lebensfroh den Becher in der Linken schwingt. Auch wir eilen ihm froh entgegen, geleiten ihn im Triumphe zum König, sehen ihn in edler, höfischer Sitte seine Knie beugen und den Becher übergeben, mit ritterlichem Anstande aus den Händen der königlichen Jungfrau den gefüllten Becher zurückempfangen, sich erquicken.

Und welche Wirkung haben die Worte beider! Des Königs Worte — welchen Eindruck bringen sie in der fröhlichen Umgebung hervor; atemloses Schweigen ringsum, banges Harren ist in allen Zügen zu lesen. Wirds einer wagen? Ja wirklich! O welch ein prächtiger Jüngling! S'ist jammerschade um das junge, edle Leben! u. s. w. Des Jünglings Bericht — mit welcher Spannung hört man der lebendigen, trefflichen Schilderung zu!

Wie ein fünfaktiges Drama bringt das Gedicht erst die Situation, dann die Verwicklung, dann die äußerste Spannung allerseits und die scheinbare Lösung, und dann wieder neue Verwickelung, neues Bangen, — neuen Versuch und nun — das Ende! Ein echt tragisches Ende! Die Verirrung des Helden ist offenbar, der Fehler ist zwar echt menschlich, aber groß genug, die Schuld wird durch den Untergang gebüßt, und das Große und Gute wird nun rückhaltlos von uns anerkannt. Es ist das „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." (Schiller.)

Hierzu kommt nun die über alles Lob erhabene Schilderung der Charybdis und ihrer Schrecken. Es ist schwerlich zu viel gesagt, daß diese Schilderung das Großartigste ist, was von einem deutschen Dichter geleistet wurde. Man darf nicht tadeln, daß unter den hier angeführten Tieren recht ungefährliche kleine, und ebenso solche sich finden, welche im Meere nicht angetroffen werden oder deren Dasein die Wissenschaft überhaupt bestreitet, — wir befinden uns nicht auf dem Boden der Wissenschaft, sondern auf dem der Sage — der Dichtung, und da haben alle diese Tiere ihren Platz, ihr Recht zu existieren. Man muß aber beachten und bewundern die Großartigkeit, die Erhabenheit der Schilderung eines Gegenstandes, welchen der Dichter nicht aus eigner Anschauung besser hätte erkennen können, als er ihn darstellt. Der Dichter, welcher im Tell das lebendigste Bild der Schweiz zu entwerfen wußte, die sein Fuß nie betreten, sein Auge nie geschaut hat, der Dichter, welcher die neuerstandenen Städte Herkulanum und Pompeji, ohne sie je gesehen zu haben, so wahr und treu schildern konnte, daß ein Reisender aus Pompeji selbst an den Dichter die Verse richtet:

Und was dem Pilger selbst im Sande schweigt,
Du hast es unserm truntnen Aug' gezeigt!*)

— dieser Dichter hat uns hier eine so vortreffliche Schilderung dargeboten von jenem Naturphänomen, daß Goethe diese Verse Schillers vollkommen bestätigt fand bei der Beobachtung des Rheinfalls bei Schaffhausen. Ja der Dichter vermochte aus einem kleinen Vorrate von Stoff sich jenes wunderbar treue Bild der Wirklichkeit zu bilden, wie W. Humboldt ihm nachrühmt. Die Charybde hat Schiller nur aus Büchern kennen gelernt, aus seiner prosaischen Quelle und jenen oben angeführten Worten Homers und Vergils. — Doch, er hat auch Naturstudien gemacht! Um jenes Bild der Charybde entwerfen zu können, machte er seine Vorstudien bei einer — Mühle!

Unser Gedicht hat auch etwas von einer Ballade an sich, so daß die Ausleger hinsichtlich der Bezeichnung schwanken. Der Mensch unterliegt im Kampfe mit einer ungeheuren Naturkraft. Einem solchen Kampfe ist der Stempel des Erhabenen aufgedrückt. Schiller selber weist anderwärts nach, daß das Erhabene in uns geweckt werde durch die Einsamkeit, das Geheime, die Finsternis und das Unbestimmte, Nebelhafte, durch letzteres besonders, „weil es der Einbildungskraft Freiheit giebt, das Bild nach ihrem eigenen Gefallen auszumalen.“ (Schiller, über das Erhabene.) — Hiermit vergleiche man nun den Bericht des Jünglings von seiner Einsamkeit (Unter Larven die einzig fühlende Brust, — von der menschlichen Hülfe so weit), — von der bergetiefen, bodenlosen purpurnen Finsternis, — von der grauenhaften Stille (obs hier dem Ohre gleich ewig schlief), — und man halte das

*) Vgl. Viehoff, Schillers Gedichte II, S. 252.

Geheimnisvolle daneben, welches der Dichter nährt durch seine Schilderung (z. B. Geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer;) — und besonders das Unbestimmte, welches der Dichter durch jenes berühmte balladengemäße „Es“ der Unbestimmtheit zu erzeugen weiß.*)

Durch dieses unbestimmte **es** gelingt es dem Dichter, alle Gegenstände in ein geheimnisreiches Helldunkel zu stellen, sogar die bekannten Gegenstände zunächst uns ferner zu rücken, die Phantasie in voller Spannung, Thätigkeit zu erhalten, ja in einer Weise aufzuregen, daß wir zu Teilnehmern all jenes Harrens und Bangens, Fürchtens und Hoffens gemacht werden, welches der Zuschauer Herzen herüber- und hinüberwarf, wie die aufgeregte Meeresflut einen schwachen Kahn bald da-, bald dorthin schleudert.

Ich erwähne die Lautmalerei (Himmel, spritzet — Gischt); das Erhabene wird durch **a**, das Schaudererregende durch **au**, das Gräßliche durch **ä**, das Scheußliche durch **eu** oder **äu** und das Furchtbare durch **u** gemalt. Besonders schön ist z. B.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.**)

Sehr wirksam ist die Polysyndese, welche Schiller am großartigsten in den Schilderungen der Charybde (Str. 6. 12) und der Rettung des Tauchers (Str. 13. 14) anwendet:***)

Und es wallet und siedet und brauset und zischt.
— — — — — — — — — — —
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende dränget
Und will sich nimmer 2c.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
— — — — — — — — —
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und emsigem Fleiß,

*) Und stille wird's über dem Wasserschlund — in der Tiefe nur brauset **es** hohl — **es** harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen — **es** wallet und siedet und brauset 2c. — da hebet sich's schwanenweiß — **es** rudert mit Kraft — **es** riß mich hinunter blitzesschnell — unter mir lag's noch bergetief — da kroch's heran — **es** riß mich nach oben – da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben — da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick.

) Auch das **e klingt in dieser Zeile mehrfach wie **ä**. Man vgl. auch Uhlands Des Sängers Fluch.

***) Daß im Ganzen das Bindewort Und in diesem Gedichte etwas zu oft erscheint, da es sich über fünfzigmal findet, soll nicht geleugnet werden.

Und er ists, und hoch in seiner Linken 2c.

— — — — — — — — —

Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht 2c.*)

Nicht minder müssen die ästhetischen Beiwörter, sowohl Adjectiva als Participia beachtet werden, und neben diesen die poetischen Adverbia:**)

a. Ästhetische Adjectiva und Participia: schwarzer Mund, unendliche See, wildes Meer, zagender Chor, dampfende Gischt, wilde Gewalt, gähnender Spalt, brandende Wogen, strudelnde Trichter, heulende Tiefe, glänzender Nacken 2c.

b. Ästhetische Adverbia: Die Charybde gab brüllend die Wasser wieder (Str. 5.); sie entstürzen schäumend dem finstern Schoße (Str. 5.); schwarz klafft ein Spalt hinunter (Str. 7.) reißend — gezogen (Str. 7.); geheimnisvoll schließt sich der Rachen (Str. 8.) 2c.

Einiger Allitterationen ward schon oben gedacht, die poetischen Komposita (Vgl. Uhlands des Sängers Fluch, Platens: Alarichs Tod): Höllenraum, Wasserschlund, Doppelstrom, Höllenrachen, Himmelsgewalt seien im Vorübergehen erwähnt, ebenso das Asyndeton:

Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder. (Str. 27.)

Da kroch's heran,
Regt hundert Gelenke zugleich.
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel 2c. (Str. 22.)

Aber die Steigerung (Klimax) darf nicht vergessen werden. Man vergleiche besonders Str. 13 und in Str. 14: Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht! ferner in Str. 25. V. 4 und 5. und besonders in Str. 26: Gedanke — Blick — That, und zugleich erröten, erbleichen, hinsinken;) ebenso wenig die Kontraste; sanft und keck (Str. 4, 2), schwarz aus dem weißen Schaum (Str. 7, 2.) aus dem finster flutenden Schoß, da hebt sichs schwanenweiß.

Doch wann und wo sollten wir aufhören? Noch ist ja der Kongruenz und Harmonie zu gedenken, welche anderwärts ihre Erklärung fanden und für welche hier zahlreiche Belege aufgefunden werden können, ferner der Wiederholungen in ihren verschiedenen Formen (vgl. Herders wiedergefundene Söhne und Uhlands des Sängers Fluch.) Beispiele: Flut auf Flut — das Meer noch ein Meer; von Mund

---

*) Mit diesen Worten malt der Dichter die Freude des Tauchers über das neugeschenkte Leben.

**) Auch hierüber vergleiche man Uhlands: Des Sängers Fluch.

zu Mund; heller und heller; näher und immer näher; Well' auf Well'; es kommen, es kommen die Wasser all'; sie rauschen herauf, sie rauschen nieder.) —

Wir brechen hier ab. Wir wissen eben nicht, was wir mehr bewundern sollen, ob die tiefe Idee, die hier der Dichter exemplifiziert, oder die Großartigkeit der Anlage, oder die Formvollendung oder was sonst und was alles!

Eine tadelnde Bemerkung können wir freilich auch nicht unterdrücken, und dieselbe bezieht sich auf die Vermischung der verschiedenen Religionen in diesem Gedichte. Es versetzt uns dasselbe in die Zeit des Mittelalters, also auf einen christlichen Grund und Boden. Da fällt es uns auf, daß heidnischer Polytheismus (der Mensch versuche die Götter nicht) und christlicher Monotheismus (da zeigte mir Gott, zu dem ich rief. — Der Jüngling sich Gott befiehlt) so wunderlich vermischt werden. Wir wissen, welchen Standpunkt Schiller zu jeder der bestehenden Religionen einnahm, und wenn wir's nicht wüßten, so könnte es uns jenes Distichon offenbaren:

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion.

Wir wissen, wie seine Seele, dem positiven Evangelium ferngetreten, von dem Vernunftglauben der damaligen Aufklärung keine Kraft empfing und sogar zu der Götterwelt der Griechen sich zurücksehnte, wo wenigstens seine poetische Phantasie Nahrung fand und Befriedigung zu finden wähnte, aber wir begreifen nicht, daß er einen und denselben Menschen, welchen wir uns als einen Christen denken müssen, als einen religiösen, im Gebetsverkehr mit der Gottheit der Christen stehenden und der Gebetserhörung durch den Christengott aus eigner Erfahrung gewissen Jüngling hinstellen und daneben so ganz selbstverständlich von den Göttern in der Mehrheit reden lassen kann in einem Augenblicke, wo ein leichtsinniges Wort auf den Lippen nicht möglich war, wo der heilige Ernst aus den Worten des Tauchers sprach.

Und doch hat Schiller diese selbe Vermischung, nur noch stärker und absichtlicher, in der Braut von Messina angewendet und zur Rechtfertigung dieser „Freiheit", wofür der Dichter sein Verfahren ausgiebt, folgendes in der Einleitung gesagt:

„Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen teils lebendig, teils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Fülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet."

Diese Worte wären nicht einmal eine Rechtfertigung, wenn die Religionen alle unter einander wirklich nur graduell verschieden wären, wie gut und besser, schlecht und schlechter, nicht prinzipiell, wie Wahrheit und Irrtum, wenn es keine Offenbarung und keine wahre Religion gäbe, neben welchen die anderen Religionen eben Irrwege sind, Trugbilder, welche der Menschenwitz erfindet und an Stelle der geoffenbarten Religion setzt. Wenn Schiller die muhamedanische Religion den maurischen Aberglauben nennt, welche doch nur ein Gemisch aus Heidentum, Judentum und Christentum ist, so haben wir ein Recht, eine Vermischung aller Religionen, wie sie Schiller beliebte, auch Aberglauben zu nennen. Es mag sein, daß ein Weiser sich einbildet, über allen und außerhalb aller Religionen zu stehen, das Wahre aller herausgelöst, das Falsche entfernt zu haben; diese durch Religionenabstraktion gewonnene „Religion" kennt doch nur entweder Götter — oder einen Gott, und ein solcher Religiöser würde mit sich selbst in Widerspruch treten, indem er bald viele Götter, bald einen Gott anruft und anerkennt. Gott und Götter ist nicht einerlei, nicht eine Ausdrucksweise, die hier passend, dort unpassend ist, so daß ich jetzt Gott, jetzt Götter sagen kann; — sonst ist die Gottheit auch nur eine Redensart, und Religion eine Phrase. —

Wir können darum in dieser Vermischung der Religionen nur eine Unklarheit erkennen, aber nimmermehr mit „dichterischer Freiheit" solches Verfahren entschuldigen.*)

---

*) Die vorstehende, doch wahrlich sehr milde Auseinandersetzung giebt Keller zu einer Religionsstunde Veranlassung, welche er mir (S. 420 ff. a. a. O. erteilt). Ich will dem „toleranten" Vertreter der Humanität, als der sog. Religion Schillers und der wissenschaftlich Gebildeten des 19. Jahrhunderts, nur die Kraftwörter nachschreiben, die er von mir und meiner Arbeit gebraucht hat. Er sagt, meine Gedanken bewegten sich in einer durchweg frömmelnden Richtung (S. 419.) [Das ist Unverstand oder Verleumdung. Frömmelei ist mir im Tode zuwider; aber Herr Keller, dem die Religion eine terra incognita ist, ist nicht imstande, Urteile über Religion, Kirche, Christentum, Bibelglauben abzugeben, wenn er seinen einseitigen Standpunkt für den ausgemacht wahren und insbesondere dafür hält, daß Schiller und die übrigen großen Klassiker uns eine Zeit heraufgeführt haben, durch welche die frühere Periode der Bibelgläubigkeit definitiv überwunden sei.] „Nur darf Herr L. nicht verlangen, daß Schiller sich auf seinen Standpunkt hätte bemühen sollen." [Ist auch nie geschehen.] „Bis L. uns das Gegenteil, (daß er nicht irren könne) beweist, mag er sich hüten, die großen Gedanken und Anschauungen eines Lessing, Schiller und Goethe, an denen schon so mancher gebeugte Mann sich wieder aufgerichtet hat, bloß deswegen für eitel Schwindel und Irrweg zu verrufen, weil diese Männer das gleiche Ziel auf einem andern Weg zu erreichen suchen, als Herr Leimbach und seinesgleichen." [Das ist eine niederträchtige Verleumdung. Mein ganzes Erläuterungswerk ist eine Widerlegung dieser an Dreistigkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Behauptung. Oder sollte es nur „Schnellfertigkeit der Jugend mit dem Worte" sein? Herr Keller war noch Probe-Kandidat, als ich bereits Direktor war. Ich habe mich vergeblich angestrengt, einen weiteren Milderungsgrund aufzufinden.] „Sein" (Schillers) „Glaube ist jene tiefe Humanität gewesen, welche Christus die Nächstenliebe nennt und welche auch in den heidnischen Religionen ruht und prinzipiell ebenso gut darin ruhen kann als im Christentum, und für diese Humanität und damit

10. Schriftliche Aufgaben: 1. Die Erzählung der Quelle (etwa nach Kirchner) des Tauchers. — 2. Die Fabel der Romanze: Der Taucher. — 3. Vergleichung der Quelle mit der Romanze. — 4. Welche Ähnlichkeiten und Kontraste ergeben sich aus der Vergleichung von Schillers

---

für die Erziehung des Menschen zu seiner hohen Bestimmung hat Schiller vielleicht mehr gethan als irgend ein rechtgläubiger Zionswächter seit den Tagen Martin Luthers." [Ich will an diesen Worten nur das Eine hervorheben, daß es eine neue Erfindung ist, Humanität „Glauben" zu nennen. Im übrigen sind die Unterstellungen ungehörig, da ich von alle dem, was hier behauptet ist, nichts geleugnet habe.] „Für Schiller wie für Shakespeare haben die getadelten Ausdrücke (Götter) nur bildliche Bedeutung, ohne daß darum die Religion für Schiller eine Phrase wäre, wie L. behauptet." [Ich habe die Vermischung von Gott und Götter als eine Unklarheit Schillers bezeichnet, nicht und nirgends behauptet, daß Schillers Religion nur eine Phrase sei. Der leichtfertige Herr Keller behauptet es einfach, ohne versucht zu haben, sich den Sinn meiner Worte klar zu machen. Das ist schnöde.] Aus dem Folgenden hebe ich nur noch einige Stellen heraus: „Besäße L. eine tiefere Kenntnis unserer national-heidnischen Weltanschauung, so würde ihm die Erläuterung des „Ringes des Polykrates" nicht mißlungen sein." [Was hat nun Keller Besseres, Tieferes zu bieten? Er sagt:] „L. verkennt das unter den Religionen liegende Gemeinmenschliche. Denn die christliche Theorie (!), daß die Leiden von Gott verhängt seien zu unsrer Strafe, Prüfung oder Läuterung, findet im Volke, wenn man aufrichtig sein will, gleich wenig Anklang, wie die Vorschrift vom linken und rechten Backen, und so gut wie bei den griechischen und germanischen Heiden lebt in unsrem Volke die Anschauung, es müsse hie und da etwas zu grunde gehen oder, wie der zwar auch sehr christlich-religiöse, aber doch auch für die Poesie des Volksgeistes empfängliche Rückert sich ausdrückt, der Teufel wolle von allem sein Teil." [Also das ist die Tiefe! Das die Lösung! Mit solchen Anschauungen würde ich den Ring des Polykrates glücklicher und tiefer erklärt haben! Ich danke schön.] „Überhaupt übersieht diese pietistische Richtung in ihrer Selbstgefälligkeit." [Herr Keller übersieht, daß Orthodoxie und Pietismus zwei sehr verschiedene Dinge sind, er erkennt nicht, daß ich ein Pietist in historischem Sinne des Wortes durchaus nicht bin, er erkennt Selbstgefälligkeit in meinem Werke, während ich fest überzeugt bin, daß er in mein Buch in dem Augenblicke gar nicht geblickt, sondern in den Spiegel geschaut und mich mit sich verwechselt hat. Ein Mann, ein junger Mann, ein ganz junger Gymnasiallehrer, der über meinen Stand als eines früheren Geistlichen und meine theologische Würde und manches andere an mir oder meinen Glaubensgenossen Witze reißen kann, wie er gethan hat, und doch nicht eine Spur von Selbstgefälligkeit mir aus meinem Werke nachweisen kann; ein junger Held, der seine ersten Sporen an mir sich verdienen will, sollte, ehe er sich anschickt, mir Selbstgefälligkeit anzudichten, in seinen eignen Busen oder an seine Nase greifen; und ehe er anhebt, mein Werk zu beurteilen, dasselbe ganz lesen, nicht aber $1^1/_2$ Teile eines 4 Bde starken Werkes durchstöbern und dann mir aufrücken, daß ich nicht alles das gesagt habe, was er gesagt hätte, wenn er mein Buch geschrieben hätte, nicht mir Gleichgiltigkeit gegen die Form der Gedichte vorwerfen, weil ich nicht bei jedem Gedichte auf die Form aufmerksam machen wollte, um den Leser nicht zu ermüden; er hätte sich nach meinen historischen Arbeiten, deren wissenschaftlicher Wert nirgends angefochten ist, erkundigen sollen, ehe er aus seiner Feder das Urteil herausfließen läßt: „Leimbach ist jedenfalls kein Historiker, dafür ist schon sein christlich dogmatischer Standpunkt nicht geeignet." Und was führt er an zum Erweise dieser Behauptung? Zwei Irrtümer in meiner Biographie Schillers! Ferner die auf G. Schwab gegründete Mitteilung, daß Schiller am 11. Nov. (nicht am 10.) geboren sei! Sodann, daß ich über Lorch wohl hätte ein Wort sagen können, zumal Gerok, der Sänger der „Klosterglocken zu Lorch" unter meine Lieblinge (wie hämisch!) zähle. Endlich imputiert mir Herr Keller, ich glaube noch an die Fabeln von der Meuterei der Leute des Kolumbus und von dem Begräbnis mit den Ketten. An solche Dinge soll ich glauben? Wer ist ein Historiker? Nach Keller derje-

Taucher und Handschuh? — 5. Charakteristik der handelnden Personen. — 6. Welche Verwandtschaft besteht zwischen dem Taucher und einem Trauerspiele? — 7. Die Kongruenz und Harmonie, am Taucher nachgewiesen. — 8. Vergleichung des Tauchers mit dem Alpenjäger von Schiller. — 9. Die Charybde: Schilderung. — 10. Beschreibung eines Gemäldes, welches eine Scene aus Schillers Taucher darstellt. (Vgl. Gude a. a. O. S. 211.)

[Litterarisches: *Hinrichs I, S. 250. — J. Meyer in dem Archiv von Herrig und Viehoff, III. S. 235. — Lüben, im prakt. Schulmann. III. S. 294. — Röth ebendas. S. 529. — *Hartert I. S. 110. — *Gude, III. S. 197. — Sanders, im prakt. Schulmann VII. S. 94. — *Kehrein, deutsches Lesebuch, 5. Aufl. Oberstufe. 1873. S. 266. — *Reuter, Litteraturstunden. S. 307 ff. — *Viehoff, Schillers Gedichte. II. S. 244. 4. Ausg. 1873. — *Götzinger II, 167, — *Saupe, Göthes und Schillers Balladen, S. 93. — *Hoffmeister, Schillers Leben ꝛc. III. S. 284 ff. — *Kurz, Kommentar. S. 309. 419. — *Düntzer II, S. 245. — *Grube, Ästh. Vortr. I, S. 106. — *Armknecht, Eklogen, S. 143. —*Keller a. a. O.]

---

6. Die Bürgschaft. (Romanze.*)

(Damon und Phintias.)

[Schillers sämtl. Werke in 4 Bdn. 1874. I, S. 167.]

30. August 1798.**)

1. Die Grundlage:

Schiller hat, wie er selbst mitteilt, dieses Gedicht nach einer Erzählung in dem Fabelbuch von Hyginus***) gedichtet. Diese Erzählung lautet:

„Als in Sicilien der höchst grausame Tyrann Dionysius herrschte und seine Bürger qualvoll hinrichtete, wollte Möros den Tyrannen töten. Die Trabanten ergriffen ihn und führten den Bewaffneten zum Könige. Im Verhör antwortete er, er habe den König töten wollen. Dieser befahl, ihn an's Kreuz zu schlagen. Möros bat um einen dreitägigen Urlaub zur Ver-

---

nige, welcher das weiß, was Keller aus der Geschichte weiß, oder der, welcher alles weiß. Wer aber in irgend einem Punkte etwas weniger weiß oder sich irrt, der hört auf ein Historiker zu sein? Hat Herr Keller des Kolumbus Grab untersucht, ob die Ketten darin liegen? Ich bezweifle es. Er schreibt einem andern nach, daß sie nicht drin liegen; ich schrieb einer Quelle nach, sie seien ihm mit ins Grab gelegt worden. Vielleicht hat Keller aus der besten Quelle geschöpft, aber ist er darum ein großer Historiker? Oder nur ein weniger kleiner als ich? In solchen armseligen Lappen geschichtlicher Kenntnisse sollte man nicht meinen, den Mantel eines Historikers zu besitzen. Die „Fabel" von der offenen Meuterei habe ich nie geglaubt, vgl. Erl. Bd. 1. (2. Aufl. S. 3 ff.) Aber den Band 1. kennt ja der „Historiker" Keller nicht.

*) So nennt das Gedicht auch Körner, der Dichter nannte dasselbe Ballade.

**) Es erschien das Gedicht zuerst im Musenalmanach für 1799.

***) Hygin war der Freigelassene des Kaisers Augustus und schrieb ein Fabelbuch enthaltend 244 kleine Erzählungen.

heiratung seiner Schwester; er wolle dem Tyrannen seinen Freund und Genossen Selinuntius überliefern, der dafür bürgen werde, daß er am dritten Tage zurückkehre. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verehelichung seiner Schwester und erklärte dem Selinuntius, wenn Möros nicht an dem Tage sich einstellte, so müsse er die Strafe erleiden, doch Möros wäre dann frei. Als dieser nun die Schwester verehelicht hatte und auf dem Rückwege war, schwoll plötzlich der Strom durch Sturm und Regen so an, daß man weder zu Fuß noch schwimmend hinüber konnte. Möros setzte sich an's Ufer und begann zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben solle. Der Tyrann aber befahl, den Selinuntius zu kreuzigen, weil schon 6 Stunden des dritten Tages vorüber waren, und Möros nicht erschien. Selinuntius entgegnete, der Tag sei noch nicht verflossen. Als nun schon neun Stunden verflossen waren, befahl der König, den Selinuntius zum Kreuze zu führen. Indem er nun hingeführt ward, da erst holte Möros, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief von weitem: Halt, Henker, da bin ich, für den er gebürgt! (Sustine, carnifex, adsum, quem spopondit!) Die Begebenheit wurde dem Könige gemeldet. Dieser ließ sie vor sich führen, bat sie um Aufnahme in ihre Freundschaft und schenkte dem Möros das Leben."

Dasselbe Ereignis ist in der verschiedensten Form auch sonst erzählt, so (wahrscheinlich in der wahren historischen Gestalt) von Jamblichus, welcher die Freunde Damon und Phintias*) nennt, als Pythagoräer bezeichnet, ersteren vom Dionys auf eine fingierte Anklage hin zum Tode verurteilt werden läßt, damit letzterer einen Beweis von Treue gäbe.**) Da giebts noch keine Hindernisse zu überwinden, vor Sonnenuntergang stellt sich der Freund ein. Dionys bittet um Aufnahme in den Bund, die ihm nicht gewährt wird. Dieser Jamblichus, wie auch Diodorus Siculus, verlegen die Erzählung unter den jüngeren Dionys; Hygin dagegen (und Schiller) unter den älteren, der von 406—367 v. Chr. in Syrakus in Sicilien herrschte. Dionys der Ältere war grausam, argwöhnisch, hinterlistig. In letzterem Jahr hat den älteren Dionys sein eigener Sohn, der jüngere Dionys, durch einen Schlaftrunk vergiftet.

2. Erläuterungen:

Str. 1. Dionys der Ältere hat sich vom Kriegshauptmann immer höher geschwungen bis zum Feldherrn und endlich zum Tyrannen von Syrakus, ja zum Herrn Siciliens. Gegen die starke Aristokratenpartei, welche sein Regiment oft durch Verschwörungen zu zerbrechen suchte, konnte er sich nur durch Hinrichtungen und Güterkonfiskationen schützen.

„Den Dolch" = statt einen Dolch; vgl. Str. 2. Den Freund statt

---

*) Val. Maximus nennt diesen Namen fälschlich Pythias. So schrieb denn Schiller erst „Bürgschaft", und Möros (Str. 1); dann „Damon und Pythias" und in Str. 1 Damon. J. Mayer änderte in der Ausg. v. 1855 in Phintias.

**) Zu dieser Treue war der andere als Pythagoräer verpflichtet. Es war dies die Ordenspflicht, nicht ein besonderer Beweis von Freundestreue.

einen, eine oft bei den Dichtern (und besonders auch in diesem Gedichte: vgl. den Freund, die Schwester, die Rotte) vorkommende Bestimmtheit. — Häscher = Gerichtsdiener.

„Entgegnet“ = tritt ihm entgegen mit den Worten. Der finstere Wüterich spricht streng und kurz — der mutige Damon antwortet ebenso lakonisch. Es ist ein durch seine Kürze überraschendes, durchaus gelungenes Zwiegespräch. —

Str. 2. Freien hat gewöhnlich die Bedeutung von werben, hier die von antrauen.

„Dem (zukünftigen) Gatten“ oder dem ihr zum Gatten bestimmten Manne. (Prolepsis.)

Str. 3. Der König war arglistig, indem er den Bürgen annimmt, aber zugleich dem Damon für den Fall, daß er länger wegbleibt, die Straflosigkeit verspricht. Dadurch hoffte er entweder bei dem einen oder bei dem andern Treubruch zu bewirken und diesen zu erleben, daran lag ihm insofern, weil er hoffen kann, die Treue als einen leeren Wahn (Vgl. Str. 20.) nachweisen und so sein eignes tugendbares Herz vor sich selbst zu rechtfertigen. Dionys überzeugt sich zuerst von der Macht des Vertrauens bei Phintias, hofft dann aber immer mehr, daß die Treue ein leerer Wahn sei, und sein Hohn ist der Beweis dafür, daß er diese Hoffnung hegt.

Str. 4. Daß Phintias dem Damon vertraut, setzt letzterer voraus, darum fragt er nicht erst und bittet nicht, und Phintias antwortet nicht; es versteht sich für beide so von selbst; der Worte bedarf es nicht, nur noch einer stummer Umarmung und Verabschiedung; dann geht der Freie in den Kerker, der Gefangene in die Freiheit.

„frevelndes Streben“ = relata refert; er berichtet die Worte des Tyrannen, nicht seine Auffassung, da er und auch der Freund die That als ruhmvoll ansehen müssen.

Str. 5. Von jetzt an werden wir genau mit der Tageszeit bekannt gemacht. Die Abreise um Sonnenaufgang (Str. 5); das Hindernis des Stromes um Mittag (Str. 8); glühende Hitze des Nachmittags (Str. 12); Abend (Str. 15) und Abendrot (Str. 15); Sonnenuntergang (Str. 18).

Str. 6. Bergwasser wachsen und zerstören rasch. Gießen = intransitiv, selten.

mit wanderndem Stab = statt: er kommt an's Ufer mit dem Wanderstabe oder wandernd mit dem Stabe. So bildet auch der Franzose ein thé dansant d. h. einen tanzenden Thee, und Hauff außer dieser Wortverbindung noch „ein singendes Butterbrod,“ ein „so erstaunendes Wunder“ rc.

Str. 7. Die Stimme, die rufende, schicket, d. h. wie einen Boten aussendet, um von seiner Lage Kunde zu geben. Die Wortstellung, das Nachholen des Attributs mit dem Artikel hinter seinem Beziehungsworte, ist Schiller eigentümlich; vgl. „der Freund mir, der liebende“ in dieser Dichtung.

Goethe liebt den umgekehrten Sprachgebrauch. Vgl. Goethes: Der getreue Eckart. Erl. Bd. 2. Vgl. Kraniche des Ibykus Str. 5, 3. — An Ufers Rand, ist am Rande des Ufers. Ufer ist wie ein Eigenname behandelt, so bei Schiller oft: in Äthers Höhe (eleus. Fest), mit Feuers Hülfe, in Schlafes Arm. (Glocke.) Siehe zahlreiche Beispiele bei Kehrein, Lesebuch, S. 290, Anm. 10.

Str. 8. Zeus = der Griechen oberster Gott (Jupiter).

Mir erbleichen = sterben für mich. (Dat. commodi und incommodi!)

Str. 9. Ein Gott = Welcher? Zeus oder ein andrer; der Dichter läßt die Sache unentschieden.

Str. 10. Er dankt unterwegs; zunächst geht ihm die Eile über den Dank.

„Aus des Waldes nächtlichem Ort = Waldesdunkel (Umschreibung). Vgl. Alpenjäger Str. 4: An des Berges finsterm Ort.

Schnauben, hier von der Mordlust (Mord schnauben) gebraucht.

Str. 11. In der Aufgeregtheit vollbringt er Außergewöhnliches. Er nimmt den Kampf mit mehreren zugleich auf, nachdem er — noch bittend*) — die Waffe dem Nächsten entrissen hat. Es sind Augenblicke nur — da ist alles gedacht, gesagt und geschehen.

Str. 12. heilig scheint hier die Bedeutung zu haben: Heil, Rettung darbietend (Vgl. C. Risler und Kehrein), also von Heil = salus; Rettung abgeleitet zu sein.

Goethe tadelt dieses Motiv, da es nicht richtig sei „daß einer, der sich an einem regnigten Tage aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag." „Auch der Phantasie und Gemütsstimmung komme der Durst nicht ganz recht." — Dagegen sagt Hartert: „verschmachten heiße nicht nur vor Durst umkommen, sondern auch „von Hitze, Ermüdung, Entkräftung aufgerieben werden." Wir können allerdings „an die allgemeine Einwirkung der Sonnenhitze denken, die in Sicilien zur Sommerszeit, auch nach einem am Morgen vorausgegangenen Platzregen nachmittags einen außerordentlichen Grad erreicht." Die Motive sind übrigens zumeist von Schiller erfunden, wenigstens das fremder Menschengewalt (Räuber) und das der Ohnmacht des Wanderers.

Str. 13. silberhell ist nicht von der Farbe, sondern vom Klange des Wassers ausgesagt. Nicht durch ein Wunder wird hier der Fels geöffnet; die Quelle rieselt schon länger, der Wandrer hört sie aber erst jetzt, da er der völligen Erschöpfuug nahe ist. Eine gewisse Gebetserhörung scheint der Dichter doch hier angenommen zu haben. Wenn Möros (Damon) die zwiefache Rettung aus Strom und Räuberhänden Zeus dankt, warum soll er nicht auch die dritte Rettung Gott zu verdanken haben?

---

*) Die Bitte wollen manche an die Götter gerichtet ansehen; ich beziehe dieselbe auf die Räuber.

Die ganze Strophe ist ein Muster von Klangmalerei.

Str. 14. Es ist ein heißer Sommertag (vgl. der Zweige Grün).

Matte = Rasendecke, hier solche auf Waldwiesen.

gigantisch = riesengroß. Es ist dieses ein Zeichen, daß die Sonne dem Untergange ziemlich nahe ist. Allein das nennt man nicht Dämmerung, wie Hartert thut. (I. S. 108.)

Str. 15. Philostratus hat das schreckliche Ende des Phintias nicht ansehen wollen; zugleich will er sich Gewißheit verschaffen, daß sein Herr noch fern ist, und ihn, wo möglich, zurückhalten, sein Leben auch noch preiszugeben.

Str. 16. Die Worte des Philostratus stehen mit dem Versprechen des Tyrannen in Widerspruch: „Doch dir ist die Strafe erlassen."

Allein dem launenhaften Despoten konnte man auch einen Wechsel im Entschluß, einen Wortbruch zutrauen; so war die Furcht des Philostratus nicht ganz unbegründet.

Str. 17. Dem Damon gilt nur eins; seine Treue zu bewähren. Das steht ihm weit höher, als die Erhaltung des Lebens.

Str. 18. In dem Augenblicke, wo die Sonne verschwunden, war die Frist verstrichen, Phintias dem Tode verfallen; allein während der etwas umständlichen Vorbereitungen der Kreuzigung erscheint der Retter.

Chor = Menge; cf. Erl. II^3, S. 157. Schiller liebt das Wort. Vgl. Graf von Habsburg I, 7: Der Sterne Chor. —

Str. 19. Rühren (= Rührung) scheint um des Metrums willen gewählt zu sein. Vgl. Schillers Graf von Habsburg Schlußstrophe. (Erl. IV^3, S. 20). Über Str. 19. 20 ist Streit zwischen Götzinger, Schmidt u. A. — und Viehoff. — Darüber sagt Hartert kurz und gut: „Von den meisten Auslegern wird das Benehmen des Tyrannen, wie es in dieser und in der folgenden Strophe geschildert ist, für unwahrscheinlich erklärt. Es sei nicht zu glauben, daß Dionys habe verlangen können, der Freund seines Mörders zu werden. Allein die Scene, die das ganze Volk bis zu Thränen ergriff, sie mußte auch ihn mächtig bewegen und erschüttern, da seine ganze Berechnung, die er schon als gelungen ansah, mit einem Male noch zu Schanden wurde. — Mag es auch immerhin nur eine augenblickliche Aufwallung sein, die den Tyrannen hinriß und deren auch das verhärtetste Gemüt noch fähig bleibt, störend und unwahrscheinlich wird der geschilderte Vorgang keinem unbefangenen Leser erscheinen."

Str. 20. „Sie ist doch kein leerer Wahn": obgleich ich es mir eingebildet hatte, und diesmal von der Richtigkeit meiner Meinung einen Beleg fast in der Hand hatte; ich muß es doch gestehen: ich hatte von den Menschen außer mir ein zu schlechtes Urteil, weil ich von mir kein besseres haben konnte. — Zugleich zeigt ihm dies Beispiel, wie einsam der Tyrann auf seinem Throne ist, auch wenn er Haufen von Schmeichlern hätte.

3. **Grundgedanke:** Die Liebe und Treue sind nicht leere Worte, sie werden noch geübt im Leben, wennschon die Beispiele von der Groß-

artigkeit, wie das in Rede stehende, selten sind, wo Liebe und Treue als Freundestreue sich vereint finden.

4. Gliederung und Komposition:

Das ganze Gedicht hat eine dramatische Anlage, und hat der Dichter zwar nicht die Einheit des Orts, wohl aber die der Person gewahrt und uns zugleich in Bezug auf die Ereignisse in Syrakus durch die Worte der beiden Wandrer und die des Philostratus unterrichtet. Die Exposition ist inhaltsreich, aber äußerlich kurz und gedrängt gefaßt:

I. Str. 1—5: Der Tyrann und die Freunde.
  1. Der Mordversuch Damons scheitert: Str. 1, 1—3.
  2. Verhör und Urteil: Str. 1, 4—7.
  3. Des Verurteilten Bitte: Str. 2.
  4. Der arglistige Tyrann gewährt die Bitte: Str. 3.
  5. Freundesvertrauen: Str. 4—5, 2.
    a. Damon vertraut Phintias: Str. 4.
    b. Phintias vertraut Damon: Str. 5, 1—2.
  6. Damon reist und erreicht den Reisezweck: Str. 5, 3—7.

Nun folgt die Handlung des Gedichtes, die Verwickelung:

II. Str. 6—17: Die geprüfte Treue.
  1. Die Hindernisse: Str. 6—13
    a. Erstes Hindernis: der angeschwollene Strom: Str. 6—9.
      α, Der Platzregen und seine Wirkung: Str. 6.
      β, Des Wanderers Not: Str. 7.
      γ, Des Wanderers Gebet: Str. 8.
      δ, Damon durchschwimmt glücklich den Strom: Str. 9.
    b. Zweites Hindernis: Die Räuber: Str. 10. 11.
      α, Anfall: Str. 10.
      β, Sieg über die Räuberschar: Str. 11.
    c. Drittes Hindernis: Die Ermattung: Str. 12. 13.
      α, Die Not und das Gebet: Str. 12.
      β, Abwendung der Not: Str. 13.
  2. Die Versuchungen: Str. 14—16.
    a. Die zwei Wanderer: Str. 14—15, 1.
      α, Sie melden ihm unabsichtlich, daß er zu spät komme: Str. 14.
      β, Die Versuchung wird überwunden: Str. 15, V. 1.
    b. Der Hausverwalter: Str. 15, 2—7. Str. 16.
      α, Er kommt, Damon zu warnen und zu retten: Str. 15.
      β, Die Versuchung wird überwunden: Str. 16.

Hieran schließt sich als dritter Teil die glückliche Lösung oder Katastrophe.

III. Str. 18—20: Die triumphierende Treue.
  1. Damon kommt noch rechtzeitig: Str. 18.
  2. Damon und Phintias weinen vor Schmerz und Freude; Str. 19, 1—3.

3. Dieser Beweis der Freundestreue rührt
   a. Das Volk: Str. 19, 4—5.
   b. Den Tyrannen: Str. 19, 6. 7.
4. Der Tyrann erkennt diesen hohen Grad von Freundschaft an und bittet um Aufnahme in ihren Bund: Str. 20.

5. **Charakteristik** der handelnden Personen: Selinuntius oder Phintias giebt uns ein Beispiel eines großen Vertrauens zum Freunde; er giebt zugleich einen Beweis seiner Liebe, indem er für den Freund in den Kerker wandert, seiner Festigkeit im Vertrauen auf Freudestreue, indem er den Hohn des Tyrannen bis zum letzten Augenblick zurückweist, und auch, als er sein Leben in höchster Gefahr sieht, nicht an dem Freunde irre wird, sondern sich und ihn als eines unglücklichen, ihm unbekannten Umstandes Opfer ansieht.

Damon (Möros): ein Tyrannenmörder, aber immerhin ein Mörder; so günstig diese That von den freiheitliebenden Griechen angesehen wurde (auch Schiller scheint nichts Anstößiges darin zu erblicken, eine Stadt vom Tyrannen zu befreien. Vgl. seinen Wilh. Tell!), sie wird von uns immer verworfen werden müssen. — Sonst aber ist Möros ein Muster von Freimut und Todesverachtung; sein Freundschaftsbund mit Phintias ist innig und fest. Seine Sorgfalt für seine hinterbleibende Schwester verdient unser Lob. Die Art aber, wie er die Hindernisse auf dem Rückwege beurteilt und bekämpft, endlich überwindet, zeigt einen Grad von Freundschaft, der über alles Lob erhaben ist. Endlich ist der Zug der Gottesfurcht, der zweimal uns entgegentritt, immerhin der Beachtung wert. (Str. 8. 12.) — Lieber sterben, zwiefach sterben, als treulos erfunden werden! (Str. 17.)

Der Tyrann Dionys tritt uns in unserm Gedichte als ein wütender, herzloser und grausamer, dabei arglistiger Mensch entgegen, der selbst schon aller edlen Eigenschaften und Gefühle bar, in andern Menschen nur seinesgleichen sieht, egoistisch und kalt wie er, einsam und treulos wie er. Mag die Anerkennung der Freundschaft und Liebe, wie er sie schließlich ausspricht, der Ausfluß einer vorübergehenden Rührung, welche die allerdings wunderbaren Erlebnisse des um seines Freundes Leben und seiner eignen Treue willen die größten Feinde und Hindernisse glücklich überwindenden Freundes („die Wundermär") hervorbringen konnte, oder mag es eine später von Dionys festgehaltene Überzeugung sein sollen, die sich ausspricht, für uns ist es eine feste, unumstößliche Wahrheit:

„Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!"

6. **Form:** Es sind hier jambische mit anapästischen Versfüßen zu einer durch Umarmung und Reichtum des Reimes in der ersten größeren Hälfte noch lebendiger gestalteten Strophe von 7 Versen zusammengestellt (Reim abbaacc). Die beiden letzten Verse bilden den Abgesang in der Strophe. Die Freiheit in dem Wechsel der meist den Vers beginnenden Jamben mit den Anapästen hat der Dichter zur Versmalerei mitbenutzt. Die

einzelnen Perioden sind tetrapodisch oder tripodisch und zwar sind die Tetrapodieen akatalektisch, die Tripodieen hyperkalektisch gebaut. (Vgl. V. 1. 4. 5. — — V. 2. 3. 6. 7.)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Die Erzählung der Bürgschaft (nach dem Gedicht.) — 2. Disposition des Gedichtes. — 3. Charakteristik der handelnden Personen. — 4. Würdigung des Gedichtes. — 5. Vergleichung der beiden Freunde a. mit Ludwig dem Baiern und Friedrich dem Schönen, b. mit David und Jonathan. — 6. Der Bürge des Damon im Gefängnisse. (Vgl. Gude I, 202.)

[Litteratur: *Hinrichs I, S. 226. — Hoffmeister a. a. O. — *Kurz III, 316. — *Viehoff, ausgew. St. II, S. 171. — *Götzinger II, S. 276. — *Düntzer II. 230. — *Hartert I, 102. — *Saupe S. 135. — *Viehoff, Sch. Ged. II, S. 186. — *Gude I, 236. — *Kehrein, S. 289. — *Reuter S. 305. — Rönnefahrt in Löw's pädag. Monatsschr. 1853. Hft. 6. — *Armknecht, S. 92. — *Keller a.a.O.]

---

7. Der Ring des Polykrates.

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 151. 1874. Stuttgart.]

1. Die historische Grundlage.

Herodot erzählt das Schicksal des Polykrates im 1. Buche seiner Geschichte, Kap. 39—44, und zwar im wesentlichen folgendes:

Zu der Zeit als Kambyses gegen Ägypten Krieg führte, unternahmen die Lacedämonier einen Feldzug gegen Samos und Polykrates, den Sohn des Äakes, welcher sich in einem von ihm erregten Aufstande zum Herrn von Samos gemacht hatte. Anfänglich hatte er sich in die Herrschaft über die Insel mit seinen Brüdern Pantagnotus und Syloson geteilt, später aber den Pantagnotus getötet und den Syloson vertrieben und so sich ganz Samos unterworfen. Zu jener Zeit schloß er mit dem Könige Amasis von Ägypten einen Bund der Gastfreundschaft, welcher durch ansehnliche gegenseitige Geschenke besiegelt wurde. Rasch wuchs seitdem die Macht des Tyrannen von Samos, und sein Name wurde in ganz Jonien und Griechenland berühmt. Er besaß 100 Fünfzigruderer und tausend Bogenschützen. Wohin er seine Waffen richtete, begleitete ihn das Glück. Übrigens bekriegte und beraubte er, wen er konnte, Feind und Freund. Es war ihm ein Genuß, selbst den Freund zu berauben, welchem er nachher den Raub wieder zustellte. Viele Inseln und Städte des festen Landes fielen ihm in die Hände. Unter anderen Waffenthaten war ein Seesieg bemerkenswert, durch welchen er die Lesbier, welche den Milesiern im Kampfe gegen ihn Hilfe geleistet hatten, gefangen nahm. Diese Gefangenen mußten ihm den Graben um die Stadt Samos anlegen.

Aber dem Amasis ward doch das außerordentliche Glück seines Gastfreundes bedenklich. Er schrieb darum an ihn folgenden Brief: Amasis

an Polykrates. Wohl ist es erfreulich, zu vernehmen, daß es einem Freunde und Gastverwandten wohl ergehe; doch gefallen mir deine hohen Glücksstände nicht, da ich weiß, wie so voller Neid die Götter sind. Und ich wünsche für mich und die, welche mir am Herzen liegen, lieber, daß das eine wohl gelinge, das andere fehlschlage, damit so die ganze Lebenszeit ein Wechsel sei, als in allem Glück zu haben. Denn noch von keinem habe ich gehört, der nicht zuletzt ein ganz und gar schlimmes Ende genommen, wenn er in allem Glück hatte. Willst du nun mir folgen, so thue wider dein allzugroßes Glück: Besinne dich, was du für dein teuerstes Gut hältst, dessen Verlust dir am meisten weh thun würde, und wirf das von dir, daß es nie mehr in Menschenhände gelangt. Und wenn von da an dein Glück noch nicht mit Leiden wechselt, so hilf auf die angegebene Weise nach. — Als Polykrates dieses gelesen und des Amasis Rat als gut erkannt hatte, besann er sich, welcher Verlust unter seinen Kleinodien ihn am meisten schmerzen würde. Da fand er nun dieses. Er besaß einen Siegelring, den er zu tragen pflegte, in Gold gefaßt, ein Werk des Theodoros, des Sohnes des Telekles von Samos. Da ihm nun gutdünkte, diesen wegzuwerfen, verfuhr er also: Er bemannte einen Fünfzigruderer, stieg dann selbst ein, und befahl, in die hohe See zu stechen. Als er nun ferne der Insel war, zog er den Siegelring ab und warf ihn vor den Augen aller, die mit ihm zu Schiffe waren, in die See. Alsdann fuhr er zurück, und zu Hause angekommen trug er Leid. — Am fünften oder sechsten Tage nachher hatte ein Fischer einen großen schönen Fisch gefangen, und achtete ihn wert, dem Polykrates damit ein Geschenk zu machen. Er kam mit ihm zur Thüre des Palastes und verlangte, den Polykrates selbst zu sprechen. Es ward ihm gewährt, und, den Fisch überreichend, sprach er: König, den hab ich gefangen, und da hielt ich nicht für recht, ihn zu Markte zu bringen, obgleich ich ein Mann bin, der von seiner Hände Arbeit lebt; sondern ich fand ihn deiner wert und deiner Herrlichkeit, und so bringe ich ihn dir zum Geschenke. — Jener, dem die Rede gefiel, antwortete: Du hast sehr wohlgethan; du verdienst doppelten Dank, für deine Worte und für dein Geschenk, und wir laden dich zum Mahle. — Der Fischer achtete dies für etwas Großes und trat in den Palast hinein. Als aber die Diener den Fisch aufschnitten, fanden sie in dem Bauche den Siegelring des Polykrates. Hocherfreut brachten sie denselben ihrem Herrn und erzählten die Umstände des Fundes. Das hielt er für eine Götterfügung, beschrieb den ganzen Vorfall, sein Thun und sein Erlebnis in einem Briefe und schickte denselben nach Ägypten. Als Amasis den Brief gelesen hatte, erkannte er, es sei unmöglich, daß ein Mensch den anderen dem bevorstehenden Schicksale entziehe, und es harre des Polykrates kein gutes Ende, da er in allem Glück habe, und sogar das, was er weggeworfen, wiederfinde. Darum ließ er ihm durch einen Boten die Gastfreundschaft aufsagen. Dies that er aber deswegen, damit nicht, wenn ein arges und gewaltiges Mißgeschick über Polykrates komme, solches ihm auch in der Seele weh thue, als das Leid eines Gastfreundes.

2. Erläuterungen.

Str. 1. „Er stand", nämlich der Tyrann Polykrates, welcher 540 v. Chr. sich zum Herrscher von Samos aufgeworfen hatte. Der Dichter nennt im ganzen Gedichte weder den Namen des einen noch den des anderen Fürsten. Auf seines Daches Zinnen: Da man unter Zinnen den obersten mit Schießscharten versehenen Teil einer Mauer und den Mauerkranz eines flachen Daches versteht, so steht auf den Zinnen des Daches statt: auf seinem platten Dache. (Synekdoche.) „Samos" (V. 3.) (das heutige Samu oder Susam Adassi) ist eine sehr fruchtbare, gebirgreiche Insel des ägäischen Meeres und liegt in der Nähe der lydischen Küste; sie hat 15 geogr. Meilen im Umfang, einen vortrefflichen Hafen und eine schöne Stadt im S.O. der Insel und war berühmt durch die zum Polieren benutzbaren „samischen Steine." Zu äußerem Glanze gelangte sie eben nur vorübergehend in jenen Jahren, in welchen Polykrates die Insel beherrschte. — „Dies alles ist mir unterthänig" = Polykrates zeigt dem Gastfreunde und Gaste Amasis, König von Ägypten, seine ganze Herrlichkeit und hofft bei ihm auf das Wort der Anerkennung seines Glückes. Amasis hatte sich ebenfalls auf dem Wege der Revolution zum Herrn seines Landes gemacht, ein Umstand, welcher beide Männer leichter für einander gewann. Er regierte von 570—526 sehr glücklich. Unter seinem Nachfolger ging Ägyptens Selbständigkeit unter, und der Perser Kambyses ward der Beherrscher auch dieses Reiches. — „Gestehe, daß ich glücklich bin!" Die beiden Könige scheinen schon vorher über das Glück des Polykrates gesprochen zu haben, und jetzt hofft letzterer, daß das Zugeständnis des Amasis nicht mehr ausbleiben werde: Ja, du bist glücklich. Die früheren Ausleger erinnern an zwei andere Worte Schillers von ähnlichem Inhalte, welche wir hier anführen, und auf welche wir später zurückkommen werden.

Die erste ist jenes Wort in der Glocke von dem Hausvater, welcher seine Besitztümer mit ähnlich „vergnügten Sinnen" überschaut:

> Und der Vater mit frohem Blick
> Von des Hauses weitschauendem Giebel
> Überzählet sein blühend Glück.

Am Schluß jener Stelle kommen unmittelbar vor der Katastrophe die Worte vor:

> Doch mit des Geschickes Mächten
> Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
> Und das Unglück schreitet schnell.

Auch Wallenstein hat kurz vor seinem Tode, als das Verderben schon ganz nahe war und sein Lebenshorizont mit schweren Wetterwolken sich verfinsterte (Wallensteins Tod, Act 5, Scene 4), das Wort der Verblendung ausgesprochen:

> „Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu."

Da ist es der alte Gordon, welcher den seinem Sterne allzusehr vertrauenden Wallenstein mit den Worten warnt:

„Nicht Hoffnung möcht ich schöpfen aus dem langen Glück;
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben!
Denn ewig wanket des Geschickes Wage."

Wallenstein bestätigt sogleich die Wahrheit dieser Gedanken, indem er sagt:

„Wohl weiß ich, daß die irdschen Dinge wechseln,
Die bösen Götter fordern ihren Zoll,
Das wußten schon die alten Heidenvölker,
Drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen,
Und Menschenopfer bluteten dem Typhon."

Der Irrtum Wallensteins besteht in Schillers Darstellung nur darin, daß er meint, den Neid der Götter nicht mehr zu fürchten zu haben, da ihm der liebste Freund durch eigne Schuld gefallen sei, und er sich so den größten Schmerz bereitet habe. Darum meinte er, „der Neid des Schicksals sei gesättigt."

Endlich aber dürfen wir hier uns an das Zwiegespräch zwischen Krösus und Solon erinnern, das nicht blos auch über das Glück handelte, sondern in welchem der reiche Krösus mit gleicher Ungeduld, wie Polykrates hier, auf das Zugeständnis durch Solon wartet, daß er glücklich sei.

Str. 2. Die vormals deinesgleichen waren, sie zwingt jetzt deines Zepters Macht." (Inversion.)

Saupe und Hartert, u. a. beziehen diese Worte auf die Samier, und dann würde das Wort des Amasis eine Anspielung auf den geringen Stand sein, aus welchem Polykrates sich emporgearbeitet hatte. Doch ist es bei weitem nicht gleichgiltig, ob ich sage: Du bezwangst die, welchen du vormals gleich standest, d. h. deine dir nebengeordneten samischen Mitbürger, oder: Du herrschest über die, welche vormals waren, was du jetzt bist, nämlich Fürsten und Adlige, welche du mit siegreicher Hand dir unterworfen hast. Beides kann in den Worten: „Die vormals deinesgleichen waren" gesagt sein. Das erstere ist geringer, als das zweite; ich gebe darum dieser letzteren Beziehung um so mehr den Vorzug, da allem Vermuten nach der König Amasis mehr sagen will, als: Du hast jetzt statt der früheren nebengeordneten Stellung eine übergeordnete Stellung über deine Mitbürger eingenommen, da er auch vermutlich auf die Revolution nicht anspielen will, mit welcher der Tyrann den Grund zu seiner Herrschaft legte.

„Doch einer lebt noch." Saupe hält es für unzweifelhaft, daß Syloson, der jüngere, vertriebene Bruder dieser „eine" sei, und das „wohlbekannte Haupt" scheint diese Auffassung zu bestätigen. Dieser Vermutnng schließen sich Götzinger und Viehoff an. Dagegen aber sagt Hartert: Dieser eine kann nicht Syloson sein, weil dersebe nach Str. 4 getötet wird, während Syloson nach dem Sturze des Tyrannen Polykrates zur Herrschaft kommt. Hartert würde recht haben, wenn der Dichter an die geschichtliche Quelle gebunden wäre. Kann der Dichter das Motiv eines Nebenbuhlers gebrauchen für seinen Zweck, so eignet sich dazu Syloson, der Bruder des

Tyrannen, welcher sein Nebenbuhler, sein erbitterster Feind war, und ist der Umstand nur gleichgiltig, ob Syloson in der Geschichte der unterliegende oder der siegende Nebenbuhler war. In der Dichtung unterliegt er eben, des Polykrates Ruhm vermehrend, aber dessen Verderben beschleunigend. —

Wenn aber andererseits Viehoff meint, dieser eine sei ein feuriger Republikaner, welcher die Samier zu rächen willens gewesen sei, so ist dem unsere oben gegebene abweichende Beziehung, welche sprachlich möglich ist, entgegen. Daß die Geschichte berichtet, Samos sei vor Polykrates' Regiment in den Händen der Geomoren, vornehmer Grundbesitzer, gewesen, sei nur nebenbei erwähnt. Es würde daraus folgen, daß in Samos keine reine republikanische Verfassung, sondern eine Art Oligarchie oder Aristokratie bestand. An einen auswärtigen Feind haben wir aber allerdings nicht zu denken; denn sonst würde dieses Motiv von dem späteren („der Kreter waffenkund'ge Scharen") nicht verschieden sein. Wir halten an einem Nebenbuhler fest und lassen vollständig dahin gestellt sein, ob Schiller bei diesem an Syloson gedacht habe. Jedenfalls wird der Feind als dem Polykrates (und wohl auch dem Amasis) von Angesicht wohlbekannt vorausgesetzt.

Str. 3. Miletos war eine berühmte und reiche Handelsstadt an der kleinasiatischen Küste, ungefähr 7 Meilen von Samos entfernt. Die Milesier bekriegten, von den Lesbiern unterstützt, den Polykrates wirklich und wurden von ihm geschlagen. Von Milet, d. h. nicht von, sondern aus der Stadt oder aus der Nähe der Stadt, jenachdem wir uns Polydor als vor oder in der Stadt liegend, als Belagerer oder Eroberer denken. Milet ist also nicht die Absenderin des Boten; Polydor sendet ihn. „Tyrann" war bei den Griechen anfangs fast gleichbedeutend mit König (vgl. Oedipus tyrannus); später nannte man diejenigen Männer, welche sich in einer Stadt, meist in ihrer Vaterstadt, zum Fürsten emporgeschwungen und die Republik in eine monarchische Regierungsform auf dem Wege der Gewalt gebracht hatten, Tyrannen, mochte ihre Regierung selbst eine grausame oder milde sein. Heutzutage verbindet man mit diesem Worte den Begriff eines grausamen, gefühllosen Herrschers.

Der Lorbeer verkündete Sieg und Freude; deshalb hat er das Beiwort „munter." Die zeitweilige Lesart: „göttlich" Haar statt „festlich" verdankt ihr Dasein nur einem Druckfehler. Die Schmeichelei „göttlich Haar" ist für jene Zeit noch unmöglich; überdies hat der Dichter eben erst durch den Boten den König zum Dankopfer auffordern lassen, so kann er ihn nicht kurz darauf zum Gotte machen. Den abgeschmackten Gebrauch unserer Tage, welcher jede Bagatelle „göttlich", „himmlisch" findet, kannten die Griechen eben noch nicht. Festlich wird das Haar nur proleptisch genannt, es wird durch den Schmuck mit dem Lorbeerkranze ein festliches.

Str. 4. V. 1. Konstruiere: Dein Feind sank, vom Speere getroffen. — Es ist also ein persönlicher Feind, ein Nebenbuhler.

Beider Könige Schrecken ist ein physischer, hervorgerufen durch den Anblick des blutigen Hauptes.

Str. 5. Amasis, meint Viehoff, fühlt zugleich ein religiöses Grauen beim Anblick dieses Glückszeichens. Allein dies religiöse Grauen kommt erst zum Durchbruch Str. 9, wo der König sagt: „Mir grauet vor der Götter Neide". — Doch = gleichwohl, obgleich das Glück dir abermals günstig gewesen ist.

Die Flotte sehen Saupe und Hartert als Kriegs-, Götzinger und Viehoff als Handelsflotte an. Ich glaube, die letzteren haben recht. Amasis fürchtet für die Flotte nur den Sturm, erwähnt keinen Feind. Letzterer ist aber für eine Kriegsflotte, welche zum Zwecke des Krieges ausgelaufen ist, näherliegend und wichtiger. So sind die fremden Schätze, welche zu den heimischen Gestaden geführt werden, Handelsschätze, in fremden Ländern eingetauscht, nicht Siegesbeute. (Str. 6.)

Viehoff tadelt die Satzstellung der Inversion in den drei letzten Versen. „Bedenk', auf ungetreuen Wellen — Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen — schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück." Die zweite Zeile bezieht sich auf die Flotte in der letzten Zeile. Dagegen ist nicht soviel zu erinnern, wenn nur nicht das sie auch auf die vorausgehenden Wellen grammatisch bezogen werden könnte. Dadurch wird das Verständnis der Stelle erschwert, wenn gleich nicht auf lange verhindert; denn das kann sich jedermann sagen, daß die Wellen nicht zerschellen.

Str. 6. „Eh' er noch das Wort (aus-, zu Ende) gesprochen."

Rhede (Rehde, auch Rede geschrieben) soll wohl hier im Sinne von Hafen stehen. Sonst versteht man unter Rhede den Platz in einiger Entfernung vom Ufer, wo Schiffe von größerem Tiefgange vor Anker gehen müssen, weil das Meer am Ufer so flach ist, daß nur kleine Schiffe, Bote dort gebraucht werden können.

Die beiden Könige haben entweder in der letzten Zeit nach einer anderen Seite ausgeschaut, so daß ihnen die Rückkunft der Handelsflotte zeitweilig verborgen blieb, oder sie haben sich so in das Gespräch mit dem Boten Polydors vertieft, daß sie ihre Rundsicht von dem Dache aus erst nach einiger Zeit wieder aufnehmen.

„Der Schiffe mastenreicher Wald." Die zahlreichen Masten bilden in ihrer Gesamtheit den „Wald" der Schiffe. Man vgl. auch Spaziergang 14:

> Andere ziehen frohlockend dort ein mit der Gabe der Ferne;
> Hoch vom ragenden Mast wehet der festliche Kranz.

V. 2. Gelaunet = die aufgelöste Form (st. gelaunt) ist namentlich dann nicht glücklich, wenn das sehr zerdehnte Wort den Reim trägt, wie hier und im Gedichte noch mehrmals.

Str. 7. Früher lautete der 4. Vers: „Der Sparter nie besiegte Scharen". Allerdings erzählte der alte Herodot, daß die Spartaner, auf Bitten der vertriebenen Samier, einen Kriegszug gegen den Polykrates unter-

nommen, aber Samos vergeblich belagert hätten. Der gründliche Kenner griechischer Geschichte mußte an dieser abweichenden Darstellung Anstoß nehmen, für den oberflächlichen aber paßten die Sparter überhaupt nicht zu einem Seevolke (sie waren eben die griechischen Landratten), wohl aber die Kreter, die Einwohner der 190 □Meilen großen, durch den König Minos, (Minotaurus, Labyrinth, Ariadne, Theseus, Dädalus, Ikarus) berühmten, an Bogenschützen, Kriegsschiffen und Häfen reichen Insel, deren Seemacht zu jener Zeit auch wirklich bedeutend war.

Str. 8. Entfallen sagt man sonst nur von einem unbedachtsam gesprochenen Worte; es ist darum der Ausdruck nicht ganz angemessen. — Von den Schiffen sieht man's wallen, nämlich die Flaggen und die geschwenkten Tücher. (Wallen heißt bogenförmig sich aufwärts bewegen.) Die Schiffer bringen die Nachricht von dem Untergange der kretischen Kriegsflotte mit. Somit ist der Krieg zu Ende, ehe er thatsächlich begonnen hat. Die Götter des Meeres und der Winde scheinen auf des Polykrates Seite getreten zu sein und allein einen siegreichen Kampf gekämpft zu haben. Immerhin haben die Samier Anlaß: Viktoria zu rufen, so wohlfeil dieser Sieg für sie auch war.

Str. 9. Herodot erzählt, daß die Regierungszeit des Amasis eine lange und glückliche gewesen sei. Er habe 44 Jahre regiert, ohne daß ihm ein sonderliches Mißgeschick zugestoßen sei. (Herodot III, 10.)

„Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben“: Noch ist die Erinnerung an den Verlust so schmerzlich, daß der König nur in kurzen Sätzen von demselben sprechen kann. Nach der Ansicht des Amasis geben die Götter nicht blos, sie nehmen auch dem Menschen ebenso viel. Jenes Geben nennen wir Glück — dieses Nehmen dagegen Unglück. Ist nun lange Zeit einem Menschen nur Gutes widerfahren, so ist damit demselben viel — geborgt. Seine Schuld ist nur gewachsen. Diese „Schuld“ bezahlt der König Amasis durch den Tod seines einzigen Sohnes, des Thronerben. — Der Dichter erfindet hier den Tod des einzigen Thronerben, während Amasis Sohn Psammenit dem Vater in der Regierung nachgefolgt ist.

Str. 11. Hier sind Leid und Schmerz so nebeneinander gestellt, daß jenes das höchste, dieser irgend ein geringeres Unglück ausdrücken soll. Man hält Leid für zu schwach, um diesen höchsten Grad des Unglücks auszudrücken (Viehoff, Hartert); doch erinnern die Worte „Leidtragende“ und das „Leid“ (das Totenmahl, Leichenbegleitung) an den Tod, also an das letzte irdische Übel. Hier ist freilich Leid nicht nur als den Tod allein, sondern als einen „bösen Tod“ bezeichnend anzusehen; vgl. „Noch keinen sah ich fröhlich enden.“ Wir nennen den Gebrauch eines milderen Ausdruckes, wie er sich hier findet, an der Stelle eines schrecklicheren: Euphemismus.

Str. 12. Ziehen die Götter nicht die Schuld ein, so trage sie freiwillig ab; wähle dir ein Leid, um das Gleichgewicht zwischen Glück und Unglück herzustellen. —

Str. 13. Der Stein hatte darum wohl so hohen Wert in den Augen des Polykrates, weil er ein geschliffener Edelstein war. Zu jener Zeit war die Steinschneidekunst kaum erfunden, und geschliffene Gemmen waren damals eine außerordentliche Seltenheit. (Vgl. Plinius, Naturgeschichte 27, 2. Lessing, antiquar. Briefe Nr. 22.)

Die Erinnen oder Erinnyen sind eigentlich Rachegöttinnen zur Bestrafung für einen an Verwandten begangenen Frevel; später aber sah man dieselben als Boten der zürnenden (hier neidischen) und strafenden Götter an. Das Glück wird geradezu als Schuld, ja als Frevel angesehen; daher der Ausdruck: mein Glück verzeihen.

3. **Gedankengang** der Ballade.

Die Anwesenheit seines königlichen Gastes giebt dem Polykrates Veranlassung, alle die Herrlichkeiten seines kleinen, aber rasch emporgeblühten Reiches von dem Dache des königlichen Schlosses aus zu zeigen. Der König Polykrates erwartet von dem Gaste das Zugeständnis, daß er seinen Wirt für einen glücklichen Mann halte. Ist Polykrates glücklich? Das ist das Thema der Unterhaltung der beiden Monarchen. (Str. 1.) Der Götter Gunst hast du erfahren, antwortet Amasis, aber noch lebt dein Nebenbuhler — und in ihm ein Feind deines Glückes. (Str. 2.) Ein Bote tritt ein und bringt die Botschaft von einem über den ebenerwähnten Nebenbuhler von Polydor, dem Feldherrn des Polykrates, erfochtenen Siege. In diesem Kampfe fiel der Gegner, — und zum Zeichen der Wahrheit dieser Botschaft zeigte der Bote jenes gefürchteten Mannes noch blutiges Haupt. (Str. 3. 4.) Einen Augenblick erfüllt der Anblick dieses vom Rumpfe gelösten Hauptes beide Fürsten mit Grauen. Dann aber sieht Amasis sich überführt und zu dem Zugeständnis genötigt, daß Polykrates glücklich sei. Nur, fügt er warnend hinzu, es ist fraglich, ob dies Glück lange Dauer haben werde. Deine Handelsflotte ist auf der Meeresfahrt — Klippen, Wellen, Sturm sind deren Feinde, und ihr Untergang kann dich von der Höhe deines Glückes rasch herunterstürzen. (Str. 5.) — Der König wird von dem Jubel unterbrochen, welcher von dem Hafen herauf zu seinen Ohren dringt. Dieser Jubel ist die Antwort auf Amasis Bedenken: Die Flotte ist eingelaufen, unversehrt, warenbeschwert, die Möglichkeit des Unglücks ist entfernt, das Glück selbst bedeutend gewachsen. (Str. 6.) — Jetzt faßt Amasis eine andere Gefahr ins Auge, welche dem Polykrates Verderben bringen könnte, die Kreter. Diese, das wußte man in Samos, hatten eine Expedition gegen Polykrates mit großer Macht unternommen, ihre Flotte war unterwegs und konnte schon recht bald erscheinen, — und dann hatte vielleicht das Glück ein rasches Ende. (Str. 7.) — Aber als wenn heute jedes Bedenken sofort niedergeschlagen werden sollte, welches Amasis zu Ungunsten der Lage seines Gastfreundes vorzubringen sucht, in demselben Augenblick tönt an beider Ohr die von den Schiffern mitgebrachte Nachricht, daß ein Sturm die kretische Flotte zerstreut und die

Überreste zur Heimkehr gezwungen habe, daß also von den Kretern keine Gefahr mehr zu fürchten sei. (Str. 8.)

Nun kann Amasis nichts, gar nichts Bestimmtes mehr vorbringen, was das Glück seines königlichen Wirtes gefährden könnte, — er muß zugestehen, Polykrates ist glücklich; — umso mehr bangt ihm vor einem unbekannten, von dem Schleier der Zukunft noch dicht verhüllten, aber jedenfalls schweren Unglücke des Polykrates, welches nach Ansicht des Amasis schon um deswillen kommen muß, damit das Gleichgewicht von Glück und Unglück hergestellt werde, welches für das Menschenleben notwendig ist und dessen Herstellung der Neid der Götter fordert. Der größte Feind für das Glück des Tyrannen sind die Götter selbst. (Str. 9.) Sein eignes im allgemeinen glückliches Leben war nicht ohne diesen starken Schatten, ein Unglück hat ihn betroffen, aber dieses eine, der Tod seines eigenen Sohnes, wog die Summe alles anderen Glückes im Regiment und Hause auf. Seine eigne Erfahrung bestätigt also die Wahrheit des Satzes: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil.“ (Str. 10.)

So fordert Amasis den Polykrates auf, selbst die Götter um eine Milderung des Glückes durch ein schmerzliches Ereignis zu bitten (Str. 11,) und falls die Götter dieses Gebet nicht selbst erhörten, dann durch ein selbsterwähltes Unglück, etwa durch Aufopferung eines kostbaren Gutes, ein noch schmerzlicheres abzuwenden. (Str. 12.)

Polykrates befolgt nur die zweite Hälfte des Rates. Er weiht sein höchstes Kleinod, seinen kostbaren Siegelring, den Erinnyen und wirft den Ring ohne Zaudern in die Flut hinab. (Str. 13.)

Am nächsten Morgen naht dem König ein Fischer mit einem großen Fische, diesen dem Könige zum Geschenke anbietend (Str. 14.). Das Geschenk wird angenommen, der Fisch wird zubereitet, — und in seinem Magen findet der Koch den Ring wieder. Das Glück des Königs Polykrates scheint ohne Grenzen. (Str. 15.)

Amasis ist anderer Ansicht. Er erkennt den Fund und das Zurückkehren des Ringes in die Hand des Besitzers als ein sicheres Anzeichen eines nahen Unglücks. Die Götter wollen den Ring nicht, ihnen genügt die Abfindungsgabe nicht. Je größer das Glück bisher war, je mehr es sich in wenige Stunden zusammendrängte, um so größer ist das drohende Unglück, um so rascher wird letzteres kommen. Ja, Amasis ist so vom Grausen erfaßt, welches das noch zukünftige Unglück weckt, daß er sofort das Haus des Gastfreundes und Samos verläßt, um nicht in den schrecklichen Untergang des letzteren mit hineingezogen zu werden. (Str. 16.)

4. Disposition: I. Erste Scene: Auf dem Dache. Str. 1--13.

A. Polykrates glaubt nachweisen zu können, daß er ein glücklicher Mann sei. (Str. 1.)

B. Amasis hält dagegen den Polykrates noch nicht für glücklich, wird aber durch das Glück selbst immer widerlegt. (Str. 2—8.)
1. a, Behauptung: Du bist noch nicht glücklich, so lange dein Nebenbuhler noch lebt. (Str. 2.)
b, Widerlegnng: Der Nebenbuhler ist tot. (Str. 3. 4.)
2. a, Behauptung: Deinem Glücke darfst du nicht trauen, da deine Flotte unterwegs von mancherlei Gefahren bedroht ist. (Str. 5.)
b, Widerlegung: Die Flotte ist reich und unversehrt heimgekehrt. (Str. 6.)
3. a, Behauptung: Deines Glückes Zerstörer können die herannahenden Kreter werden. (Str. 7.)
b, Widerlegung: Die Flotte der Kreter ist zerstreut, vernichtet, die Kriegsgefahr aus der Welt geschafft. (Str. 8.)
C. Amasis muß das dermalige Glück des Polykrates als sehr groß anerkennen, fürchtet aber um so mehr den Neid der Götter und sucht letzteren zu befriedigen. (Str. 8—13.)
1. Glück ohne Unglück giebts in keines Menschen Leben. (Str. 9.)
2. Des Amasis eigne Erfahrung bestätigt diesen Satz. (Str. 10.)
3. Amasis rät dem Freunde, Leid auf sich herabzuziehen, (St. 11. 12.)
a, entweder durch Gebet zu den Göttern (Str. 11.),
b, oder durch ein selbsterwähltes Leiden. (Str. 12.)
4. Polykrates befolgt den zweiten Teil des Rates und opfert seinen Ring. (Str. 13.)

II. Zweite Scene: Im Palaste. Str. (14.—16).
A. Ein Fischer bringt dem König einen großen seltenen Fisch zum Geschenke. (Str. 14.)
B. Der Koch findet in diesem Fische den königlichen Siegelring. (Str. 15.)
C. In der Gewißheit, daß die Götter des Polykrates Verderben beschlossen haben, kündigt Amasis die Freundschaft auf und reist sofort ab. (Str. 16.)

5. **Des Polykrates Ende** erzählt uns Herodot III, K. 120 ff. Die Lacedämonier, von vertriebenen Samiern gerufen, hatten 40 Tage lang die Stadt Samos belagert und waren dann, von Polykrates bestochen, abgezogen. Später aber hatte sich Orötes, der persische Statthalter von Sardes, von Mitrobates verhöhnen lassen müssen, daß er dem Könige der Perser Samos noch nicht gewonnen habe. Dieser Orötes nun beschließt, den Polykrates zu verderben. Er kannte des Polykrates Schwäche und benutzte dieselbe. Polykrates trug sich nämlich mit den hochfliegendsten Plänen zur Gründung einer großen griechischen Seemacht. Orötes bot ihm dazu große Schätze an und bat ihn zugleich, ihn, den Orötes, den Kambyses verfolge, bei sich aufzunehmen und mit einem Teile der betreffenden Schätze innerhalb seines Landes wohnen zu lassen

Polykrates glaubte dem Orötes, bezw. den Worten seines Boten Myrsos, eines schlauen Lydiers, und sandte zunächst einen Kundschafter Mäandrios ab. Dieser wurde durch mit Steinen gefüllte, oben mit Gold belegte Kisten gründlich getäuscht, und Polykrates, nunmehr völlig kirre gemacht, reist ab, trotz allen Warnungen der Seher und Freunde und besonders seiner Tochter, welche geträumt hatte, ihr Vater schwebe in der Luft, werde vom Zeus gebadet und von der Sonne gesalbt. Orötes ließ ihn eines grauenvollen Todes sterben*) und dann ans Kreuz schlagen. So erfüllte sich der Tochter Traumgesicht: Zeus badete den Vater, wenn es regnete, und gesalbt wurde er von der Sonne, indem ihre Wärme die Feuchtigkeit aus dem Leichname heraus sog.

Das war das tragische Ende des Polykrates, dessen Großmut Herodot noch schließlich preist, und seines Glückes, ein Ende, welches Amasis seinem Gastfreunde bereits vorausgesagt hatte.

6. Vergleichung der Grundlage.

Den Inhalt der Berichte des Vaters der Geschichte, Herodots, über Polykrates haben wir im wesentlichen oben mitgeteilt. Da wurden uns mit historischer Treue und der dem Herodot eignenden Umständlichkeit des Polykrates Emporkommen, seine gewaltsamen und verbrecherischen Mittel, sein wachsendes Glück, sein Verhältnis zu Amasis und das Schicksal des Ringes, endlich des Polykrates hohe Pläne und schmachvolles Ende der Reihe nach mitgeteilt.

Ganz anders verfährt Schiller — ein Held unter den Dichtern. Nur zwei Tage sind es, welche der Dichter darstellt, oder eigentlich eine noch geringere Zeit, ein Nachmittag des ersten und der Morgen des unmittelbar darauf folgenden Tages. Auf diese kurze Zeitspanne kann Schiller die wichtigsten Ereignisse im Leben des samischen Tyrannen zusammendrängen. Alles, was vorausgeht an Erlebnissen, wird entweder nur ganz kurz angedeutet oder verschwiegen, alle späteren Ereignisse und besonders den entsetzlichen Abschluß dieses „glücklichen“ Lebens berichtet der Dichter nicht, sondern er läßt uns nur ein zukünftiges, unbestimmtes, aber eben darum unsere Phantasie um so mehr aufregendes und beengendes Unglück a h n e n.

Der Geschichtsschreiber berichtet von einem Gastfreundschaftsbunde, welchen Amasis und Polykrates geschlossen haben. Der Abschluß erfolgte brieflich; und der ganze Verkehr ward durch Boten oder Briefe vermittelt; in persönliche, direkte Bekanntschaft sind die beiden Fürsten nie getreten. Einer solchen persönlichen Nähe, einer Zusammenkunft der beiden bedarf aber der Dichter; und zwar muß er den Amasis nach Samos führen, dort zum Zeugen der wachsenden Macht und des erstaunlichen Glückes seines Gastfreundes machen, um so die Idee, auf welche es dem Dichter hier hauptsächlich, ja ausschließlich ankommt, in thunlich

*) Wahrscheinlich wurde er lebendig geschunden.

wirksamster Weise zu veranschaulichen. Der Aufenthalt des ägyptischen Gastes in Samos ist von nur sehr geringer Dauer und wird von Amasis unter dem Eindrucke der vielen glücklichen Erlebnisse sehr früh abgebrochen. Mit der Abreise des Amasis schließt der Dichter auch sein Gedicht. Aber die wenigen Stunden, welche Polykrates und Amasis zusammen verleben, wie lebendig werden sie uns vor die Seele geführt! Das ist des Dichters Werk. Monate vergehen, bis die Boten und Briefe von Samos über das Meer nach Ägypten und zurück gelangten! Der Historiker spart die Zeit nicht, er berichtet der Wirklichkeit gemäß. Der Dichter versteht es, den größten Teil seines Stoffes durch Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung zusammenzuschließen, und verschmäht es, das weit unvollkommnere Mittel, welches die Entfernung des Ortes aufzuheben vermag, anzuwenden, den brieflichen Verkehr. Hans Sachs erzählt denselben Stoff, den Schiller hier behandelt, aber er reimt nur die Geschichte und langweilt durch seine trockene Reimerei, während Schiller, der echte Dichter, die Geschichte um seiner dichterischen Ideen willen umformt und so die Wirkung erhöht.

7. **Diese Idee des Gedichts** ist folgende: Ein Menschenleben gleicht das Maß des Glückes durch ein ebensogroßes Maß von Unglück aus. Glücklich ist ein solches Leben, welches Freude und Leid wechselsweise erfährt. Wenn aber ein Mensch nur Glück bisher genossen hat, und dies Glück in überraschender Weise wächst und die einzelnen Glücksumstände sich rasch folgen, dann folgt ein baldiges, um so schwereres Unheil dem bisherigen Glücke. Der Neid der Götter führt diese Ausgleichung herbei.

8. **Nachträge:**

a. Der Neid der Götter. Es ist eine altgriechische Anschauung, daß die Götter selbst bedürftig und vielfach beschränkt seien. Die größten Schmerzen werden ihnen nicht erspart. Leidenschaften sind ihnen nicht fern. Sie verbittern sich unter einander das Leben, oder die Menschen wecken ihren Zorn. Deshalb aber, weil nicht einmal ein Gott vollkommenes Glück genießt (vgl. Klage des Ceres weiter unten), ist es eine um so größere Verschuldung, wenn ein Mensch mit seinem Glücke prahlt, („Gestehe, daß ich glücklich bin.") Solcher Übermut eines Menschen, welcher seine Stellung für eine selbst Göttern beneidenswerte erklärt, hat den Neid und die Rache der Götter zu fürchten. Sie gönnen dem Menschen nicht, daß er glücklicher ist als sie, und verzeihen ihm nicht, wenn er sich selbst für glücklich erklärt. Die Erinnyen als Strafvollstreckerinnen sollen hier gewissermaßen durch die Gabe des Rings bestochen oder doch vermocht werden, jetzt nicht ihren Strafauftrag zu vollziehen.

Die griechische Mythologie ist reich an Beispielen für den Neid der Götter. Die Eifersucht Junos vernichtet die Semele, verfolgt die Latona

aufs unbarmherzigste, und nicht minder die Kallistho, Latona hinwiederum Niobe ꝛc.

Merkwürdig ist die Vorliebe Schillers gerade für diese Erklärung der menschlichen Leiden. Das Christentum kennt keinen Neid in Gott, denn Gott hat nichts zu entbehren, was er im Besitz des Menschen sieht; wohl aber kennt es einen eifrigen, die Sünde der Menschen strafenden Gott. So fassen wir den einen Teil des Leidens der Menschheit als Strafe, einen andern aber als Prüfung oder Läuterung, als Züchtigung auf, durch welche Gottes Weisheit leichter als durch gehäuftes Glück die Menschen zu sich führt. — Allerdings weiß der Christ auch aus Erfahrung und Beobachtung, daß Hochmut vor dem Falle kommt und daß tief fällt, wer hoch gestiegen ist.

Schiller dagegen fühlt sich durch jenen Gedanken, daß der Neid der Götter das Gleichgewicht von Glück und Unglück im Menschenleben ausgleiche, befriedigt. Er spricht denselben auch sonst aus, z. B. in Wallensteins Tod, in der Glocke.

Die erstere Stelle findet sich in Wallensteins Tod: V. Akt, 4. Auftritt und lautet:

Wallenstein: Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen ꝛc.
— — — — —

Gordon: Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben*).
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück.
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben;
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Wallenstein: Den alten Gordon hört' ich wieder sprechen.
— Wohl weiß ich, daß die ird'schen Dinge wechseln,
Die bösen Geister fordern ihren Zoll.
Das wußten schon die alten Heidenvölker,
Drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen,
Und Menschenopfer bluteten dem Typhon.
Auch ich hab ihm geopfert — denn mir fiel
Der liebste Freund, und fiel durch meine Schuld.
So kann mich keines Glückes Gunst mehr freuen,
Als dieser Schlag mich hat geschmerzt. — Der Neid
Des Schicksals ist gesättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet ist
Auf das geliebte reine Haupt der Blitz,
Der mich zerschmetternd sollte niederschlagen.

*) Hier sei nochmals an die bekannte Erzählung von Solon und Krösus erinnert, an welcher Herodot dieselbe Idee darstellen will: „Krösus wurde von den Göttern gestürzt, weil er sich für vollkommen glücklich hielt."

Aus der Glocke aber habe ich folgende Worte zur Charakteristik des Übermutes jenes Hausvaters heranzuziehen, von dem Schiller zunächst sagt:

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,

— — — —

— Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!

Wie eine Warnung fügt der Dichter diesen Worten hinzu:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Das Haus und seine Pracht sinken in Asche, — und „hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke."

So ist denn, wie Hoffmeister treffend bemerkt, diese altgriechische Ansicht so treu dargestellt, „weil sie eigentlich, bis auf den Götterneid, sein Gefühl, seine Lehre war. Das tiefe, stete Bewußtsein der Abhängigkeit von einer höheren Macht, deren wir gerade dann am wenigsten versichert sind, wenn wir in ihrem vollsten Besitz zu sein wähnen, ist der religiöse Geist, welcher durch Schillers sittlich-poetische Welt weht." — „Das Übermaß an Macht, Reichtum, Glück schlägt in Dünkel, Anmaßung und Überschätzung um; das echt Menschliche gedeiht nur in enger Beschränkung."*)

b. Der Ring kommt als Glücks- bezw. Unglücksbote oft vor, und zwar bei mehreren von einander weit entfernten Völkern. Götzinger hat diese sehr großes Interesse bietenden Sagen zusammengestellt. Ihm folgte Viehoff; dieser sagt: „Eine persische steht in Tausend und ein Tag (Tag 21.): Dem allmächtigen, hochbeglückten Vezier Caverscha**) fällt

---

*) Gude (III, 120) glaubt Schiller gegen den oben von Hoffmeister ausgesprochenen Vorwurf, die religiöse Ansicht Schillers sei jene altgriechische, verteidigen zu müssen, und sagt, Schiller habe gar oft unsere religiösen Vorstellungen ausgesprochen, nach welchen das Unglück „die Schule für die Veredlung des menschlichen Herzens" sei. Allein ein andres ist es, den erziehenden Nutzen des Leidens darstellen (diesen mag auch Schiller anerkannt haben) und ein anderes, den Beweggrund des Schicksals oder der Götter (und dieser wäre eben der Neid nach Schillers Ansicht,) aufsuchen und entwickeln. Wir wollen Schiller nicht „verketzern", wie Gude das einigen Auslegern vorwirft, sondern ihn verstehen. Das Material für den Gegenbeweis glaube ich oben zusammengestellt zu haben. Schiller kennt allerdings ein Leiden, welches zur Läuterung, Zucht von oben über die Menschen verhängt wird; — aber wenn er auf großes Glück ein großes Unglück, jähes Verderben folgen sieht, so führt er solches auf den Neid der Götter und des Schicksals zurück, er kennt dann keine Strafe der göttlichen Gerechtigkeit.

**) Caverscha war der Vezier des Königs Codavende von Hyrkanien. Seine baldige Ungnade sieht er nach diesem Glücksfalle voraus und läßt schnell seine Schätze in Sicherheit bringen. Verhaftet wird er in langem, strengem Gefängnis gehalten, später aber

dort beim Baden sein Siegelring ins Wasser, sinkt aber nicht unter. Dies hält Caverscha für zu großes Glück und bereitet sich auf seinen Sturz vor, der auch bald erfolgt. Eine niederländische haben Simrock und ich*) (Viehoff III, 75 ff.) nach Grimm (I, Nr. 289.) metrisch dargestellt. Eine ganz ähnliche findet sich in Venedig, sowie in Eisleben wieder, wo es die reiche Frau Bucher ist, welche den verhängnisvollen Ring in die Flut wirft und ihren Übermut später durch Elend und Armut büßt. In allen diesen Sagen ist die wunderbare Erhaltung des Rings ein Vorbote des nahen Schicksalswechsels. Auch an die Moselbrücke zu Trier knüpft sich eine verwandte Sage (s. mein Archiv für den deutschen Unterricht 1844, Heft I, S. 51 ff.), worin jedoch das Wiederfinden des Ringes ein glückverkündendes Zeichen ist. (Vgl. noch die norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwarz. (S. 303 und 305 Anm.) und die niederländischen Sagen von Wolf (S 30. 31. 246.)". —

c, Die Charakteristik der beiden handelnden Personen ist nicht möglich. Es treten keine Charaktereigentümlichkeiten hervor. Beide Personen sind nur Träger der Grundidee. Deshalb erscheints Schiller sogar unnötig, die Namen anzuführen. Amasis erscheint überdies fast allein als redend — die Rolle des Antwortenden nimmt durch das Gedicht hin dem Polykrates das Schicksal ab. Die einzige an Amasis heraustretende gewissermaßen dramatische Wirkung ist die wachsende Erkenntnis, daß der Schicksalswechsel nahe bevorstehe. So wächst mit dem Glücke des Polykrates Staunen, Entsetzen, Grausen, und als das Schicksal des Freundes den Höhepunkt erreicht hat, ist des Amasis Furcht vor dem Götterneid auch auf der Höhe und die plötzliche Abreise darin begründet. — Polykrates tritt uns in seinem Glücke entgegen ; — übermütig verlangt er die Anerkennung seines Glückes, — die Besorgnis seines Freundes steckt ihn an, — die Abwendung der drohenden Gefahr durch Gebet verschmäht er und betritt den eigenwilligen Weg des Opfers.

---

unter ebenso sonderbaren Umständen (er hatte endlich ein Lieblingsgericht, nämlich Romanaschy, vom Kerkermeister erhalten, aber Ratten hatten es verunreinigt, ehe er es hatte genießen können: Dies Ereignis war die Grenze des Unglücks) wieder befreit und in die vorige bevorzugte Stellung berufen.

*) Die Jungfrau von Stavoren.

(Viehoff, Erläut. der Gedichte Schillers. 3. Aufl. III, S. 75 ff.)

1. Am Südersee gestade, da hob sich einst voll Glanz
Im Meere stolz gespiegelt, Stavorens Häuserkranz.
Stavorens Namen rühmte die Kunde weit umher,
Es flog zu fernen Küsten sein Handelsflottenheer.

2. Der Reichtum zeugt den Hochmut, und Hochmut führt zum Fall;
Stavoren hegte Silber und Gold allüberall;
Doch frommer Sinn und Tugend war dort gar seltnes Gut,
Drum liegt es jetzt begraben in tiefer Meeresflut.

d. Frühere Urteile über Schillers: Ring des Polykrates.
Am 27. Juni 1797 hatte Göthe das eben vollendete Gedicht gelesen und demselben seinen ganzen Beifall gezollt. Er schreibt: „Der

---

3. An Reichtum und an Schätzen, doch auch an frevlem Sinn
War eine schöne Jungfrau Stavorens Meisterin.
Einst ruft sie ihrem Schiffsherrn: „Fahr' in die Welt hinaus,
Und bring mir eine Ladung des Edelsten ins Haus. —

4. Des Edelsten und Schönsten, was je ein Land gebar!
Du blickst mich an und zauderst? Mein Wort ist sonnenklar!
Drum keine Frage weiter! bei meinem Zorne, geh',
Und eh' der Abend dunkelt, sei auf der hohen See!"

5. Gelöst schon sind die Anker, die Segel schon gebläht,
Der Schiffsherr brütet finster, wohin die Fahrt nun geht.
Er blickt zum Sternenhimmel: „Du Weisheit, sei mir hold!
Was ist der Götter schönstes? sinds Perlen, ist es Gold?

6. Des Goldes falscher Schimmer, er ist der Menschen Fluch, —
Und hat sie nicht des Goldes, der Perlen längst genug?
Ihr Palast glänzt von Marmor und schnee'gem Elfenbein,
Doch für der Armut Thränen ist ihre Brust von Stein."

7. Er sinnt — dann ruft er plötzlich: „Ich wags auf ihren Zorn!
Ich bring' ihr eine Ladung von edlem, schönem Korn,
Was gleicht an Wert dem Korne, das uns das Brot bescheert,
Das jeder Mann aufs neue mit jedem Tag begehrt?

8. Vielleicht hat sie der Lehre, der stummen Mahnung Acht.
Vielleicht, daß endlich Mitleid in ihrer Brust erwacht,
Daß sie Stavorens Arme mildthät'gen Sinn's bedenkt" —
Und schon zur Fahrt nach Danzig hat er das Schiff gelenkt.

9. Mit ausgesuchtem Weizen befrachtet er es dort,
Und günst'ge Winde tragen es nach Stavorens Port.
Er tritt herein zur Herrin. — „Wie! Du schon wieder da?"
Ruft sie erstaunt — „ich glaubte dich fern in Afrika;

10. Ich wähnte, du erkaufest dort Gold und Elfenbein,
Laß sehn! was kann die Ladung, die schnellbeschaffte, sein?"
„Ich bring erlesnen Weizen." — „Unsinn'ger, hört' ich recht?
Ist wirklich, was du brachtest, so elend und so schlecht?" —

11. „Wenn ich euch widerspreche, Gebieterin, verzeiht!
Nennt meine Gottesgabe, die täglich so erfreut . . ."
„Wie sehr ich sie verachte, will ich dir zeigen: Geh'!
Und wirf die ganze Ladung sofort mir in die See!"

12. Der Schiffsherr fleht mit Schrecken: „O, meine Frau, thut's nicht!
Bei Gott! ihr weckt des Himmels furchtbares Strafgericht" —
Sie braus't in stärker'm Zorne: „Nichts weiter! eile fort!
Von hier gleich in den Hafen und thu' nach meinem Wort!"

13. Der fromme Seemann zaudert, den Auftrag zu vollziehn,
Der ihm an Gottes Gabe ein arger Frevel schien.
Er läd't Stavorens Arme zum Hafen allzumal,
Bald naht sich auch die Jungfrau: „Geschah's, wie ich befahl?"

14. Da sinken ihr zu Füßen die Armen flehend hin.
Doch hart und kalt wie Marmor bleibt ihr verstockter Sinn:
„Ich schwör's, ich widerrufe nicht das gesprochne Wort!" —
Und die Matrosen schütten den Weizen über Bord.

Ring des Polykrates ist sehr gut dargestellt. Der königliche Freund, vor dessen, wie vor des Zuhörers Augen, alles geschieht, und der Schluß, der die Erfüllung in suspenso läßt, alles ist sehr gut. Ich wünsche,

---

15. Der Seemann sieht ihn fallen, der Körner goldnen Strom,
Da streckt er seine Rechte empor zum Himmelsdom:
„Das bleibt nicht ungerochen (so ruft er zornig laut),
So wahr ein Aug' dort oben dein frevelnd Handeln schaut!

16. Einst wird der Tag noch kommen, wo du die Körner hier
Gern einzeln lesen möchtest und roh verschlängst voll Gier."
Sie ruft mit Hohngelächter: „So wahr mir das geschieht,
So wahr ist's, daß mein Auge den Ring hier wiedersieht!"

17. Und zeigt ihm einen Reifen von Gold, gediegen, schwer,
Von Diamanten blitzend, und wirft ihn weit in's Meer.
Die Menge sieht es schweigend, und steht, von Graun erfaßt;
Die Jungfrau kehrt mit wildem Gelächter zum Palast.

18. Sie sitzt auf weichem Polster beim nächsten Morgenlicht,
Da tritt vor sie ein Bote mit ängstlichem Gesicht;
„Gedenkt es mir nicht, Herrin, verkünd' ich böse Mähr',
Drei reich beladne Schiffe begrub der Sturm ins Meer."

19. Sie hört's, erbleicht und murmelt mit ängstlich tiefem Ton:
„Du schreckliche Vergeltung, ist das dein Bote schon?"
Doch schnell sich stolz ermannend, erhebt sie sich vom Pfühl:
„Mein starker Glücksbau wankt nicht, wenn eine Säule fiel."

20. Und horch! da naht es wieder. „Du bringst mir schlimme Kund'!
Sprich! was für Unglücksbotschaft droht mir dein bleicher Mund?"
„Ach, Frau, mit Feuerschnelle verbreitet sich's am Port,
Es nahmen die Korsaren fünf Eurer Schiffe fort."

21. Im tiefsten Mark erbebt sie, es wankt ihr zitternd Knie —
Da sieh! da kommt ein Dritter? — „Weh! endet denn das nie?"
„Ach, Frau, die ganze Ladung, die fern aus Morgenland
Mit reichen Schätzen kehrte, sie liegt zerschellt am Strand!" —

22. Sie sinkt erschöpft aufs Polster, ein Grausen faßt sie schon,
Schon sieht sie der Vergeltung Gewitter mächtig drohn.
„Jetzt nur noch eine Säule", stöhnt sie, die Brust gepreßt,
„Brich du mir nicht zusammen, dann steht mein Glück noch fest!"

23. Und horch! da naht ein Vierter, sie fährt entsetzt vom Pfühl:
„Sprich! ists um mich geschehen? des Bruders Kaufhaus fiel?"
„Wie, meine Frau? Ich meld' Euch ein wundersames Glück;
„Seht euer bestes Kleinod, den prächtgen Ring, zurück!"

24. Sie wendet ab die Augen, der Schrecken sträubt ihr Haar:
„Du lügst, Du lügst! O sage, ich fleh', es sei nicht wahr!"
„Nicht doch" spricht er verwundert, „ich bitte, seht nur auch!
Ich fand das Kleinod eben in eines Fisches Bauch."

25. Da steht vor ihr entsetzlich der Himmelsrache Bild,
Sie stiert es an, vernichtet, sie rauft die Locken wild,
Sie ruft: „Ergrimmter Himmel, nun bring mich rasch zum Ziel!"
Und sieh! ein Bote meldet: „Das Haus des Bruders fiel."

---

26. Ein Jahr ist hingeschwunden, da wankt am Bettelstab
Ein armes Weib die Straßen Stavorens auf und ab;

daß mir mein Gegenstück*) ebenso geraten möge!" — Am 28./6. 97 schreibt er nachträglich: „Der Ring hält sich bei wiederholtem Lesen sehr gut, er wird vielmehr besser, wie es jedes Gedicht von Wert thun muß, indem es uns in die Stimmung nötigt, die wir beim ersten Hören und Lesen nicht gleich mitbringen."

Körner dagegen ist andrer Meinung. Er findet das Ganze etwas trocken; zugleich stört es ihn, daß ein abstrakter Begriff, die Rache des Schicksals, die Einheit bilde und daß diese unsinnliche Idee in einem erzählenden Gedichte herrsche, während der eigentliche Stoff einer Ballade seiner Ansicht nach „höhere menschliche Natur in Handlung" sein müsse. Ziel müsse entweder sein der Sieg nach schwerem Kampfe, oder eine heldenmäßige Resignation bei dem Übergewicht der äußeren Kraft.

Schiller erkennt in seiner Antwort die Trockenheit in dem Gedichte an, hielt es jedoch für zweifelhaft, ob man gerade jenen Begriff Körners von der Ballade für den richtigen zu erklären habe. Goethe dagegen entschied sich dafür, daß gerade diese Dichtungen, in welchen eine Idee in dieser Weise, wie hier, behandelt werde, als eine neue, die Poesie erweiternde Gattung angesehen werden müßten.

e. Die Auflösung des Freundschaftsbündnisses wird von Schiller anders motiviert, als von Herodot. Jener läßt den Amasis den Bund aufsagen, „auf daß, wenn dem Polykrates ein großes und schweres Unglück widerführe, seine Seele nicht betrübt würde, weil er sein Gastfreund war." Dieser Grund ist uns vollständig unfaßbar. Das ist eine elende Freundschaft, welche das Glück des Freundes teilen will, aber, wenn Unglück droht, den Freund im Stiche läßt — und welche mit äußerlich aufgehobenem Bunde auch sich innerlich völlig von dem Freunde löst und über dessen Unglück keinerlei Schmerz mehr empfindet. Schiller hat einen anderen, besseren Beweggrund der Trennung erfunden, die Erkenntnis, daß die Götter seines Freundes Verderben wollen und die Furcht, in das Verderben eines andern — und wenn auch eines Freundes — durch längeres Verweilen mit hineingezogen zu werden. Ganz genügte uns auch dieses Motiv nicht, wenn wir den Maßstab wahrer Herzensfreundschaft hier anlegen wollten, wo bloße äußerliche Gastfreund-

---

Sie bleibt vor mancher Thüre demütig flehend stehn,
Man blickt heraus und heißt sie zum Nachbar weiter gehn.

27. So naht sie sich dem Hafen, da sieht sie an dem Strand
Viel Weizenähren wehen, schon gelb vom Sommersbrand.
Sie schaudert vor der Stelle, doch ach! der Hunger quält.
Schon hat sie von den Ähren die schönste sich gewählt.

28. Sie reibt und reibt vergebens, die Ähre gibt kein Korn.
Sie pflückt sich eine neue mit Hungersgier und Zorn,
Sie pflückt sich immer neue, doch alle taub und leer,
Da wirft sie sich verzweifelnd hinab ins tiefe Meer.

*) Die Kraniche des Ibykus, die er damals noch auszuführen gesonnen war.

schaft vorhanden war. Dies Ereignis liegt übrigens auf dem Boden des Heidentums, und Amasis ist eben kein Christ, sondern ein Egoist,*) und von einem solchen kann nicht mehr erwartet werden, als daß er seine Haut rechtzeitig in Sicherheit zu bringen sucht.

9. **Die Form** ist sehr einfach: V. 1. 2. 4. 5. sind hyperkatalektische vierfüßige jambische Verse, V. 3. 6 akatalektische. Reimbild aabccb. Reim a und c sind klingend, b ist stumpf.

10. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Ring des Polykrates. Nach Herodot oder nach Schiller erzählt. — 2. Die Leiden, vom heidnischen und vom christlichen Standpunkte aus betrachtet. — 3. Vergleichung zwischen Herodots Bericht und Schillers Darstellung des Ereignisses. — 4. Die Jungfrau von Stavoren. Erzählung. — 5. Vergleichung der Jungfrau von Stavoren mit Schillers Ballade: Ring des Polykrates. — Vergleichung der Gedichte Stavoren untereinander. — 7. Hochmut kommt vor dem Falle. (Chrie.) — 8. Vergleichung des Gedichts mit Schacks Triumphator.

11. **Zur Vergleichung:** 1. Stavoren.

Von Adolf Böttger.

[Geb. am 21. Mai 1815 zu Leipzig, lebt daselbst.]

1. Im Südersee[1]) gen Westen lag mitten auf dem Meer
Ein Eiland, grün und blühend, wie keines rund umher.
Drauf lag die Stadt Stavoren[2]), an Gold und Silber reich;
Die größten aller Städte, sie kommen ihr nicht gleich.

2. Einst lebte dort und schwelgte ein schmuckes Mägdelein,
Wohl mochte keines reicher und keines schöner sein;
Sie hatte Land und Schlösser und Leute, treu und gut,
Da kam wohl in das Fräulein der arge Übermut.

3. Mehr Schätze aufzuhäufen, das war ihr einzig Ziel,
Die Armen zu verspotten, ihr allerliebstes Spiel,
Und höhnen, lästern, fluchen, das war der Jungfrau Brauch.
Ach, leider thaten viele der Stadt ein Gleiches auch!

4. Oft[3]) ging sie längs dem Strande zu ihrem Schiffer hin;
„Fahr aus nach fernem Lande und bring nach meinem Sinn
Mir eine reiche Ladung des Edelsten nach Haus!"
Da sinnt und denkt der Schiffer: „Was such' ich Edles aus?

5. Zu Danzig auf dem Markte beim kühlen goldnen Born,
Da liegen zum Verkaufe viel Säcke Mais und Korn.

---

*) Keller fragt freilich a. a. O. S. 422: Würde denn nicht auch nach christlicher Auffassung selbst der edelste ein Recht, ja die Pflicht haben, die Freundschaft mit demjenigen zu lösen, welchen Gott gezeichnet hat?

[1]) d. h. in der Zuidersee, dem Mbs. der Nordsee an der holländischen Küste, in welchen die Yssel einmündet. Vor dem Jahre 1287 war dieser Meeresteil ein Binnensee.

[2]) Jetzt zählt die völlig verfallene und verarmte Stadt nur 575 Einwohner. Früher aber residierten hier die friesischen Könige, später war sie eine reiche, berühmte Hansastadt.

[3]) Besser stände hier: „Einst."

Ja, diese Gottesgabe ist edel wohl und gut!"
Drum füllt mit Korn der Alte das Schiff mit frohem Mut.

6. Kehrt wieder nach Stavoren zu der Gebieterin.
„Nein, sag' mir, alter Schiffer, was kam dir in den Sinn?
In Afrika, so meint' ich, läufst du im Hafen ein
Und handelst treu und bieder um Gold und Elfenbein!" —

7. „Mein Fräulein, meine Herrin, verzeiht dem Schiffersmann!
Ich landete nicht ferne in Danzigs Hafen an;
Zu Danzig auf dem Markte beim kühlen goldnen Born,
Da kauft' ich tausend Säcke mit Weizen und mit Korn". —

8. „Und brachtest du mir Weizen, so sag' ich dir zur Stund':
Du schüttest mir die Ladung tief in des Meeres Grund!"
Der Mann erbleicht: „O, ladet nicht auf Euch Gottes Zorn,
Ist doch des Herren Gabe das kleinste Samenkorn!"

9. Und sie befahl zum Zweiten, da nahten arme Leut'
Und baten um Erbarmen und um Barmherzigkeit,[1])
Sie weinten und sie baten, sie flehten auf den Knie'n.
Allein das harte Fräulein thät kalt vorüberziehn.

10. Und sie gebot zum Dritten[2]), da trat der Schiffer vor,
Und sprach und rang die Hände und hob sie hoch empor:
„Du ladest Fluch und Sünde, Verzweiflung auf dein Haupt.
Wirst künftig daran darben, was jetzt die Woge raubt". —

11. So wahr ich nimmer wieder das goldne Ringlein seh',
Das ich vor Euern Augen hinwerfe in die See,
So wahr wird fern mir bleiben wohl bis an meinen Tod,
Was Ihr mir sagt von Elend, Verzweiflung, Fluch und Not!"

12. Das Ringlein flog hinunter, und auch der Weizen sank,
Er wirbelt auf und nieder bei einer sand'gen Bank!
Doch als am andern Morgen das Fräulein kam zu Tisch,
Fand sie zum höchsten Schrecken den Ring in einem Fisch.

13. Das war das erste Zeichen, nun folgte Schlag auf Schlag;
Der Fluch des vor'gen Tages war Fluch dem neuen Tag;
Es floh der Stolz, der Reichtum, und Elend kam und Not,
Und fluchend und verzweifelnd starb sie den Hungertod.

14. Im Lenze ging der Weizen hoch auf wie Gras und Ried,
Doch fruchtlos blieb er immer, wenn auch der Sommer schied.
Die Leute in Stavoren, sie sahn das Wunder auch,
Doch lebten sie in Sünden nach ihrem alten Brauch.

15. Da kam die schwere Strafe wohl einstmal über Nacht,
Da sank die Stadt Stavoren zum Teil in Meeresschacht.
Und aber sank ein Stücke, und noch ein Stücke sank;
So fand durch Schuld und Frevel die Stadt den Untergang.

16. Und noch alljährlich stürzen dort kleine Hütten ein,
Auch mag in diesen Hütten kein Fried' und Segen sein;
Drum stehn sie so verlassen, von außen still und tot,
Doch innen wütet Elend, Verzweiflung, Fluch und Not.

17. Und noch schießt aus dem Meere im Frühling Gras und Ried,
Doch fruchtlos bleibt es immer, wenn auch der Sommer schied;
Die Sandbank, wo es sprosset, die ist im ganzen Land
Nach jener Schreckenssage genannt der Frauensand.

---

[1]) eine Tautologie. — [2]) d. h. zum dritten Male.

2. Stavoren.

Von Karl Simrock.

[Gedichte. Neue Auswahl. S. 216. Stuttgart, Cotta 1863.]

1. Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Türmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut,
Paläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch alles hat beschlagen[1]) die unermeßliche See.[2])

2. Wenn alle Winde schweigen, der Kahn dich ruhig wiegt,
Der Schiffer wird dir zeigen, wo sie begraben liegt.
Du blickst auf Markt und Straßen, doch öde, menschenleer,
Und wenn die Glocken tönen, so strich ein Hecht zwischenher.

3. Vor Zeiten zu Stavoren war Pracht und Überfluß,
Da schwelgte man in Freude und sann nur auf Genuß,
Da mußten Gallionen[3]) durch alle Meere gehn,
Mit den Schätzen fremder Zonen Stavorens Kinder zu versehn,

4. Verwöhnte Kinder freilich, das Glück war allzuhold.
Den Hausflur und die Thüre beschlugen sie mit Gold,
Gepflastert mit Dukaten war Hof und Speisesaal,
Mit blanken Laubthalern[4]) die Weg und Stege[5]) zumal.

5. Wie sich die Schätze häuften, so wuchs der Übermut,
Als wär der Himmel käuflich für eitel Geld und Gut.
Und als das Maß erfüllt war, da gingen sie zu Grund,
Die erst das Meer bereichert, die schlang das Meer in den Schlund.

6. Vor allen in Stavoren war eine Jungfrau reich,
Ihr Name ging verloren, kein König kam ihr gleich;
Doch herrisch und vermessen war ihr bethörter Sinn,
Sie hatte Gott vergessen und dachte nichts als Gewinn.

7. Zu ihrem Schiffmeister[6]) sprach einst die stolze Maid:
„Auf, lichte du die Anker, zwölf Monden hast du Zeit;
Doch kehrst du nach Stavoren, so sei dein Schiff beschwert
Mit dem Edelsten und Besten, das rings der Erdball gewährt."

8. Da sprach der alte Meister, er war ein weiser Mann:
„Ich bringe, was du heischest, nur zeig es näher an;
Des Edeln und des Guten ist auf der Welt so viel,
Was dich das Beste dünket, das Edelste, schafft mein Kiel,

9. Wofern dein Mund es ausspricht. Ists Korn oder Wein?
Ists Bernstein oder Seide, Gold oder Spezerein?
Sinds Perlen, sinds Smaragden? Es kostet dich ein Wort,
Das Schiff mir zu befrachten mit der Erde köstlichstem Hort."

---

[1]) = bedeckt.

[2]) Nachahmung der alten Nibelungenstrophe, deren letzter Vers 7 Hebungen hat. Übrigens haben wir hier mitunter Binnenreim, also den Hildebrandston. Vgl. Erl. II³, S. 292.

[3]) So nannte man die größten Segelschiffe des Mittelalters.

[4]) Eine französische Münze, écu de six livres, auch grand écu genannt = 4,75 Mark wert; sie erhielt von den Deutschen den Namen wegen der Lorbeerzweige, mit welchem der ovale Lilienschild umkränzt war.

[5]) Auch die zweite Silbe dieses Wortes steht in der Hebung.

[6]) Wir sagen jetzt Kapitän.

10. Sie sprach: „Du mußt es raten, du giltst doch sonst für klug;
Wer meinen Dienst erwählte, dem sei ein Wink genug.
Nun laß das lästge Fragen: bei meinem Zorn, ins Meer!
Das Edelste, das Beste gebracht[7]), ich sage nicht mehr.“

11. Da muß er wohl gehorchen; unschlüssig fuhr er ab,
Der Frau Geheiß erwägend, das viel zu denken gab.
Er kannte wohl der Herrin hochmütig strengen Sinn;
Wie er ihr nun genüge, darüber sann er her und hin.

12. Am Ende dacht er also: Ich kauf ihr Weizen ein:
Was möcht auf Erden edler, was möchte besser sein?
Man hält in hohen Ehren das herrliche Korn,
Niemand kann es entbehren; so meid ich wohl ihren Zorn.

13. Da steuert' er gen Danzig und lud zu gutem Kauf[8])
Polnischen Getreides zehntausend Lasten auf;
Es war der beste Weizen, den je die Erde trug:
Wer des genossen hätte, dem gab er Kräfte genug.

14. Da ließ er seine Segel die Winde blähn und war
Im Hafen von Stavoren noch vor dem halben Jahr.
So schritt er vor die Herrin, die noch bei Tafel saß,
Mit Blicken der Befremdung von Haupt zu Füßen ihn maß.

15. „Wie“, rief die Übermütige, „Schiffmeister' schon zurück?
Und wär dein Schiff ein Vogel, den Vogel hieß ich flück;
Dich wähnt ich an Guineas goldreichem Strand;
Was hast du nun geladen? sag an, ich bin doch gespannt.“

16. Da sprach der Seemann zögernd, er hörte wohl, der Wind
Sei seiner Fahrt zuwider[9]), doch faßt er sich geschwind:
„Den besten Weizen führ ich, Gebieterin, dir her,
Kein besserer ist zu finden so weit die Länder küßt das Meer.“[10])

17. Sie sprach: „Was muß ich hören? das hätt' ich nicht gedacht!
Elenden Weizen[11]), woraus man Semmel macht?
Den wagst du mir zu bringen? Es wird dein Ernst nicht sein;
Das Edelste, das Beste, gebot ich, handle mir ein.“

18. Da sprach der Greis: „So elend ist doch, was Brot gibt, nicht,
Da man zu Gott alltäglich um Brot die Bitte spricht.“
„Wie ich's verachte“, rief sie, „beweis' ich dir sofort.
Von welcher Seite nahmst du die schnöden Körner an Bord?“

19. „Das Schiff ist von der rechten geladen,“ sprach er. — „Gut,
So wirf mir von der linken den Weizen in die Flut.
Die ganze Ladung, hörst du? Das muß sogleich geschehn:
Ich werde selber kommen, ob du gehorchtest, zu sehn.“

20. Der Schiffmann ging, doch that er nicht, wie die Frau ihn hieß,
Weil ihr Gebot so greulich wider Gott verstieß,
Er rief die Armen alle, die Hungernden, herbei,
Ob nicht durch solchen Anblick das harte Herz zu rühren sei?

---

7) Der Zorn begnügt sich mit kurzen Sätzen: ins Meer! = fahre sofort ab. Gebracht! = ich will gebracht haben. Das Partizip steht auch sonst statt des Imperativs, z. B. Stillgestanden! Abgesessen!

8) zu billigen Preisen.

9) Diese seemänische Ausdrucksweise sagt zweierlei, daß der Schiffsherr die Wünsche der Herrin nicht erraten habe und daß sie obendrein sehr schlechter Laune sei.

10) in allen zu Schiff erreichbaren Ländern.

11) Auf welchen Silben ruhen die drei Hebungen?

21. Sie kam und fragte: „Hast du gethan wie ich befahl?“ —
Da fallen ihr zu Füßen die Armen allzumal:
„Laßt uns den Weizen,“ flehn sie, „eh ihn das Meer verschlingt,
Daß wir den Hunger stillen!“ Sie aber weigerts unbedingt,

22. Und winkt ihren Knechten und läßt erbarmungslos
Die Gottesgabe senken in tiefer Fluten Schoß;
Die Menge mußt es schauen, die stumm die Hände rang.
Da rief der alte Schiffer, der sich nicht länger bezwang,

23. Laut rief ers vor dem Volke der Frau ins Angesicht:
„Nein, wahrlich ungeahndet bleibt diese Bosheit nicht.
Wenn noch das Gute lohnet, das Böse straft ein Gott,
So wird einst schwer gerochen an euch der frevelnde Spott.

24. „So wird ein Tag erscheinen, wo ihr die Körner gern,
Die edlen, von den Straßen aufläset, Kern um Kern,
Den Hunger nur zu stillen; doch niemand gönnt euch sie.“
Sie sprach mit Hohngelächter: „Mein Freund, der Tag erscheint mir nie.

25. Stavorens reichster Erbin gebrächs an Brote je?
Sieh diesen Ring, den goldnen, ich werf ihn in die See:
Wenn ich den wiederschaue, so mag auch das geschehn.“
Sie sollt am selben Abend den Ring erschrocken wiedersehn:

26. Der Koch hatt ihn gefunden in eines Fisches Bauch.
Eh sie sich niederlegte, kam ihr die Botschaft auch,
Die Flotte sei gestrandet, die sie nach Morgenland —
Und so ergings der andern, die sie gen Abend gesandt.

27. Die Türken und die Mohren auch schadeten ihr viel,
Wie wider sie verschworen; ein reiches Kaufhaus fiel,
Das zog sie mit hinunter; und so kam Post auf Post[12]) —
Kein Jahr verging, so litt sie schon Not durch Hunger und Frost.

28. Sie ging von Thür zu Thüren und heischt' ein Stückchen Brot;
So schrecklich ward erfüllet, was ihr der Greis gedroht.
Von niemand bedauert, von vielen arg verhöhnt,
Auf Stroh hat sie endlich das arme Leben verstöhnt.[13])

29. Fort schwelgte noch Stavoren in sündlich eitler Pracht,
Denn Reichtum ward auf Schiffen noch täglich eingebracht!
Das Beispiel warnte niemand: Da wuchs der Buße[14]) Saat
Der ganzen Stadt erschrecklich aus jener Jungfrau Frevelthat.

30. Wo sie den edlen Weizen ins Meer versenken ließ,
Da hob sich eine Sandbank, die Frauensand man hieß.
Darauf entwächst den Wellen ein Kraut, das kennt man nicht,
Es gleicht dem Weizen völlig, nur daß der Ähre Korn gebricht.

31. Noch stieg die Sandbank höher und höher aus dem Meer:
Gesperrt war der Hafen, kein Schiff befuhr ihn mehr.
Da war des Reichtums Quelle der Schwelgerstadt versiegt;
Sie schwelgten fort, von Leichtsinn in süßen Schlummer gewiegt.

32. Da zog man eines Tages Hering und Butt[15]) hervor
Aus dem Schöpfbrunnen, und in der Nacht erkor

---

[12]) = Nachricht, hier Unglücksbotschaft.
[13]) = den letzten Seufzer ausgestoßen.
[14]) = der Strafe Saat.
[15]) Butt oder Schollen = die große Gattung der Plattfische, alle mit unsymmetrischem, plattgedrücktem Körper, schmackhaft, zum Teil, wie die Seezunge, geschätzte Delikatesse.

Der See sich andre Bahnen, ein wilder Wasserschwall
Verschlang, die Deiche brechend, Stavorens Markt und Straßen all.

33. Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Türmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut.
Paläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch alles hat beschlagen die unermeßliche See.

---

3. Der Triumphator.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.
(Geb. 2. Aug. 1815 zu Schwerin. — Lebt in München.)
[Gedichte. Berlin 1867. S. 349. — 2. Aufl. S. 395. — 3. Aufl. Stuttgart 1874. S. 346.]

Stolz im Triumph glorreicher Siege,
Wie keiner sie erkämpft zuvor,
Zieht auf der leuchtenden Quadrige[1])
Ämilius Paulus[2]) durch das Thor:,
Es wirbelt Duft aus goldnen Becken,
Roms Tempel sind mit Purpurdecken,
So schön sie Tyrus beut, behängt,
Und rauschend tönt's, wie Meeresbranden,
Wo sich das Volk in Festgewanden,
Des Feierzuges harrend, drängt.

Auf Helmen, Schilden, Wurfgeschossen,
Auf Rüstungen von blankem Stahl,
Auf Marmorbildern, Erzkolossen
Spielt wie verirrt der Sonnenstrahl;
Jünglinge nerv'gen Armes führen
Von des Clitumnus weißen Stieren[3])
Die schönsten hundert, kranzgeschmückt;
In Reihen dann, ein Spott der Sieger,
Nahn Macedoniens blasse Krieger,
Von ehrner Ketten Wucht gedrückt.

Drauf er, dem bis zu Asiens Landen
Sich gestern noch gedehnt das Reich,
Der König selbst in Eisenbanden,
Dem niedersten der Sklaven gleich:
An seiner Seite flehn zwei Söhne,
Fast Kinder noch, in holder Schöne,
Der stolzen Römer Mitleid an;
Dann siehe! durch die Ehrenbogen
Der Legionen trunknes Wogen,
Des Siegers weißes Roßgespann.

Beim Jauchzen der Triumphgesänge,
Das tausendstimmig rings erschallt,
Rollt die Quadrige durch die Menge
Und macht am Kapitole halt.
Ämilius steigt durchs[4]) Jubelrufen
Des Volkes die porphyrnen Stufen
Zum Haus des Donnerers[5]) hinauf;
Da, durch die Menschenwoge dringend,
Stürzt, bleich von Antlitz, händeringend,
Ein Sklav ihm nach in hast'gem Lauf.

„O Herr, vernimm die Trauerkunde!
Was dir des Lebens Liebstes war,
Ward dir geraubt in einer Stunde,
Der Zwillingssöhne blühend Paar!
Ein Blitzstrahl hat die zwei erschlagen,
Als mittags sie entschlummert lagen
Im Ölwald der Akademie;
Her von Athen, damit die Laren[6])
Der Heimat ihren Staub bewahren,
Im Sarkophage[7]) bring' ich sie."

Die rings die Botschaft hören, schauen
Voll Mitleid auf Ämilius:
„Weh daß in Gram und Todesgrauen
Ihm der Triumphtag enden muß!"
Doch er tritt, kaum entfärbt die Wange,
Zum Tempel ein mit festem Gange,
Vollzieht das Opfer am Altar
Und ruft, indes die Flammen lohen:
„Nun bring' ich erst, ihr Ew'gen, Hohen,
Euch Dank aus vollem Herzen dar!

„Als kühn wie nie mit Siegesprangen
Von Schlacht zu Schlacht Roms Adler flog,
Als König Perseus selbst gefangen
Einher vor meinem Wagen zog,
Da bebt' ich vor des Schicksals Tücke,
Da dacht' ich: „Allzu großem Glücke
Stürmt rächend das Verderben nach;"
Mir bangte, daß des Schicksals Bürde

---

[1]) Ein mit 4 Pferden bespannter 2 rädriger Wagen. — [2]) Aem. Paulus, genannt Macedonicus, Konsul 168 v. Chr., besiegte in diesem Jahre bei Pydna König Perses. Er ist der Vater des Scipio Afrikanus Minor. — [3]) Clitumnus, ein umbrischer Fluß, war wegen der dort gezüchteten weißen Herden berühmt. — [5]) Dichterisch statt durch die Beifall rufende Menge. — [5]) Des Jupiter Tempel (Kapitol). — [6]) = Hausgötter. [7]) = steinerner Sarg. Vgl. Erl. III[3], S. 287.

Sich über Rom entladen würde
In ungeheurem Wetterschlag.
„Doch nun, ihr Götter, darf ich hoffen,
Gerettet sei das Vaterland,
Da mich allein der Blitz getroffen,
Den das Geschick herabgesandt;

Gesättigt nun in einer vollen
Gewalt'gen Rache ward sein Grollen,
Denn Unglück traf mein Haupt so schwer,
Daß den Besiegten ich beneide:
Ihm blieben seine Söhne beide,
Ich aber habe keinen mehr."

[Litterarisches: *Kurz III. S. 313. — *Viehoff II, S. 171. — *Viehoff, ausgew. St. II, S. 154. — *Gude III. S. 51. — *Hartert, I, S. 64. — *Saupe, S. 123. — *Hoffmeister, I. S. 304. ff. — *Götzinger II, S. 190. — *Düntzer II, S. 154. — *Hinrichs I, S. 218. — *Armknecht, S. 114. — *Keller a. a. O.]

---

8. Der Gang nach dem Eisenhammer.

[Werke in 4 Bdn. I, S. 183. Stuttgart 1874. Cotta.]

1. Zur Abfassung der Ballade. Schiller schreibt an Goethe unter dem 22. Sept. 1797 (in dem bekannten Balladenjahre): „Die letzten acht Tage habe ich für den Almanach nicht verloren. Der Zufall führte mir noch (d. h. eben vor dem Abschluß des Almanachs) ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtenteils fertig ist und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beschließt. Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen und ist überschrieben der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindiziere, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe." — Die am 25. Sept. bereits vollendete Romanze war inzwischen noch um 6 Strophen gewachsen. Fraglich bleibt mirs, ob Kurz, Viehoff und a. recht haben, welche meinen, die neuen 6 Strophen gehörten der Beschreibung des Messedienens (Str. 20—24) an, und vielleicht sei auch die Einleitung und die Schilderung des Eisenhammers ursprünglich etwas kürzer gehalten gewesen. Mir scheint jene briefliche Notiz so zu deuten zu sein: Ich bin noch nicht ganz fertig mit der Ballade: 24 Str. zu 8 Zeilen habe ich übrigens schon vollendet. Dann sind die fehlenden 6 Str. einfach an den Schluß des Gedichtes zu verweisen.

2. Die Quelle. Der Dichter hatte eine aus dem Französischen stammende Quelle, welche man lange völlig vergebens gesucht hat. Was man fand, waren französische Erzählungen und Legenden von einer sehr entfernten Ähnlichkeit. Endlich gelang es Götzinger, die unzweifelhafte Quelle nachzuweisen, von welcher sich Schiller nur unbedeutende Änderungen gestattet hat. Das französ. Originalwerk hatte zum Verfasser Rétif de la Brettonne und den Haupttitel: Les contemporains. In diesem Buche ist La fille garçon oder das Mannweib die neunte Novelle, und dieser ist die nachfolgende Erzählung eingefügt. Schiller hat wohl die letztere nur in der Form der von Mylius veranstalteten Übersetzung gelesen, — bis jetzt ists uns noch nicht gelungen, das französ. Original wieder aufzufinden. Die Übersetzung lautet aber folgendermaßen:

„Ein sehr gottesfürchtiger Mensch", erzählt Retif, „war Bedienter im Hause der Gräfin von K . . ., deren steinreicher Gemahl in der Gegend von

Vannes oder Quimper Eisenhämmer hatte. Weil dieser treue Bediente Gott in seiner Herrschaft sahe, wie der heilige Paulus sagt, war er immer geschäftig und würde den Grafen ebenso eifrig bedient haben, als die Gräfin, wär' er nicht in den Diensten der letzteren gewesen. Seine Sorgfalt und Achtsamkeit war so groß, daß er jedes ihrer Verlangen zu erraten schien; die meiste Zeit, wenn sie ihm etwas anbefahl, war seine Antwort: Ist schon geschehen, gnädige Frau. Die Gräfin war hierüber voll Bewunderung, und sobald eine ihrer Freundinnen zu ihr kam, versiegte der Quell ihrer Lobeserhebungen von Champagne nicht. Er war überdies ein schöner Bursche; nach den Lobsprüchen, die seine Gebieterin über ihn machte, verlangte man ihn stets zu sehen, und er kam, beantwortete die Fragen, die man an ihn that; mit einem Worte, betrug sich mit so vieler Bescheidenheit, daß jedermann der Gräfin ein Kompliment darüber machte.

Einer der Kameraden des Champagne, Pinso oder Blero genannt, war Zeuge aller dieser Lobsprüche; er ward darüber so eifersüchtig, daß er sich's in den Kopf setzte, ihn durch Verleumdung bei ihrem Herrn zu stürzen. Er klagte ihn an, daß er die Gräfin ohne ihr Wissen liebe, und gab dem Grafen hiervon so viele wahrscheinliche Anzeigen, daß dieser Herr es glaubte. Inzwischen wollt' er dennoch sich mit seinen Augen von der Wahrheit überführen; allein verblendet, wie sie waren durch den boshaften Lakaien, sahen sie nichts denn Arges. Der Graf, sich wenig aus dem Leben eines armseligen Bedienten machend, dessen Vergehen ihm so schwer schien, suchte den Hochöfner in einem seiner Eisenhämmer auf und sagte zu ihm: Den, den ich zu dir schicken werde mit der Frage: ob du das gethan hast, was ich dir gesagt habe, wirf sogleich in deinen Ofen. Nun sind diese Art Leute die grausamsten, wildesten Geschöpfe; diesem hier war der Auftrag herzlich lieb, und aus Furcht, ihn zu verfehlen, nahm er einen seiner Kameraden zu sich, ebenso boshaft, als er.

Den folgenden Morgen ließ der Graf den Champagne durch Blero, seinen Feind, rufen und sagte zu ihm: „Champagne, geh in den Eisenhammer, und frage dem Hochöfner, ob er gethan hat, was ich ihm gesagt.“ „Sehr wohl, Ihro Gnaden“, antwortete Champagne und rannte, des Herren Befehl auszurichten. Beim Weggehen fiel ihm ein: Du könntest doch zufragen, ob meine Dame nicht etwa was mit zu bestellen hat. Er kehrte also wieder nach dem Zimmer der Gräfin zurück, zu der er sagte: „Madame, Ihr müßt wissen, daß ich auf Befehl des gnädigen Herrn nach dem Hammer gehen soll, und da ich nun der gnädigen Frau gehöre, wünschte ich zu wissen, ob dieselbe etwas zu befehlen hätte.“ Die Dame antwortete ihm: „Nichts, Champagne! außer etwa, wenn man ungefähr zur Messe läuten sollte, wohin ich nicht gehen kann, weil mir nicht recht wohl zu Mute ist, so hört sie mit an, und betet für mich und für Euch zugleich.“ Das war gerade, was Champagne verlangte, und der Befehl war ihm ungemein lieb; denn ohne das Gebot seiner Herrin hätt' er bei Ausrichtung eines Auftrages von seinem Herrn sich nicht aufzuhalten gewagt. Kaum war er das Dorf zum Ende,

als man zur Messe einläutete. Nun war es Sommer und niemand zum Ministrieren da, als schwächliche Greise. Champagne bot sich an, hielt die Schenkgefäße in Bereitschaft, machte die Sakristei rein, und wie der Priester gekommen war, respondierte er andächtlich; die Messe dauerte wohl drei Viertelstunden. Drauf setzt er wieder alles an Ort und Stelle, wie nur immer ein Sakristan würde gethan haben, und dann eilt' er nach dem Hammer, unterwegs die Gebete vollendend, die er für seine Frau, seinen Herrn und für sich selbst in seinem Buche begonnen hatte. Wie er beim Hammer ankam, fragt' er den Hochöfner: „Habt Ihr das gethan, was Ihro Gnaden gesagt haben?“ „O, schon vor einem feinen Weilchen,“ sagt der Kerl lachenden Mundes, „davon ist ganz und gar nicht mehr die Rede; 'is so gut, als wär' er sein Tage nicht da gewest.“ Champagne kehrte volles Rennens zu seinem Herrn zurück. Sobald ihn dieser gewahr wurde, geriet er in kein geringes Erstaunen und in ganz gewaltigen Zorn. „Wo kommst Du her, Schurke?“ sagte er. „Vom Hammer, Ihro Gnaden!“ — „Hast Dich also unterwegs aufgehalten?“ „Nicht im geringsten weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige Frau fragte, ob ich etwa unterwegs was für sie ausrichten könnte; da befahl sie mir, die Messe zu hören, und für sie mit zu beten, wenn ich für mich betete, und das hab' ich gethan, und für Sie auch, denn ich dachte nicht, daß der Auftrag von Ihro Gnaden so sehr dringend wäre.“ — Bei diesen Worten fiel der Graf in ein tiefes Nachdenken, und nachdem er Champagne gefragt, was man im Hammer gesagt habe, so nahm er aus der Antwort ab, daß der Angeber, den er aus Ungeduld hingeschickt hatte, um zu wissen, ob Champagne da gewesen, zuerst bei dem Hochofen angekommen und in einem Augenblick war verzehrt worden. Er begab sich zu der Gräfin und sagte zu ihr, indem er auf Champagne zeigte: „Verlaßt Euch auf diesen guten Diener, denn heute hab' ich einsehen lernen, daß er ein Liebling Gottes ist.“ Und von dem Tage an bekam Champagne die Verwaltung des ganzen Hauses und hat sein Amt immer redlich bekleidet.“ —

Eine zweite Form der Sage entnehmen wir Freybes „Altdeutsches Leben“ S. 110ff. Sie entstammt der „Leien Bibel In Hundert Fragen unde Antwort underscheden“ vom Rostocker Prediger Nikolaus Gryse (1603) und lautet also:

Thom beslute ys ok dysse Hystoria hirby tho merkende, dat ein Vader synem Söhne, so van em reyset, dysse dryerley Lere tholest gegeuen hefft: Erstliken, he scholde vlytigen thor Kercken gahn. Darna dat he sick vör böse Geselschop scholde höden. Unde tholest sick ock fyne in de Lüde schicken. Alse he nu utreyset, kümpt he in eines Köninges Hoff tho denste, und dewyle he sick na synes Vaders Leren stedes rychtede, segende en Gott ricklichen, dat he von dem Könige leef und werdt geholden wardt, unn balde hoch hervör kümpt. Datsülue vördrot den anderen Hauedenern, darunter ein arglystiger Ohrenbleser en mit Lögen bei dem Köninge heimliken angyfft, as dreue he untucht mit der Köningynnen. Denn solckes konde men, secht he,

lycht lyken uth synen Geberden affnemem, dewyle he sick anstellede beyde in der Fröuwde und ock in truricheit gelick alse de Köningynne. Solckes wyl de Köninck erfaren, tüth derwegen einmal einen schönen Rynck van syner Handt, undt gyfft en synem Gemahle. Do lachede de Köningynne unde ys frölick, de yunge Geselle steidt vör dem Dysche unde waret up, und do he süth, dat beyde, de Köninck, und de Köningynne frölick syn, ertöget he sick ock frölick, darup de Könninck sonderlycke achtinge gifft. Up eine ander tydt stellet sick de Köninck törnich, gifft der Köningynnen einen Backenslach, darauer wert se trurich und wenet. Do de frame Dener solckes süth, wert he ock darauer alse byllich bedröuet, denn ydt yo nicht wolgestanden, wenn he darauer gelachet hedde.

De Köninck öuerst dütet em solckes thom argesten uth, unde achtet ydt darvör, he hedde nu genochsam bewysz, dat he en döden late, unde radtslaget in geheim mit dem valschen Angeuer, wo he am besten sick an dem Jüngelinge wrecken möchte, darup sprickt der Vörlümbder, he scholde nicht vele Disputerendes mit em maken, sondern em stracks in einen fürigen Kalckauen werpen unde vörbernen laten, und darmit ydt unvörmercket tho ginge, scholde he dem Kalckberner edder Tegelmeister yegen den Auent einen ernstliken beuehl dohn dat den andern morgen up eine gewysse Stunde einer heruth kamen unde en fragen wörde, efft he des Köninges beuehl hedde uthgerychtet, den süluen scholde he angrypen, unde ane allen vörtoch in den Fürigen Kalckauen werpen. Solcken Radt des bösen Minschen, leth sick de Köninck geuallen, unde gyfft dem Framen Gesellen dyssen beuehl, he schole Morgen fro hen uthgahn, unde den Kalckmeister fragen, efft he des Königs beuehl hebbe uthgerychtet. Des Morgens geidt he henuth, und besorget sick neues boesen, unde kümpt an eine Kerke, darby he hen gahn müste, do gedencket he an synes Vaders Lere, geith erst lyken in de Kercke unde höret predigen, unde gedachte he wolde dennoch tydtlick genoch syn Werff vörrychten. Myddeler wyle he in der Kercken ys, löpt syn Vörlümbder in vullen spryngen thom Kalckmeider unde hapet, he scholde en lange tho Aschen vörbrandt hebben, dewyle de bestemmede Morgenstunde vorby was, unde fraget uth haste dem Kalckberner, efft he ock des Köninges beuehl hedde uthgerychtet Do nympt he en ane alle barmherticheit unde werpet en in den Fürigen Kalkauen, und efft he sick gelick dargegen strüuede unde schryede, dat he nicht sy den men vörbernen scholde, so rychtet he sick doch na des Köninges beuehl, dat he den de am ersten queme, und en also fragen wörde, scholde in den Fürauen werpen.

Na geschener Predigen geith de Jüngelinck thom Kalckmeister und fragede, efft he des Köninges beuehl hedde uthgerychtet, dem antwordet he, ydt sy gescheen, alse he solckes gehöret, geith he ylick wedderumb thom Köninge und brynget em datsülue antwerdt in. De Köninck er-

schrecket und vörwundert sick, dat he wedderkümpt unde fraget em, wo ydt sy thogegahn. De Jüngelinck secht, he hedde uthgerychtet wat he em beualen hedde, he wüste anders nicht, doch sy he fromorgen in der Kercken gewesen, und hedde predigen gehöret. Daruth vörnympt de Köninck, dat he velschlyken by em sy angegeuen, und de Ander byllich syn rechte Lohn bekamen hedde. Alse he öuerst vam Köninge gefraget wart, wo he dat vörstahn scholde dat he alletydt sick so geberde und anstellede, beyde in fröuwde unde ock in truricheit, gelick alse syn Gemael, darup antwerdet he dat syn leue Vader, alse he von em gereyset, em thom lesten geleret hadde, he scholde nicht allene gerne thor Kerken gahn und darneuen sick vor böse Geselschap höden, sondern ock by den Lüden sick in ere Sake fyne schicken, dana hedde he sick ock vörholden, beyde in des Köninges unde ock in der Köninginnen Fröwde und Truricheit. Daruth de Köninck des Jüngelinges unschuldt vörnamen, unde hefft en herna werdt und leeff geholden. Alse weth Godt de framen Kynder, so der guden Leren erer Olderen in gude acht nemen unde volgen, tho segende unde tho erholdende, unde ock ere Vyende tho straffende.

3. Erläuterungen: **Str. 1.** Knecht hat hier keinen unangenehmen Beigeschmack; es bedeutet so viel als Diener. Fridolin = schweizerische Verkleinerungsform von Gottfried oder Fried. Auch ein Heiliger führt diesen Namen: Fridolin. — Eine Gräfin von Savern hat die Quelle nicht genannt, auch hat es eine Grafenfamilie dieses Namens nie gegeben. Doch giebt es im Elsaß und in der Rheinpfalz mehrere Orte des Namens Saverne oder Zabern, wie der deutsche Name ursprünglich lautete und auch bei der bekanntesten Stadt dieses Namens im Elsaß jetzt wieder lautet. Der Knecht erfüllt seine Obliegenheiten getreu der göttlichen Mahnung: Eph. 6, 5. 6: Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen, mit gutem Willen. — und: 1. Petr. 2, 18: Ihr Knechte seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. — Fridolin würde also auch gern einer launigen oder strengen Gebieterin gedient haben, wie viel freudiger dient er seiner sanften und guten Herrin!

Str. 2. Mit der Vesper ist die Vesper- oder Abendglocke um 6 Uhr gemeint.

Und (er) meinte, seiner Pflicht zu fehlen. Götzinger konstruiert fehlen mit dem Genitiv, wie es Luther so oft gethan habe (des Weges fehlen); Viehoff dagegen sieht irrtümlich diese Konstruktion an als eine Verdeutschung der französischen Wendung manquer à son devoir, betrachtet also Pflicht als Dativ.

Str. 3. „vor dem ganzen Dienertroß" = entweder in seiner Gegenwart oder über den ganzen Troß erhob den Fridolin die Gräfin. Troß

(lat. trustis, Haufe,) ist übrigens ein Gefolge von Menschen unbedeutenden Geistes oder niedriger Gesinnung, welche der edlen Dame keine Achtung abgewannen, während dies bei Fridolin der Fall war. Dienertroß ist kein Pleonasmus, wie Armknecht meint.

Str. 4. Ihr klares Auge schaute gern diesen braven, auch schönen Menschen an, der ihr volles Wohlgefallen fand, ohne daß in ihr eine unreine (das Auge trübende) Neigung aufgestiegen wäre. — Statt wohlgestalten stand in den früheren Ausgaben anmutsvollen. Die Neuerung ist wohl keine Verbesserung.

Str. 5. Robert (eig. Rupprecht) ist der Name, welcher auch sonst bösen Menschen, besonders bösen Jägern beigelegt wurde und auch bei Schiller sich nochmals, in seinem „Verbrecher aus verlorner Ehre“ findet. Die Franzosen nennen den Freischützen Robert du bois. — Rasch und offen gehören als Beiwörter zu: Grafen. Diese falsche Konstruktion findet sich bei Schiller nicht ganz selten, vgl. Kraniche des Ibykus Str. 7, 2: „obgleich entstellt von Wunden erkennt der Gastfreund von Korinth die Züge, die ihm teuer sind“, und ebd. Str. 9, 3. „Gelocket von der Spiele Pracht“, abhängig von „aus der Menge“ und im Lied von der Glocke: „Noch zuckend mit des Panthers Zähnen zerreißen sie des Feindes Herz.“

Str. 6. Brau'n = Brauen. Dies ist die richtige, Braune eine falsche Form. Nebenformen der Braue sind Brahe und Brane. Daß die Brauen nicht gerollt werden, hat Schiller wahrscheinlich gewußt, und wenn er das „unrichtige Bild“ doch anwandte, so hat er die Braue statt des Auges setzen zu können gemeint (pars pro toto!), aber wohl an den Tadel, mit welchem Keller mich bedacht hat, weil ich Schillers unrichtigen Ausdruck nicht gerügt habe, nicht gedacht. Hätte ich freilich Schiller getadelt, so wäre Kellers Tadel gegen mich nur um so schärfer ausgefallen.

Werd ich auf Weibertugend baun, beweglich, wie die Well' = Allitteration von Lippenbuchstaben, welche insgesamt das Unzuverlässige in der Weibertugend malen sollen. **Leicht locket sie des Schmeichlers Mund.** Auch diese Vokale und Konsonanten scheinen mit Absicht gewählt zu sein. — Berücken = „das Netz über ein Tier rücken und so dasselbe fangen.“ (Hartert, a. a. O.)

Str. 7. „ein geborner Knecht“: „soll wohl nur den Gegensatz zwischen niederen und höheren Ständen, vielleicht auch nur zwischen niederm und hohem Adel bezeichnen, nicht aber Leibeigner bedeuten; denn ein solcher kann Fridolin als Page der Gräfin nicht füglich sein,“ sagt Lüben. Allein ganz sicher dürfen die Worte nur so ausgelegt werden: Fridolin hat keine andre Zukunft, denn die, irgend ein Amt eines Dieners zu versehen; er ist gewissermaßen zum Knechte geboren, nicht aber als Knecht geboren. Wir sagen, auch von einem Manne: er ist ein geborner Soldat, ein geborner Pfarrer und meinen doch nicht, daß derselbe als Soldat oder Pfarrer zur Welt gekommen sei.

Str. 8. Kunigonde. Der Vokal o kommt im Französischen (Cunégonde) vor, und rührt wohl daher auch diese ungewöhnliche Form bei Schiller. Daß alle Personen, auch die Nebenpersonen, Namen führen, ist dieser Ballade Schillers eigentümlich; ebenso auch beachtenswert, daß keine Ballade Schillers die Charaktere so deutlich schildert als diese.

Str. 10, V. 1. 2. die Verse, die er schrieb, und [in welchen er] seine Glut gesteht — etwas ungenau, aber volkstümlich. Das zweite Gesteht kann man entweder dem Grafen in den Mund legen (Ausdruck der Zorneswut, bezw. der Ungeduld, gleich unserem Weiter! [Ich will alles wissen!]) — oder als Wiederholung des Nachdrucks seitens des Verleumders auffassen (dessen Auge einem zweifelnden Blicke des Grafen begegnet sein mag und welcher gern jeglichen Zweifel vernichten möchte). Übrigens ist gerade dies von Schiller frei erfundene Motiv des gefälschten poetischen Liebesbriefes zu dem alten Märchenstoffe nicht recht passend. Es klingt das alles doch zu modern.

befahren, seit dem 17. Jahrhundert häufig statt befürchten. (Opitz, Fleming, Spee, Logau, Weiße, Haller, Pestalozzi, Wieland, Bürger, Kosegarten.) Übrigens ist entfahren, befahren ein unechter Reim.

Str. 11. „In hoher Öfen Glut“. Wenn der Graf neben einander mehrere Hochöfen besaß, so wird man allerdings annehmen müssen, daß diese beiden ruchlosen Knechte an einem bestimmten Hochofen beschäftigt waren und daß der Graf diesen Hochofen sowohl dem Fridolin als Robert genauer beschrieben oder benannt habe.

Str. 12. Hier wird uns ein Stabhammer beschrieben, d. h. ein Gebäude, in welchem Roheisen geschmiedet und in bequemere Formen gebracht wird.

Str. 13, 1. Die altertümliche Form zween der früheren Ausgaben verdient vor der Form zweien in der Cottaischen Ausgabe den Vorzug.

Str. 14. Die Heuchelei Roberts zeigt sich zweifellos in der freundlichen Art, wie er den Fridolin zum Grafen ruft. Daß Robert vom Plane des Grafen etwas erhorcht habe, ist nicht angedeutet. Aber allerdings weiß er, wie sehr der von ihm abgesandte Pfeil der Verleumdung die Eifersucht des Grafen erweckt hat. Daß es Fridolin nicht gut gehen werde, ahnt er, und so ist es denn begreiflich, wie gern er dem Befehl des Grafen nachkommt, welcher durch ihn den Fridolin zu sich bescheiden läßt.

Str. 15, 2. „Mit falschem Heuchelschein“ sieht Armknecht als doppelten Pleonasmus an, in Wirklichkeit kann es auch bedeuten: mit falschem Scheine des Heuchlers, bezw. wie ihn Heuchler zeigen, und dann ist die Verbindung nicht mehr so sehr tadelnswert.

Str. 16. Fridolin zeigt der Gräfin an, daß er von dem Grafen zum Hammer gesandt sei und fragt, ob sie irgend etwas Eiliges vorher besorgt wünsche oder einen Befehl habe, dessen Ausführung sich mit jenem andern vereinigen lasse.

Str. 17. Dame = die gnädige Frau. (Französische Wendung.) —

Die Gräfin hofft, daß das Fürbitte-Gebet des frommen Fridolin von Gott werde erhört werden und daß diese Erhörung ihr auch Gnade, Segen bringen werde, da sie ihren Knecht nicht bloß zur Fürbitte um Heilung des Sohnes, sondern auch zum Sündenbekenntnis an ihrer Statt beauftragt zu haben scheint. Das letztere konnte er in der Messe selbst ablegen. So sollte auch ihr der Segen der Messe zu teil werden können. Schiller zeigt hier übrigens nicht besonders klare Vorstellungen von der katholischen Kirchenlehre.

Str. 18. ladet st. lädt (die erste ist die schwache, eig. unrichtige Form). — Der Katholik unterscheidet übrigens Messe und Sakrament. Letzteres, die Abendmahlsfeier der Laien, kommt an Wochentagen nur ausnahmsweise vor. Schiller meint hier nur eine Messe. Auch das festlich paßt nicht gut zu der gewöhnlichen Wochentagsmesse.

Str. 19. Die ursprüngliche Meinung der Gräfin war, der Diener sollte, da sie selbst die Messe zu hören durch die Krankheit des Sohnes verhindert sei, im Vorbeigehen in die Kapelle treten und die Messe für sie hören. Zu dieser trifft er rechtzeitig ein. Doch nun legt sich Fridolin die Frage vor, ob er damit seine Pflicht gegen den Grafen nicht verletze. Da beruhigt sich nun der Knecht mit dem Gedanken (V. 1. 2.): „Kirchengehen säumet nicht," und um so mehr hälts ihn fest, der ganzen Messe anzuwohnen, als er sieht, daß man seiner Dienste wohl gebrauchen könne. — Unerklärt bleibt, wer geläutet habe. Wir meinen, doch jedenfalls ein Meßner. Aber der war ja auch zugleich Chorgehilfe oder Meßdiener! Gewöhnlich sind auch zwei Meßdiener zur Stelle. Wenn Armknecht (a. a. O. S. 171) meint, das Rechts- und Linksknieen sei ein Zeichen, daß Fridolin zwei Ministranten vertreten habe, so irrt er. Beide Chorknaben wechseln vielmehr wiederholt mit ihren Stellungen zur Rechten und Linken des Priesters. Ein Chorgehülfe würde auch seinen Platz während der Messe mehrfach geändert haben.*)

„Der Fleiß der Schnitter glüht heiß" statt: die fleißigen Schnitter glühen. (Hypallage. Vgl. Erl. IV², S. 34.) Die Erzählung führt uns also in die Zeit der Ernte.

V. 8. Der Dienst des Chorgehülfen in der kath. Kirche, namentlich bei der Messe, erfordert eine genaue Kenntnis der üblichen Dienstleistungen.

Str. 20. Sakristan d. h. „Meßner, unser Küster oder Kirchner." (Saupe.)

Stola ist eine breite, lange Binde von Seide, oft mit Silberstoff besetzt, welche um die Schultern und die Brust kreuzweise gelegt wird. Das Cingulum ist ein Gürtel oder eine weiße Schnur, welche das weiße Untergewand (die Albe) aufschürzt. Das Obergewand führt den Namen: die Kasel. Das Umhängen paßt nicht genau zum „Cingulum". Erklärlich sind die Erwähnung dieser beiden untergeordneten Kleidungsstücke und die Nichterwähnung der Albe

*) Keller freilich macht mir den Vorwurf der Leichtfertigkeit, weil ich die doppelte Begründung des Kirchenbesuches nicht getadelt habe. Aber ich habe mehr gethan: Ich habe versucht, beide Gründe mit einander in Einklang zu bringen.

und des eigentlichen Meßgewandes, der Kasel, da nur beim Cingulum die Mitwirkung des Meßdieners unentbehrlich ist.

Str. 21. Ministrant heißt der Diener, welcher den Priester am Altare bedient. (Hartert.) „Und knieet rechts und knieet links" ꝛc. „Auf den Wink des Priesters hat der Ministrant unter wiederholten Kniebeugungen das Meßbuch bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Altars zu legen." So sagt Saupe fälschlich; denn der Priester winkt nicht, sondern die Chorknaben richten sich nur nach den Worten und Bewegungen des Priesters. Das Meßbuch (Missale) ist i. Jahre 1570 durch den Pabst Pius V. zu allgemeiner Einführung gebracht, und dadurch ist in der Meßliturgie volle Gleichförmigkeit für die ganze Kirche hergestellt worden. Sanktus = das dreimalige Heilig (Trisagium) kommt in der Abendmahlsliturgie vor. (Vgl. Jes. 6, 3.) Der Chor singt dieses Sanctus am Schluß der Vorfeier (Praefatio) der Messe. Bei dem „Dreimal-heilig" wird dreimal mit einer Schelle geläutet.

Str. 22. „Den Gott, den gegenwärtigen zeigt" = Nach der katholischen Lehre ist durch die Konsekration das Brot in den Leib Christi verwandelt. Ein weiteres Stück der römischen Meßliturgie ist nun die Elevation = das Emporheben des „Leibes des HErrn", was mit der bloßen Hand geschieht.

Str. 23. „Vobiscum Dominus" Dem Segen fast unmittelbar geht das Wort des Priesters Dominus vobiscum! (Der Herr sei mit euch!) voraus, welchem die Gemeinde mit Et cum spiritu tuo (und mit deinem Geiste) respondiert. Darauf spricht der Priester: Ite, missa est (Geht, die Versammlung ist entlassen) und segnet die Gemeinde. Nach dem Segen ist übrigens die heil. Handlung noch nicht ganz zu Ende. Vielmehr geht nun der Geistliche zur Linken des Altars und betet dort die Anfangsworte des Johannisevangeliums. Bei Joh. 1, 14 (Et verbum caro factum est) kniet er nieder.

Str. 24. Als das Heiligtum darf man nicht etwa die Kirche ansehen, aber auch nicht bloß die heiligen Gefäße. Da Retif im Originale den Champagne (Diener) die Sakristei, d. h. das an die Kirche angebaute Zimmer, in welchem die Pfarrer sich aufhalten und auch die vasa sacra (heiligen Gefäße) verwahrt werden, vorher reinigen läßt, so scheint Viehoff Recht zu haben, daß Schiller die Sakristei gemeint habe und die Sakristei Heiligtum sein solle. Doch erwarten wir eigentlich nicht diesen neuen Aufschub. Als die Reinigung des Heiligtums nur das Abtragen der bei der Messe gebrauchten Gefäße vom Altare anzusehen, verbietet der Inhalt der Str. 24, V. 1—2 noch nicht, wie Düntzer meint, vielmehr kann V. 3 eine Erklärung von V. 1. 2. sein. Überdies hat der Meßner noch das Meßbuch wegzutragen, die Lichter zu löschen ꝛc.

Paternoster. Vgl. Erl. I^3, S. 62.

Str. 26. Ein Rosenkranz ist eine Schnur mit Kügelchen zur Abzählung der Gebete. Eigentlich hat derselbe 150 kleine Kugeln, welche eben so viele Ave Maria bedeuten. Nach jeder 10. kleinen Kugel folgt eine größere, welche das Beten eines Pater Nosters fordert. In der kathol. Kirche ist dieser Rosenkranz von Dominicus de Guzman im 13. Jahrhundert eingeführt

worden. Unter Ave Maria versteht man den englischen Gruß: Sei gegrüßt, Maria, voll der Gnaden; der Herr ist mit dir rc. Dieser Gruß bildet seit dem 11. Jahrhundert das Laiengebet in der katholischen Kirche. 150 Ave Maria (S. o.) bilden ein Psalterium Mariae (der Psalter besteht ja aus 150 Psalmen). Seit 1326 werden von jedem Katholiken morgens, mittags und abends je drei Ave zur Erinnerung an die Menschwerdung Christi gebetet, das sog. Angelus. — Ob Schiller eine rechte Vorstellung von dem Rosenkranze gehabt habe, ist nach unserer Stelle fraglich. 12 Paternoster sollen die Zahl füllen (Str. 24)*) welche an den 4 oder dem 4. Rosenkranze noch zu beten waren. Da die großen Perlen nicht aufeinander folgen, so muß man, um die Worte Schillers nicht als Ungenauigkeit zu fassen, annehmen, Fridolin habe schon vor und während der Messe Gelegenheit gefunden, dreimal den Rosenkranz zu beten (und das ist sehr fraglich!) und vom vierten Rosenkranze drei Vaterunser nebst 30 Ave Maria. Der Rest würden dann an der Zahl, welche sich Fridolin aufgegeben hatte, jene 12 Paternoster sein (mit Einschluß ihrer 12 mal 10 Ave M.) Allerdings gebraucht man gewöhnlich Rosenkränze mit 50 Kugeln, freilich auch so große, daß 50 größere Kugeln zwischen 150 Ave M. sich finden.

Str. 27. u. Str. 28. Das fortwährende Wiederkehren des Vokals **i** als Reimvokals ist ein Mangel, welcher bezeugt, daß dieses Gedicht von Schiller rascher als andere gedichtet und nicht mit der letzten Feile schließlich geglättet wurde.

Str. 28. „dunkel“: Fridolin hat den Sinn der Rede nicht völlig verstanden — nur so viel ist ihm klar, und das genügte ihm: das Werk des Grafen ist ausgeführt worden. — „lachend“: in seiner Unschuld und Unbefangenheit hat Fridolin nicht einmal in dem Lachen die Roheit und den Hohn herausgelesen, welche der Dichter Str. 25 in den Worten andeutet: „Und grinsend zerren sie den Mund.“

Str. 30. „Gott und seine Scharen.“ Die Scharen sind (Heerscharen) die Engel. Gott heißt im A. T. oft Herr Zebaoth d. i. Herr der Heerscharen.

4. Die Form:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — V. 1. 3. 5. 6. Reimbild: ababccdd.
◡ — ◡ — ◡ — V. 2. 4.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ V. 7. 8.**)

5. Komposition: Kunstloser, als sie sonst bei Schiller zu sein pflegt, ist die Erzählung in diesem Gedichte. Der Dichter stellt uns zuerst in einfacher Weise den Helden der Erzählung, den frommen, diensteifrigen Fridolin, vor und beschreibt die Verhältnisse, in welchen er lebt. Die steigende Gunst bringt seine Seele nicht in Gefahr, wie die Erhöhung dieses Einen auch keiner unreinen Empfindung in dem Herzen der Gräfin

*) Daß Armknecht hier sagt: „schwer zu erklären, welche Zahl der Dichter meint“, ist wundersam.

**) Etwas gelehrter faßt Westphal a. a. O. S. 159. die Sache, wenn er nicht nur drei Teile der Strophe annimmt à 2, 2, 4 Zeilen, sondern in dem Schlusse eine Periode aus 2 akatalektischen und 2 katalektischen jambischen Tetrapodieen sieht. In den beiden ersten Perioden ist eine akatalektische mit einer brachykatalektischen Tetrapodie verbunden.

entspringt. Das Verhältnis zwischen der Gräfin und Fridolin ist das zwischen Herrin und Diener; es gestaltet sich fast zu einem Liebesband, wie dasjenige, welches Mutter und Sohn verbindet; aber ein näheres— in diesem Falle sträfliches, ehebrecherisches — ists nicht. (Str. 1—3.) Doch der Neid des Jägers Robert ist so entbrannt, daß er den Fridolin zu vernichten beschließt und seinen teuflischen Plan bei der Rückkehr von der Jagd in der raffiniertesten Weise ausführt. Arglistig preist er den Grafen glücklich wegen seiner Arglosigkeit, doch als der Argwohn im Herzen des leidenschaftlichen Grafen erregt ist, da schürt der Elende durch absichtliche Unbestimmtheit des Ausdruckes, durch scheinbares Fallenlassen des unliebsamen Themas und anderes die Eifersucht des Grafen zu schrecklichen Flammen, da nennt er endlich den „Blonden" als den Elenden, welcher, wie alle Welt wisse und auch der Graf gesehen haben müsse, jedenfalls sich sagen könne, mit der Gräfin ein verbotenes Verhältnis anzuknüpfen suche. Er, Robert, habe übrigens den unwidersprechlichsten Beweis der Schuld Fridolins in seiner Hand, — und er zeigt dem Grafen einen untergeschobenen, angeblich von Fridolin geschriebenen, in Versen abgefaßten Brief, welcher an die Gräfin, die der Jäger klüglich als schuldlos und ihrer ehelichen Pflicht getreu hinstellt, gerichtet sei. (Str. 4—10). Auch die Eifersucht ist blind, besonders die eines leidenschaftlichen Charakters, wie derjenige des Grafen war. In seinem Zorn prüft er die Anklage nicht, sondern glaubt ihr; ungehört wird der Angeklagte verurteilt, und die Henker werden bestellt. Darauf wird Fridolin vor den Grafen beschieden und von diesem zum Eisenhammer, der ihm zugedachten Richtstätte, gesandt. (Str. 11—15.) Die Grube war gegraben, und alles vereinigt sich zu der Annahme, daß das Opfer der Verleumdung in dieselbe fallen müsse. Die Henker empfanden eine Art Wollust bei Erteilung dieses Auftrags, auf Fridolins Gehorsam ist zu rechnen — also, jubelt Robert, er ist verloren! Da zeigt sichs aber, daß Gott seine Kinder schützt, und mag der Gottlose einen Rat beschließen und alles noch so gut einfädeln, es wird nichts daraus; der Rat Gottes ist wunderbar, wenn auch nicht immer Wunder nötig sind, und Gott führt alles herrlich hinaus. Er hält den Fridolin auf*) durch Herrendienst (denn er geht auf der Herrin Geheiß zur Messe) und durch Gottesdienst (denn er läßt ihn als Sakristan und Ministrant nötig erscheinen und herangezogen werden) und rettet so sein Leben; er richtet inzwischen in gerechtem Gerichte den Verleumder (Robert), dessen Gang zum Eisenhammer durch seinen giftigen Haß und seine teuflische Schadenfreude beschleunigt wurde. (Str. 16—25.)

---

*) Die Thätigkeit des Fridolin während und nach der Messe ist der Grund der Verspätung und Rettung. Die ausführliche Darstellung jener Thätigkeit ist das retardierende (verlangsamende) Moment, wodurch es uns glaubhaft wird, daß Robert den Fridolin überholt und seine Strafe empfängt.

Die sichtliche Bewahrung Fridolins durch eine höhere Hand läßt den Grafen erkennen, daß Fridolin unschuldig ist und Robert ein elender Verleumder war, den Gottes Hand getroffen hat. Fortan steht der treue Diener auch in des Grafen voller Gunst (Str. 26—30).**)

5. **Die Idee des Gedichtes** läßt sich volkstümlich ausdrücken durch: Wer andern eine Grube gräbt, fällt öfters selbst hinein.

In der heiligen Schrift, besonders in den Psalmen, kehrt sehr häufig dieser Gedanke der waltenden Vorsehung Gottes wieder, in den verschieschiedensten Wendungen und Bildern; vgl. das Netz, welches der Feind den Frommen stellt (Ps. 37, 5), in welchem der Netzsteller gefangen wird (Ps. 35, 8); die Gottlosen ziehen das Schwert aus und spannen den Bogen gegen den Unschuldigen; aber ihr Schwert geht in ihr Herz. (Ps. 37, 14. 15.) 2c.

6. **Disposition:**

I. Das Verhältnis der Gräfin zu ihrem Diener Fridolin, nach der Wahrheit dargestellt. Str. 1—3.

II. Die Schilderung dieses Verhältnisses im Munde des Verleumders. Str. 4—10.

III. Die Verleumdung siegt scheinbar. Str. 11—15.

IV. Gottes Gerechtigkeit schützt den Frommen und Unschuldigen. Str. 16—25.

V. Das Gottesgericht offenbart den Verleumder und den Unschuldigen und gewinnt dem Fridolin auch das Herz des Grafen. Str. 26—30.

7. Da **die Charakteristik** der Gräfin und des Grafen, des Fridolin und des Robert um der Deutlichkeit ihrer Zeichnung im Gedichte willen keinerlei Schwierigkeiten bieten, sogar die Bilder der beiden schrecklichen Gesellen am Hochofen mit voller Klarheit vor unser Auge treten, so soll noch auf einige Punkte aufmerksam gemacht werden, welche das Gedicht uns besonders wertvoll machen: Vor allen Dingen ist hier die Grundidee und die ganze Charakteristik des Fridolin eine eigentlich biblische, die Vorstellung des Gottesgerichtes, welches den vernichtet, der einen Unschuldigen zu Grunde richten wollte und fast zu Grunde gerichtet hätte, eine durchaus und allgemein christliche, die Form der Frömmigkeit eine christlich-katholische und dabei altdeutsche; die Sprache setzt keinerlei antiquarische Gelehrsamkeit oder tiefere philosophische Bildung voraus: Umstände, Gründe, Vorzüge genug, um es zu erklären, daß dieses Gedicht ein Lieblingsgedicht des deutschen Volkes, auch der Jugend, bald geworden und geblieben ist. Aber nicht blos der Ungelehrte freut

**) Eine Menge von ähnlichen Erzählungen haben Hinrichs (I, S. 269—273) und Götzinger (vgl. a. a. O. S. 232—249) zusammengestellt. — C. Fr. Weber hat für den deklamatorischen Vortrag eine schöne musikalische Begleitung geschrieben; der Maler Moritz Retzsch endlich acht Umrisse zu Schillers Fridolin (Kupferstiche) geliefert und bei Cotta veröffentlicht.

sich an diesem Gedichte, weil es ihm nahe steht und durchaus verständlich und herzbewegend ist, sondern auch Gebildete, wie Körner und Goethe zollen dem Dichter ein volles Lob um dieser Ballade willen.

Die Abweichungen Schillers von seinem Originale sind sehr unbedeutend. Er hat an der Idee nichts geändert, noch wesentlich neue Motive erfunden, wie das sonst allerdings seine Art war; seine Darstellung ist einfach und nur auf die ununterbrochene Fortsetzung der Handlung bedacht, welche auch von Str. 4 an nicht mehr unterbrochen, sondern nur durch die vortreffliche Schilderung des Eisenhammers und die ausführliche der Messehandlung verlangsamt wird.

Schließlich haben wir noch des zarten Taktes zu gedenken, welcher unsern Schiller veranlaßte, die Scene des gräßlichen Untergangs Roberts nur anzudeuten, aber nicht auszuführen, und des tiefsten Kunstsinnes, welcher den Fridolin so darstellt, daß derselbe, obgleich an Jahren und Geschicklichkeit nicht mehr, doch in seiner völligen Unschuld noch immer ein Kind ist, in dessen reine Seele nicht einmal eine Ahnung der Sünden gekommen ist, welche er begangen haben soll, noch des Grades von Bosheit, welche in Roberts Seele wohnte, noch der entsetzlichen Gefahr, vor welcher ihn Gottes Gnade bewahrte, und des furchtbaren Gerichtes, dem Robert verfiel; seine Unbefangenheit und Heiterkeit denken wir uns von dem taktvollen gräflichen Ehepaar vorerst behütet, so daß der fromme Fridolin erst spät, jedenfalls lange nach dem Vorfalle, die Kunde jener entsetzlichen Vorgänge, deren Mittelpunkt er, ohne es zu ahnen, gewesen war, von dem Grafen, der ihn fortan nicht minder als die Gräfin liebt, empfangen haben mag.

8. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Gang nach dem Eisenhammer. Erzählung. — 2. Vergleichung des Gedichtes mit der Grundlage. — 3. Charakteristik Fridolins. — 4. Die übrigen Charaktere der Ballade (Robert, Graf und Gräfin, das entmenschte Paar am Hochofen.) — 5. Beschreibung eines Eisenhammers. — 6. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. (Erzählung; Erfindung des Schülers.) —

[Litterarisches: Liebrecht in dem Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache, Bd. VIII. S. 422. und Pfeiffer ebendas. Bd. IX, S. 207. — Viehoffs Archiv II, 1. S. 52. — Franz Pfeiffer, Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde Bd. III, S. 410, 437—440. — *Gude II, S. 221. — *Viehoff II, S. 284. — *Hoffmeister III. S. 322 ff. — *Hartert II. S. 56 X. — *Saupe S. 156. -- *Götzinger II. S. 223 X. -- *Kurz III, 320. — *Düntzer II, S. 304. — *Armknecht S. 162. — *Hinrichs, I, S. 266 – *Westphal a. a. O. — *Keller a. a. O.]

9. Die Kraniche des Ibykus.

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 153, Stuttgart, Cotta.]

2. Erläuterungen:

Str. 1. Die Griechen feierten vier große Nationalspiele, um in den zerstreuten Stämmen des Volkes die innere Einheit zu befestigen, die olympischen, pythischen, isthmischen und nemäischen. Die olympischen Spiele, welche alle 4 Jahre zu Olympia in Elis, einer Landschaft des Peloponnes, gefeiert wurden, hatten den meisten Ruf; ihnen standen an Bedeutung zunächst die isthmischen, d. h. die, welche auf dem Isthmus (Landesenge V. 2,) welcher den Peloponnes mit Hellas verband, unweit Korinth alle zwei Jahre gefeiert wurden. Während die olympischen zu Ehren des Zeus, des obersten Gottes, gefeiert wurden, waren die isthmischen dem Bruder des Zeus, Poseidon oder Neptun, dem Beherrscher des Meeres, geweiht. Die Spiele waren teils gymnische und ritterliche Wett-Kämpfe, teils Wett-Kämpfe in geistigen Produkten. Jene befaßten unter sich: Wettlauf, Ringen, Faustkampf, Werfen, Wettrennen mit Viergespann und Reiterrennen — diese Recitationen von Gedichten und Aufführungen von Gesängen. Das prächtigste jener Reihe war das Wettrennen der Wagen, und deshalb nennt Schiller dieses („Zum Kampf der Wagen") in Verbindung mit dem musikalischen Wettkampf („und Gesänge"). — So gering die Belohnung des Siegers war (sie bestand bei den isthmischen Spielen früher aus einem Kranze von Eppich, später aus einem Fichten-Kranze, da die Fichte dem Poseidon geheiligt war), so groß war die Ehre des Siegs. Auch die Vaterstadt nahm an dem Glanze eines siegenden Mitbürgers teil. —

Korinth, ehemals eine Stadt von über 300 000 Einwohnern in glücklichster Lage (an zwei Meeren), berühmt durch Handel und Wissenschaft, auch Kunstdenkmäler, 146 v. Chr. von Mummius zerstört, von Cäsar wieder aufgebaut — liegt jetzt in Trümmern; der unbedeutende Ort dieses Namens zählt wenig über 100 Einwohner.

„Froh vereint": Unter allen griechischen Nationalspielen waren die isthmischen diejenigen, bei welchem es am lustigsten herging.

Ibykus blühte um 528 v. Chr. zu Rhegium (jetzt Reggio) in Unteritalien (Großgriechenland). Er lebte eine Zeitlang am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos. Einzelne Bruchstücke seiner leidenschaftlichen Liebeslieder sind noch erhalten.

Götterfreund. Als Sänger stand er in näherer Beziehung zu Apollo, dem Gotte der Dichtkunst, des Gesanges und der Weissagung, einem Sohne des Zeus und Bruder der Artemis (Diana), auch zu den Musen; aber auch allen Göttern stand der Dichter näher, als andre Menschen. — Des Gesanges Gabe = Dichtkunst.

„Der Lieder süßen Mund" = „die Fähigkeit, in süßen Liedern seine Gefühle auszusprechen." (Hartert.)

Des Ibykus Ausgangsort war Rhegium. Von dort kam er zu Schiffe

bis in die Nähe Korinths zur westlichen Hafenstadt Lechäon. Dann „wandert er an leichtem Stabe", ohne viel Gepäck, wie ein echter fahrender Sänger arm an irdischem Gute, die letzte Strecke zu Fuße.*)

„Des Gottes voll" d. h. des Apollo, oder eigentlich der Gaben Apollos; Apollo lebte und wirkte in ihm, wie wir Christen auch sagen: voll des heil. Geistes sein. Möglich, daß unserm Schiller diese Ausdrucksweise der heil. Schrift vorgeschwebt hat. Der Dichter war voll heiliger Begeisterung, und solche führten eben die Griechen auf Apollo zurück. (Metonymie.) Götzinger erklärt „des Gottes voll" als „voll der Gesänge, durch die er in den Spielen siegen wollte.

Str. 2. „winkt." (Personifikation.) Akrokorinth = Im S. der Stadt Korinth lag ein Bergkegel (2800′ hoch), welcher die korinthische Akropolis trug.

In Poseidons Fichtenhain stand der Tempel des Meerbeherrschers, zu dessen Ehren Theseus die von Sisiphus begründeten isthmischen Spiele erneuert haben soll. Den Palast des Poseidon dachte man sich tief im Schoße des Meeres. Von dort steigt der Beherrscher des Meeres auf einem von Rossen gezogenen Wagen, den Dreizack in der Rechten haltend, empor. Der Dreizack ist das Zeichen der Majestät Poseidons. Mit demselben erregt er Sturm und Überschwemmung.

Ein frommer Schauder ergreift den Wanderer, indem er sich in der Einsamkeit die Heiligkeit und Erhabenheit Gottes vorstellt.

Waldesstille rings umher; nur über sich erblickt das Auge des Wanderers einen Zug von Kranichen**), und der Dichter begrüßt in letzteren alte Bekannte, Reisegefährten („befreundete Scharen.") Selbstverständlich sind diese Kraniche nicht dieselben, welche der Dichter, auf dem Meere fahrend, gesehen hatte. Die Kraniche zogen rein südlich über das Mittelmeer. Vorübergehend mag auch Ibykus südlich gefahren sein, obgleich sein Reiseziel östlich lag.

Str. 3. Die Vögel galten als Boten der Götter für Glück und Unglück bringend. Vorzeichen suchten und Zeichendeuterei trieben Römer und Griechen viel; zwei römische Priesterklassen beschäftigen sich mit Vogelflug (Auguren) und Beschauen der Eingeweide geopferter Tiere (Haruspices). —

Der Sänger vergleicht sich mit den Kranichen und findet in ihrem Lose manches Ähnliche mit dem seinigen.***)

Der Gastliche ist ein Beiname des Zeus (*Ζεὺς ξένιος*), der als Schützer der Fremden angesehen wird. Auf Zeus läßt sich dieses Dichterwort schon um des 7. (prophetisch klingenden, eine trübe Ahnung aussprechenden) Verses willen leichter beziehen, als auf den Gastfreund (Str. 7). —

---

*) Freilich war diese Strecke so kurz, daß man den Mord hier nicht wahrscheinlich finden kann.

**) Daß die isthmischen Spiele abwechselnd entweder im Frühjahre oder im Sommer gefeiert wurden und daß zu dieser Zeit Kraniche sich nicht sehen noch hören lassen, braucht den Dichter nicht zu kümmern.

***) Sie kommen von fern wie er und hoffen wie er auf eine gastfrohe Aufnahme; zudem waren sie Reisegefährten des Sängers.

Str. 4. „Munter fördert er die Schritte.“ Vgl. in Schillers Glocke“:

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer.

Gedrang = oberdeutsch statt eng, schmal. Das Wort gedrang gebraucht schon Wieland, Oberon V, 81. cf. Keller a. a. O. S. 471. „Schiller zog, aus einem sehr richtigen Gefühl, in der Poesie die kurzen, kräftigen, wenn gleich weniger gebräuchlichen Adjektive vor“ („wohlgestalt, mißgestalt“). Viehoff.

Steg ist nach Keller nicht „schmales Holz zum Übergang über Wasser oder eine Tiefe (Weigand), sondern = dem norddeutschen Steig, Pfad, vgl. die Redensart: auf Weg und Steg (Bürgers Leonore 3, 2: Auf Wegen und auf Stegen, Schillers Ideale Str. 9, 6: „Auf dem rauhen Steg.“).

„Des Bogens Kraft“ = den kräftigen Bogen. Was sollte aber ein Bogen in solchem Kampfe nützen? Vielleicht will Schiller nur sagen, Ibykus sei im Gebrauch der Waffen nicht so geschickt gewesen, als im Gebrauche der Leier.

Str. 5, 3. „Wie weit er auch die Stimme schickt.“ Vgl. Bürgschaft, Str. 7.

V. 4—7. Hier spricht der angegriffene Sänger aus, was ihm die Bitterkeit des Todes erhöht; hier in dem Haine, den ich gegen Mordthat gefeit glaubte, von der Heimat weit entfernt auf fremdem Boden, unbeweint*) von meinen Verwandten und zahlreichen Verehrern, eine elende Bestattung zu erfahren, nachdem ich von böser Buben (Spr. Sal. 1, 10) Hand ermordet bin, und ohne Aussicht zu haben, daß mein Mord werde von der Obrigkeit gerächt werden können. Nur ein Umstand bleibt unausgesprochen, der den Griechen sonst sehr am Herzen lag, der Wunsch baldiger Bestattung. (Die Seelen, deren Leiber unbestattet waren, konnten nicht in den Hades eingehen. Vgl. Schlegels Arion Str. 6.)

Str. 6. Dies ist bereits eine andere Abteilung von Kranichen. Ihr Geschrei klingt trompetenartig und ist furchtbar, betäubend, — und jetzt in unmittelbarer Nähe tönt das Geschrei der Kraniche doppelt schrecklich. Es ist dem Sterbenden, als wenn diese Augenzeugen ein menschlich Gefühl hätten und den Mördern kundgeben wollten, wie empört sie über ihre ruchlose That sind. Darum ruft der Sänger die Kraniche auf, — die Ankläger der Mörder zu sein.

Str. 7, 1. Der Erschlagene war war völlig geplündert.

V. 2. Obgleich entstellt von Wunden ist Partizipialsatz zu: Züge.

„Und muß ich“: Der Dichter führt uns in die Gedankenreihe des Gastfreundes ein, da anknüpfend, wo der Gastfreund, was er bisher leise gedacht hat, laut redend fortsetzt. — Fichte, vgl. Str. 1. (Daß Eppich gebraucht wurde zur Zeit des Ibykus, ist ohne Bedeutung für die Stelle.)

---

*) Vgl. Schillers: Jungfr. v. Orleans II., 7:
O, schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint.

„des Sängers Schläfe“: Nicht nur die Schläfe werden umwunden, sondern das ganze Haupt. Es wird also bei einem Teil des Ganzen das Ganze mitgemeint, es werden durch den Teil die fehlenden Teile des Ganzen mitbezeichnet. Man nennt die Mitbezeichnung: Synekdoche und unterscheidet folgende Arten dieses bildlichen Ausdruckes:

1: Statt des vollen Bildes wird nur ein ausreichender Teil genannt, z. B.:

a. pars pro toto, Teil für das Ganze: Vgl. oben: „des Sängers Schläfe;“
Ach, ihm fehlt kein teures Haupt (= Familienglied, Mensch). Schiller, Glocke.

b. Werkzeug statt des Trägers: „Die Feder Schillers“ = Schiller

c. Stoff für das daraus Gefertigte: Stahl statt Lanze, Schwert:

Es soll der scharfe Stahl
Ihr Leben rasch zerschneiden. Schiller, Wallenst. Tod, 4, 8.

2, Statt des Teiles wird das Ganze gesetzt, z. B.:

a. Die Gattung statt der Art:

Lagern sich die gräulichen Katzen. Schiller, Handschuh.

b. Die Art statt des Individuums: der Nürnberger Meistersänger statt Hans Sachs. — Der Atride statt Menelaus oder Agamemnon.

Alle diese Verhältnisse können auch umgedreht werden, und es kann z. B. die Art statt der Gattung, das Individuum statt der Art, die einfache Zahl statt der mehrfachen, die bestimmte statt der unbestimmten stehen. —

So steht in dem erstgenannten Beispiele: Schläfe statt Haupt, also der Teil statt des Ganzen, des Sängers statt des Ibykus, der nur ein Sänger war (Art statt des Individuums). —

Vers 7 ist zu ich ein Zusatz. Er, der Gastfreund, nahm an dem Glanze seines Gastes Teil; ein Teil des Ruhmes ging auch auf den Gastfreund über, bei dem der Sieger herbergte.

Str. 8. „Poseidons Fest“ vgl. Str. 1.

„Ganz Griechenland ergreift der Schmerz“ = Metonymie.

Prytane hieß jeder Vorsteher eines Kollegiums; hier ist der Inhaber der obersten Regierungsgewalt oder der Vorsteher des Gerichtshofes gemeint. Es ist also der (bestimmte) Prytane gemeint, dem die Kriminal-Untersuchungssachen oblagen.

Manen*) = (Plur.) die Seele (Sing.) des Verstorbenen. Die Manen wurden göttlich verehrt, und es wurden ihnen Spenden dargebracht (namentlich am 17. Febr., dem allgemeinen Totenfeste). In solchen Fällen hat man wohl eher an die Schutzgötter der Verstorbenen zu denken. Solche Spende soll jetzt das Blut des Mörders werden, damit dadurch der Mord und, wie

*) Keller hat diese Zeilen übersehen, darum ist er flugs mit dem Tadel bei der Hand: „Manen mag der geneigte Leser sich selbst auszulegen suchen!“ —

es Griechen nannten, die Manen gesühnt würden. Keller verweist auf die Braut von Messina IV, 9):

> Flüchte du dich hin zu unserm Grabe
> Und rufe deiner Söhne Gottheit an,
> Denn Götter sind wir dann.

Str. 9. Helios, der alles schauende Sonnengott, vgl. Klage der Ceres, Str. 2:

> Titan, deine Strahlen alle
> Sandt' ich nach der teuern Spur; —
> Und der Tag, der alles findet,
> Das Verlorne fand er nicht.

Str. 10. Theater. Das griechische Theater bestand aus drei Teilen: 1. Die Bühne (Proscenium) war mehr lang als breit. Nach hinten war die Bühnenwand (Scene) mit den Dekorationen. Die Bühne war erhöht, ruhte auf einer Mauer, deren sichtbare Vorderseite mit Kunstwerken geschmückt war. 2. Vor der Bühne befand sich der viereckige Raum der Orchestra, 10—12' niedriger als die Bühne; in derselben ein Altaor (Thymele), so hoch wie die Bühne. 3. Der 3. Teil des Theaters, der Zuschauerraum, bestand aus halbkreisförmigen Sitzreihen, welche terassenartig aufstiegen, auch wohl durch Gänge geschieden und in Stockwerke zerlegt waren.

Auf der Orchestra stand der Chor, welcher sich, wenn er nicht sang, auf der Thymele sammelte und aufhielt.

Der Zuschauerraum war unbedeckt, aber so groß, daß er oft 20—30,000 Menschen faßte; gegen Sonnenbrand schützte man sich durch breitkrämpige Hüte. Das Publikum bestand fast nur aus Männern. Die Schauspiele wurden meistens am Tage gegeben. Die Zuschauer waren von der Bühne so weit entfernt, daß Charaktermasken von den Schauspielern getragen werden mußten und in diesen Mittel zur Verstärkung der Stimme angebracht waren. Die Gestalten wurden durch den Kothurn*) wesentlich erhöht. Es waren Maschinen zum Emporheben und Versenken von Figuren vorhanden, und mannichfache Dekorationsmittel, Wandmalereien, auf Rädern schiebbare oder auf Walzen zu bewegende oder in Form von drehbaren Dreiecken mit verschiedenen Bildern auf beiden Seiten.

Str. 11. Bühne ist hier nicht die Schaubühne, sondern die Emporbühne, d. h. die bretternen, durch Balken gestützten Sitzreihen für die Zuschauer. (Armknecht hat Schiller in sehr falschem Verdacht, wenn er meint, Schiller habe sich die Zuschauer auf der Bühne sitzend gedacht! Vgl. a. a. O., S. 202.)

Str. 12. Theseus Stadt ist Athen, da Theseus das Verdienst zugeschrieben wird, die zerstreut umher wohnenden Einwohner um die Burg Kekropia angesiedelt und gesammelt zu haben. Von Aulis in Böotien fuhren

---

*) Eine Erklärung des Kothurn findet sich unten in der Erläuterung zu Schlegels Hexameter. Dies zur Beruhigung für den fehlersüchtigen Keller.

einst die nach Troja segelnden Griechen ab. Phocis ist ebenfalls, wie Attika (Athen), Böotien (Aulis, Theben), eine Landschaft in Hellas (Mittelgriechenland), in welcher das berühmte Orakel zu Delphi sich befand. Das Land der Spartaner ist Lakonien, ein Land im S.-O. des Peloponnes. Von den Griechen war eine große Menge von Inseln im Westen (Ithaka, Corcyra) und Osten Griechenlands (Euböa, Kreta; die Sporaden, z. B. Skyros, Thera; die Cykladen, z. B. Delos, Naxos, Paros 2c.) bevölkert, wie auch die ganze Südküste des schwarzen Meeres und die Westküste von Kleinasien von griech. Kolonieen besäet war.

Das Schaugerüst = der Ort, auf welchem die Zuschauer standen.

Der Chor bestand aus 15—24 Schauspielern, welche die Handlung auf der Bühne durch Rat, Trost und Warnung begleiteten und, wenn die eigentlichen Schauspieler, die auf der Bühne standen, nicht thätig waren, die Pausen durch Gesang und Tanz ausfüllten.

Str. 13. Der Chor trat für gewöhnlich nur auf der niedrigen Orchestra auf und hatte zu dieser zwei seitliche, besondere Zugänge. Schiller begeht den Irrtum oder gestattet sich die Freiheit, den Chor aus dem Hintergrunde hinter der Scene hervorkommen und so auf die Orchestra wandern zu lassen.

Dieser Chor stellt die Eumeniden (Erinnyen, lat. Furien) dar, welche jeden, namentlich blutigen Frevel rächen, und am furchtbarsten die Verwandtenmörder mit ihrem wahnsinnigmachenden Gesange unablässig verfolgten. Uns werden drei mit Namen genannt: Alekto (die nie ruhende), Tisiphone (die Rächerin des Mordes), Megära (die Feindliche). — Das übermenschliche Aussehen gewannen die „Weiber" durch den Kothurn. —

Schiller schildert die Furien in der Braut von Messina (am Schlusse) anders als hier; dort heißt es:

Eherner Füße
Rauschen vernehm' ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen.

Ich erkenne der Furien Schritte!
Stürzt ein, ihr Wände!
Versink', o Schwelle,
Unter der schrecklichen Füße Tritt!

Ähnlich aber als in unserem Gedichte spricht sich Schiller anderwärts aus (zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände):

„Ein scheußlich verzerrtes Gesicht, hagere Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist." Äschylos ließ die Furien auch als häßliche alte Weiber auftreten, schlangenartig, mit blutigen Augen, gefletschten Zähnen, in langen schwarzen Gewändern mit blutrotem Gürtel. Über ihren Gesang sagt Äschylos:

Sinnberaubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend
Schallt der Hymnos der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier
Und des Hörers Mark verzehrend.

Diese Worte des Äschylos nach Humboldts Übersetzung hat Schiller nachweislich fast wörtlich benutzt. — Ebenso lagen für Str. 16 und 17 folgende Stellen aus Äschylos zu Schillers Benutzung vor:

Denn wer in schuldloser Reinheit
Seine Hände bewahret,
Den besucht nie unser Zorn;
Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
Aber wer, wie dieser, frevelnd
Hände des Mordes birgt,
Dem gesellen wir uns rächend bei.

Wir heften uns an seine Sohlen" = wir folgen ihm auf den Fersen.

Das „Geschlecht der Nacht" nennen sich die Eumeniden als „Töchter der Nacht.*)

Str. 17. Vgl. Äschylos:

Plötzlich aus der Höhe stoßend,
Hemmen wir des flücht'gen
Bösewichts unsichern Schritt.
Unter seiner Unthat Bürde
Wankt im irren Lauf sein Fuß . . .

und an einer Stelle singt der Chor, es sei ihm auferlegt,

. . . . wessen Frevlerarm
Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
Dem zu folgen, bis er zu den
Schatten wallet; aber sterbend
Wird er nicht der Bande ledig**).

Geflügelt = so rasch, wie wenn wir flögen.

die Schlingen um den Fuß werfen = bildlich. Die Angst verstrickt des Frevlers Füße. (Vgl. Hartert I, 87.)

„Bis zu den Schatten" = bis zur Unterwelt, also bis zum Tode.

Str. 19. V. 6. Die Macht, die des Schicksals dunklen Knäuel flieht ist ein Lieblingsausdruck Schillers, vgl. Das Ideal und das Leben (3, 2.): Mächte, die das dunkle Schicksal flechten; Glocke: Mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten. Ich sah mich bisher nicht veranlaßt, ohne Not auf noch nicht behandelte Stellen hinzuweisen, zog vielmehr die Rückblicke auf Bekanntes aus pädagogischen Gründen allem anderen Citaten-Wesen vor. Doch der horror vacui, die Furcht, man möchte in meiner Erläuterung Lücken finden, in welche Keller seine Galle oder Witze gießen könnte, hilft mir über mein Bedenken hinweg. Ich suche von ihm zu lernen, und hoffe seine Zufriedenheit zu verdienen. — Die Wirkung des Schauspiels und Chorgesanges ist so furchtbar, daß die Zuschauer und Zuhörer im Zweifel

---

*) Ich habe wieder mehrere Dinge nicht erklärt, zum großen Verdruß Kellers. Auch die Anspielung des Verses: Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint, auf die vielgenannte Stelle der Odyssee: *'Ηέλιος ὅς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' 'επακούει* ist mir entgangen.

**) Vgl. Viehoff II[5], S. 200. 201.

sind, ob, was sie sahen, Wahrheit oder Schauspiel war. Alle sind von der Macht der Nemesis überzeugt, welche, ob auch noch so geheim waltend, doch von jedem Herzen als vorhanden anerkannt wird, und zwar von dem sündenreinen, schuldlosen noch williger, als von dem schuldbeschwerten, oft aber verhärteten Herzen. Auch bei letzterem offenbart sich die Macht der Nemesis, der furchtbaren, verborgen wirkenden Gewalt, wenn auch da zunächst nur äußerlich: der Mörder wird durch die Erwähnung der Mordthat („des Mordes schwere That") an seine That erinnert; diese Mordthat erinnert ihn an die letzten, weissagenden, racheverheißenden Worte des Ermordeten, diese an die Kraniche, und da er plötzlich, weil hochsitzend, auch Kraniche heranziehen sieht, so ist die Verbindung fertig: Das ist das Kranichheer, welchem Ibykus die Anklage seiner Ermordung anbefahl. Er denkt laut — ohne daß er es weiß, er bemerkt nicht, daß die tiefste Stille, eine Wirkung des vernommenen Chorliedes, ihn rings umgiebt und spricht, was er denkt, so laut, daß seine Worte, die einzigen, lautgesprochenen, deutlich in der nächsten Nähe verstandenen Worte nicht überhört, sondern verstanden werden und zu der Entdeckung des Mordes führen.

Str. 22. „Das ist der Eumeniden Macht" = „die Hand der göttlichen Vergeltung." Vgl. Schillers Künstler. S. 230.

Str. 23. Die Scene = das Proscenium wird zum Tribunal (Gerichtsplatze.) Tribunen oder Prätoren saßen, wenn sie Gericht hielten, auf einer Erhöhung, um allen Zuschauern sichtbar zu sein. Von der Rache (Nemesis) Strahl getroffen = durch den Mund des zum Tode verurteilenden Gerichts. Das Bild ist vom Blitze entlehnt.

2. **Die Form**: Westphal sagt wörtlich: Schiller fügt der dikatalektischen und dibrachykatalektischen noch zwei brachykatalektische Perioden hinzu. Etwas verständlicher läßt sich auch sagen: V. 1 u. 2 sind unvollständige jambische Fünffüßler, V. 3. 4. vollständige jambische Vierfüßler oder um einen ganzen Fuß (Pause) gekürzte jambische Fünffüßler; diesen folgen noch zwei Langverse, welche eigentlich 9 Jamben haben, also Pentapodieen (aber verkürzt um einen Fuß) sind (und in der Mitte noch eine Pause von einer Länge haben) = brachykatalektische pentapodische Perioden.

3. Die historische Grundlage:

Die „rohe Fabel" kannte Schiller wohl in drei verschiedenen Formen: Plutarch in einer Schrift über die Geschwätzigkeit sagt: „Und die, welche den Ibykus töteten, wurden sie nicht auf gleiche Weise ertappt? Als sie im Theater saßen, und zufällig Kraniche vorüberzogen, flüsterten sie einander lachend zu: Da sind die Rächer des Ibykus! Die Nahesitzenden hörten es, und da Ibykus schon lange verschwunden war und gesucht wurde, so erregte das Wort ihre Aufmerksamkeit, und sie melden es der Obrigkeit. Infolge dessen überführt und hingerichtet, erlitten sie die Strafe nicht durch die Kraniche, sondern durch ihre eigene Schwatz-

haftigkeit, die wie eine Erinnys oder Strafgöttin ihnen das Bekenntnis des Mordes abnötigte."

Antipater Sidonios erwähnt in folgendem Epigramme des Ibykos und des ganzen Vorfalls:

Räuber töteten dich, o Ibykos, während du harmlos
  Wandeltest einsamen Wegs an dem Gestade des Meers.
Hülflos riefst du hinauf zu den Kranichen, welche herbei dir
  Eileten, als du erblichst, Zeugen der schrecklichen That.
Nicht vergebens hobst du die flehende Stimme zum Himmel;
  Durch der Vögel Geschrei rächten die Götter den Mord
In des Sisyphos Land. Wohlan, ihr Horden der Räuber,
  Gierige, fürchtet ihr nun künftig der Himmlischen Zorn?
Auch der Frevler Ägisth, der Mörder des heiligen Sängers,
  Floh dem rächenden Blick schwarzer Erinnyen nicht.

Endlich bemerkt der Lexikograph Suidas unter dem Worte „Ibykos" folgendes: Ibykos war in Rhegium geboren. Von dort ging er nach Samos . . . zur Zeit des Krösus. (Olympiade 54 oder 560 v. Chr.) Er erfand zuerst die sogenannte Sambuka, eine Art dreieckiger Cither. Von ihm gibt es sieben Bücher in dorischer Mundart. Von Räubern in der Wüste angegriffen, sagte er, im Notfall würden die Kraniche, die eben über ihm flögen, seine Rächer sein. Und er selbst wurde zwar erschlagen, aber später rief einer der Räuber, als er in der Stadt Kraniche sah: Sieh da! die Rächer des Ibykus! Da jemand dies gehört hatte und man dem Gesagten weiter nachforschte, wurde die begangene That eingestanden, und die Räuber wurden zur Strafe gezogen."

4. Die **Geschichte der Romanze**:

Wie uns der Briefwechsel Goethes und Schillers enthüllt, so haben beide Dichter, wahrscheinlich, als Schiller i. J. 1797 vom 11.—18. Juli bei Goethe zu Besuche war, verabredet, denselben Stoff, jeder auf seine Weise, zu behandeln. Goethe hatte aber auf einer bald nachher unternommenen Reise zu viel Zerstreuung, und Schiller wurde durch Fieberanfälle und andere bereits begonnene Arbeiten abgehalten. Letzterer glaubte lange, daß Goethe ihm zuvorkommen werde, allein Goethe kam gar nicht an die Ausführung des Plans. Schiller hatte über das griechische Theater und andere Punkte, auch wohl über die Ibykussage das Material von Böttiche̲r erbeten und erhalten; er begann am 11. August die Ballade und beendete sie am 17. August. Sogleich sandte er sie an Goethe nach Frankfurt, der unter dem 22. Aug. bereits antwortete. Schiller hatte besonders auf zwei Punkte sein Augenmerk gerichtet: 1. in die Erzählung Kontinuität zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte (und er erreichte dies dadurch, daß er Verbrechen und Entdeckung desselben, wie auch Bestrafung der Mörder aneinander rückte); und 2. die Stimmung für den Effekt zu erzeugen. (Letzteres suchte er durch die Einfügung des Eumenidenchores zu er-

reichen.) Goethe war mit der Ballade im allgemeinen sehr einverstanden, erkannte besonders die leichten und ungezwungenen Übergänge an, sowie die ganze wirkungsvolle Anwendung des Chorgesanges und Darstellung des Chores und hatte nur einiges an der Behandlung auszusetzen, was für Schiller Veranlassung wurde, an den betreffenden Stellen noch Strophen (im ganzen drei, Str. 2. 3. 19.) einzulegen und in diesen, namentlich in Str. 2. 3, fast alle von Goethe angedeuteten Gedanken zu verwerten. — Goethe selbst gab die Dichtung auf; er hatte bereits alles mitgeteilt, was er zur Vervollkommnung des Schiller'schen Gedichtes hergeben konnte. —

5. Die **Grundidee:** W. Humboldt und eine Reihe späterer Ausleger sind der Meinung, der Dichter habe die Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust darstellen wollen. Allein das ist doch nach Schillers eigenen Worten nicht sowohl der Zweck des Gedichtes, als vielmehr ein Mittel zum Zweck, und der Zweck selbst, die eigentliche Grundidee, ist doch wohl das geheimnisvolle Walten der strafenden göttlichen Gerechtigkeit (der Nemesis) zur Darstellung zu bringen. Allerdings tritt jenes Mittel zum Zweck in dem Gedicht etwas stark hervor, und daraus begreift sich, daß manche in dem Grundgedanken sich vergreifen konnten; dennoch zeigt schon die Bedeutung der Kraniche, welche dem wandernden Ibykus erscheinen, von dem todeswunden zu Rächern angerufen werden, und endlich des erschlagenen Rächer werden, welche also dreimal, am Anfang, in der Mitte und am Ende der Erzählung ihre Rolle haben, daß Schiller den allen Völkern einwohnenden Glauben, daß der Mord an das Tageslicht gebracht werde, an diesem gewaltigen Beispiele illustrieren wollte. Darum heißt auch das Gedicht nicht: Die Macht des Gesanges, sondern: Die Kraniche des Ibykus. Es wird die Wirkung des Gedichtes noch erhöht durch den Umstand, daß der so eigentümlich, wenn auch nicht gerade wunderbar enthüllte Mord an einer Person begangen wurde, welche mehr, als alle anderen Menschen, unter dem Schutze und der Huld der Götter stand (und darin berührt sich unser Gedicht mit Schlegels Arion), sowie durch den Seitengedanken, daß der vom heimlich Ermordeten zuletzt angerufene und zum Rächer bestellte Gegenstand, trotzdem er eigentlich zu dem Amt, für welches er bestellt wurde, äußerlich unfähig erscheinen mußte, wie er auch den Verbrechern nicht anders erschien, dennoch schließlich sein Amt ausführte und den Frevel entlarvte (und in diesem Punkte berührt sich das Gedicht mit der Sage von St. Meinrads Raben*) und Chamisso's Gedichte: Die Sonne bringt es an den Tag. Vgl. Erl. I³, S. 91).

6. **Disposition:**

I. Des Ibykus Ermordung: Str. 1—6.

1. Ibykus vor dem Mordanfalle: Str. 1—3.

---

*) Vgl. Martin Crusius, schwäb. Annalen II, 2. Kap. 12.

a. Sein Plan: Str. 1, 1—3.
b. Seine Persönlichkeit: Str. 1, 4—8.
c. Sein Reiseziel: Str. 2, 1—4.
d. Die Kraniche, seine Reisebegleiter: Str. 2, 5—8.
e. Sein freundlicher Zuruf an die Kraniche: Str. 3.

2. Ibykus während des Mordanfalles: Str. 4—6.
a. Den 2 Mördern gegenüber beweist sich seine Kraft zu schwach: Str. 4.
b. Hilfe zeigt sich nirgends: Str. 5, 1—4.
c. Ibykus beklagt seinen unerwarteten Tod: Str. 5, 5—8.
d. Die Zeugen des Mordes erscheinen. — Das Kranichsheer: Str. 6, 1—4.
e. Ibykus bestellt sie sterbend zu seinen Rächern: Str. 6, 5—8.

II. Die Entdeckung des Mordes — ohne die Entdeckung der Mörder: Str. 7—10.

1. Der Mord wird entdeckt: Str. 7. 8.
a. Der Leichnam wird gefunden: Str. 7, 1.
b. Der Ermordete wird vom Gastfreund erkannt: Str. 7, 2—4.
c. Des Gastfreundes Klage: Str. 7, 5—8.
d. Das Volk vernimmt mit tiefstem Schmerz den Frevel au dem geliebten Sänger: Str. 8, 1—4.
e. Das Volk bestürmt die Obrigkeit, Rache zu nehmen an den Mördern: Str. 8, 5—8.

2. Zur Entdeckung der Mörder fehlt jede Spur: Str. 9. 10.
a. Auf eine bestimmte Person hinweisende Anzeichen fehlen: Str. 9, 1—4.
b. Es ist noch zweifelhaft, ob hier Raubmord oder Privatrache vorliegt: Str. 9, 5. 6.
c. Menschliche Zeugen der That fehlen: Str. 9, 7. 8.
d. Vielleicht ist der Mörder unter der zuschauenden Menge und trotzt den Menschen: Str. 10, 1—4.
e. Vielleicht trotzt er sogar den Göttern und hat sich einen Platz im Theater gesucht: Str. 10, 5—8.

III. Die Entdeckung der Mörder: Str. 11—23.

1. Das Schauspiel — als Vorbereitung: Str. 11—18.
a. Die Zuschauermenge: Str. 11. 12.
b. Der Chor erscheint: Str. 13. 14.
c. Der Chorgesang der Erinnyen: Str. 15—17.
α, Sein Charakter: Str. 15.
β, Sein Inhalt: Str. 16. 17.
d. Die erste Wirkung des Gesanges bei den Hörern: Str. 18, 1—4.
e. Der Chor verschwindet: Str. 18, 5—8.

2. Die Entdeckung selbst: Str. 19—23.
a. Die Stille im Theater: Str. 19.
b. Der verräterische Ruf in der Höhe: Str. 20, 1—4.
c. Die rächenden Kraniche erscheinen: Str. 20, 5—8.
d. Die Volksmenge ahnt die Bedeutung des Rufs: Str. 21. 22.
e. Die erkannten Verbrecher werden ergriffen, gestehen die That und büßen ihren Frevel: Str. 23.

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Erzählung: Die Kraniche des Ibykus. 2. Das griechische Theater (Beschreibung). 3. Vergleichung des Gedichtes mit a. Chamisso's: Die Sonne bringt es an den Tag; b. Apels: Simonides; c. Schlegels: Arion; d. Schillers Graf von Habsburg; e. Conz': Gesanges Macht. — 4. Die Eumeniden, die Stimme des Gewissens. Auch unter Benutzung von Conzens „Hain der Eumeniden." —

8. Zur Vergleichung:

1. Gesanges Macht*).

(Von Karl Philipp Conz.)

[Geb. 28. Okt. 1782 zu Lorch in Württemberg, † als Prof. zu Tübingen 20. Juni 1827.]

[Ignaz Hub, Balladen und Romanzen, I, S. 101.]

1. Der Sänger zieht am Liederfeste
Mit wonnetrunknem heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäste,
An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Mut und Feuer
Der Hoffnung Farb' ist sein Gewand;
Von roter Schärpe hängt die Leier
Herab vom silberfarbnen Band.

2. Noch schwärmen ihm um seine Ohren
Die Schmeichelreden süßer Frau'n;
In ihrer Reize Mai verloren[1])
Kann man sein irrend Auge schau'n.[2])
Des Waldes Grund hat ihn empfangen,
Und in der Tanne Dämmergrün
Zieht recht ein sehnendes Verlangen
Nach dem Verlassenen ihn hin.

3. O selig, wer zum Preis des Schönen
Die liedersüße Harfe weiht,
Und wen mit des Gesanges Tönen
Der Geist der Lieder süß erfreut!
Er trägt sein Glück in seinem Herzen,
Und wie er andre hold entzückt,
Ist unter Freuden, unter Schmerzen,
Er durch sich selber hoch beglückt.

4. Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
Und öder rings die Einsamkeit;
Hinsterben schon des Tages Lichter,
Matt durch den hohen Forst verstreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grausen
Mit einmal ungelegen an;[3])
Verworrne Stimmen hört er sausen
Seitab von der umengten Bahn.

5. Und plötzlich aus dem Dickicht springen
Nun Räuber mit gezückter Wehr[4]),
Und Schwerter blinken, Stöße dringen
Und Flüche schwirren um ihn her.
Geraubt wird alle seine Habe,
Ihm abgerissen das Gewand;

---

*) Vgl. Erl. I³, S. 202.

[1]) Versunken in die Erinnerung an die Schönheit der Reize. — [2]) irrend = in die Ferne schweifend, die Umgebung nicht beachtend. — [3]) Die Ahnung geht dem Überfall voran. — [4]) Ein unglücklicher Ausdruck. Die Wehre zückt man nicht, sondern die Waffen. Die Wehre dient zur Verteidigung, die Waffen dienen zum Angriffe. —

Die Leier selbst mit jeder Gabe
Der Ehre sieht er sich entwandt.

6. Und was er[5]) fleht ums nackte Leben,
Unmenschlich schleppen sie ihn fort,
Ihm selber noch den Tod zu geben;
Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In seiner Blüte[6]) soll er sterben;
Des Waldes tiefste Felsenschlucht
Soll ihn verschlingen, ihn verderben,
Von keinem Menschentritt besucht.[7])

7. Dem Untergang jetzt zu entrinnen
Am Rand der ungeheuren Not,
Schickt ihm entschlossenes Beginnen
Und schneller Rettung Rat ein Gott.
Er fleht, er ringt die wunden Hände:
„Und soll ich sterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
Dem unschuldvollen Sänger noch!

8. Die Leier, gebt sie mir zurücke!
Daß ich nach Sitte bei Gesang[8])
Zu Gott auf kurze Augenblicke
Noch sende meines Herzens Dank.
In seine Hut möcht' ich das Leben
Empfehlen, das mir soll entfliehn;
In Tönen mög' es dann entschweben
Zum Schöpfer aller Harmonien.

9. Ihr zögert? Brecht dies starre Schweigen!
Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes[9]) Zeugen,
Und weigert mir die Bitte nicht!"
Sie reichen finster ihm die Leier,
Und schließen dicht um ihn den Reihn,[10])
Und er mit wunderbarem Feuer
Greift in die Saiten mutig ein.

10. Und wie die Wirbeltöne rauschen,
Erhebt er schmelzenden Gesang;
Der Wilden starre Ohren lauschen,
Schon halb erweicht, dem Zauberklang;
Und immer süßer rauscht die Fülle
Des Wohlklangs unter seiner Hand,
Und löset in des Kreises Stille
Der ehr'nen Herzen rauhes Band.

11. Als so die Runzeln sich entbreiten,
Schnell wechselt er so Lied und Klang
Und stürmt mit einmal in die Saiten
Beherzten, kriegrischen Gesang.
Er singt des Krieges freies Leben,
Des grünen Waldes frische Lust,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
Die brave That entschloßner Brust.

12. Er singet von den kühnen Recken,
Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande durfte nimmer decken,
Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unschuld wollten frank beschützen,
Und für sie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
Erbleichen mußte frevler Mut.

13. „Nein, solchen Männern ohne Grauen
Will ich zu sicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!"
Ruft er den Räubern zugewandt.
„Den frommen Sänger wollt ihr töten?
Es war nur Schimpf, was ihr gethan."
Da tritt sie alle Schamerröten
Und helle Reue plötzlich an.

14. Ein wildes Hurrah hört man schallen
Ganz umgewendet ist ihr Sinn.
„Zieh, reich begabet von uns allen,
Zieh frei, wie du's verdienest, hin!"[11])
Sie füllen ihm aufs neu' die Hände
Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
Ihn im Triumphe froh zurück.[12])

---

[5]) Was er fleht = mag er noch so sehr flehen — es ist alles vergebens. — [6]) In der Jugend. — [7]) Diese Zeile ist Attribut zur Felsenschlucht. — [8]) Daß ich, *wie ich es gewohnt bin*, Gott auf der Leier *unter Gesangesbegleitung* meinen Dank ausspreche. Eigentlich begleitet die Leier den Gesang, nicht der Gesang das Leierspiel. — [9]) Vgl. Zimmermans König Enzios Tod, Schlußstrophe, am Schlusse dieses Bandes. [10]) Dies geschieht offenbar nicht aus Neugier, sondern, um ein Entfliehen des Sängers zu verhindern. — [11]) So recht motiviert ist die Wirkung des Gesanges auf die Herzen der Räuber nicht. Der Sänger schließt scheinbar aus der Teilnahme der Räuber auf edle Herzensregungen, er sieht in ihnen nur brave Männer, keine Verbrecher, nimmt zu ihrer Ehre an, daß sie sich mit ihm nur einen *Scherz* haben machen wollen. Schimpf bedeutet ursprünglich *Kurzweil, Scherz*, später erst verletzende Verunehrung. Der Gegensatz zu Schimpf war *Glimpf*. — [12]) Sie hatten ihn in das Waldesdickicht geschleppt, sie bringen ihn nun auf den rechten Weg *zurück* und weiter bis zum *Ausgang des Waldes*.

2. Der Hain der Eumeniden.

(Von C. Ph. Conz.)

[Wolffs Enzyklopädie der Deutschen Nationallitteratur II, S. 76. Leipzig, 1837. O. Wigand.]

1. Ein heilig Dunkel füllet den ernsten Hain;
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, stillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen[1]).

2. Wer sind die furchtbar heiligen Jungfrauen?
Es sind die schrecklich blitzenden, gnädigen
Und strengen Eumeniden, sind die
Töchter des Erebus und der Erde[2]).

3. Sie walten hier, sie walten und schauen hin
Allgegenwärtig; hinter dem Frevler rauscht
Ihr schneller Fittich, Mord und Unthat
Späh'n sie, gewaffnet zum Strafgerichte.

4. Sie zürnen nur dem Bösen, ihr Rächerarm
Faßt nur das Laster; wär' es dem Angesicht
Der Welt verborgen, doch ereilet
Auch' das Verborg'ne gewiß ihr Auge.

5. Wer reine Hände hebt zu den Heiligen,
Ein reines Herz erhebt zu den Heiligen,
Den unbefleckten, o dem lächelt
Gnädig ihr segnendes Antlitz nieder.[3])

6. Sie folgen ihm in's einsame Schlafgemach,
Sie wecken ihn den kommenden Morgen auf,
Und rüsten seiner Hand[4]) zur guten,
Freudigen That, so die Pflicht gebietet.

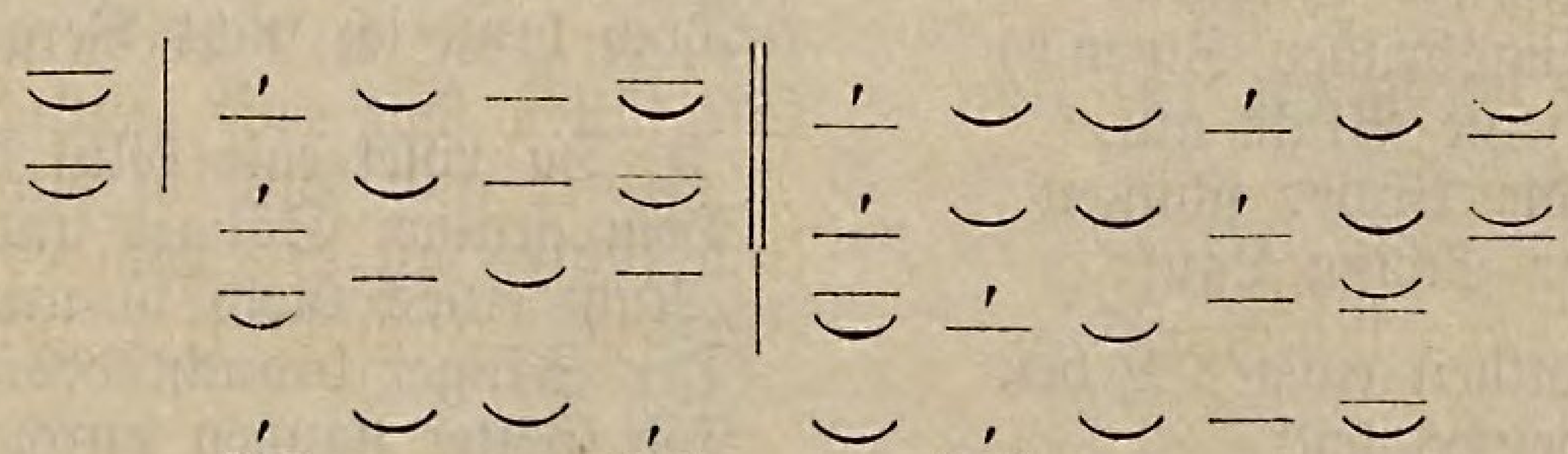
7. Auch wenden sie vom reuigen Sünder weg
Ihr zürnend[5]) Antlitz; heiße Gebete, mehr
Die Flucht des Lasters und der bess're
Wandel versöhnen dich ihnen wieder.

8. Was scheuet ihr die Hehren, ihr Sterblichen?
Verehret sie, und lernt von den Göttinnen
Die ew'ge Schrift in eurem Busen[6])
Achtend erkennen und fromm befolgen.

9. Ein heilig Dunkel füllet den ersten Hain;
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretenen, stillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

---

[1]) Die alcäische Strophe; Schema:



[2]) Die Eumeniden (anderer Name für Erinnyen, jener bedeutet die Wohldenkenden) werden gewöhnlich als aus den Blutstropfen, welche von dem vergewaltigten und gestürzten Uranos auf die Erde gefallen waren, hervorgebracht bezeichnet, bisweilen aber auch, wie hier, als Töchter des Erebos oder Tartarus (der Unterwelt) und derErde. [3]) Der spätere attische Kult lehrt sie keineswegs nur als rächende Geister ansehen, sondern auch als milde, segnende, gnädige. Es hängt diese Veränderung der Anschauung mit dem mehr und mehr eindringenden Humanismus zusammen, welcher die Urheber von Vergehen nicht nur nach der That, sondern auch nach den Motiven derselben beurteilte, sodaß fortan mildernde Umstände in Betracht genommen wurden, was früher nicht geschehen war. — [4]) Wenn seiner nicht ein Druckfehler ist statt seine, so müßte rüsten, was sonst zubereiten heißt, hier in der Bedeutung von helfen gebraucht sein. — [5]) Wolff bietet einen mehrfach entstellten Text der Dichtung; dem Metrum widerspricht 7, 2 zürnendes, 8, 2 lernet, 9, 1 füllt statt zürnend, lernt, füllet, wie ich an den betreffenden Stellen den Text verbessert habe. — [6]) = das Gewissen. Überhaupt ist das ganze Ge-

3. Simonides.

(Von Johann August Apel.)

[Geb. 1771 in Leipzig, starb daselbst 9. Aug. 1818.]

1. Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas[1]) tapfrem Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,[2])
Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Göttern bringt.

2. Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl;
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke türmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.[3])

3. Da faßt Simonides die Leier,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren[4]) hohe Feier
Erhebt begeistert sein Gesang:
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre mut'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand beflügelt
Den Cästus[5]) auf den Gegner schwingt.

4. Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen [6])
Schaun leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf;

5. Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes teilt
Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades finstern Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.[7])

6. Doch zürnend hört er jenen[8]) schelten:
„Du sangst der Götter Lob; laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!"
Da spricht der Sänger — ihn begeistern
Die hohen Gotteshymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?

7. Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden[9]) unbewußt,
Was sie gebieten, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund." —

8. „Wohl! Haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn",
Spricht jener: „doch, die du besungen,
Von ihnen fodr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen
Doch kann ich nicht Vergelter sein."[10])

9. Da rötet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht!
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel euch zu heben,
Begünstigte von Plutus' Raub![11])

---

dicht gewissermaßen eine allegorische Darstellung des Gewissens. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß auch diese Ansicht Keller bekämpft. Als Gründe führt er die ganze Haltung, namentlich das antike Versmaß der Dichtung an. Auch sei der ganze mythologische Apparat heidnisch. Aber das habe ich am wenigsten verkannt. Nur frage ich Herrn Keller: Was sind denn die Eumeniden — bei Licht betrachtet, d. h. ihres mythologischen Gewandes entkleidet, — anders als eine Allegorie des Gewissens? Das ist noch keine christliche Deutung, wie Herr Keller wittert, denn auch die ἄγραφοι νόμοι des Sophokles und das δαιμόνιον des Sokrates gehören in das Kapitel vom Gewissen, welches auch bei den Heiden, nicht nur bei den Christen sich findet.

10. Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht!
Ihm konnten sie die Schätze schenken,[12])
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schoße lenken,
Der eure toten Götter trug.[13])

11. Sie fesselten des Frühlings Blüte
Mit Wurzeln in der Erde Schoß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß;
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schoß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt.

12. So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wähnt nicht, des Sängers Lied zu lohnen,
Belohnung ist ihm sein Gesang;[14])
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang!

13. Ihr hörtet mich, Zeus' hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr!
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leier,
Die eurer Gottheit Hymnen singt". —

14. Und kaum hat er das Wort geendet,
So tritt ein Sklave schnell herein:
„Zwei Männer, ferne hergesendet",
Spricht er zum Sänger, „warten dein;
Sie wollen nicht im Haus verweilen,
Und weigern sich, dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wolltest eilen
Und deiner Lieder Lohn empfahn".

15. Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach,
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen, Göttern gleich, verschwunden,
Die warnend schnell vorüber gehn.

16. Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach;
Es stürzt in ungeheuren Massen
Herein das hochgewölbte Dach,
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Toten, tötend selbst, das Grab,[15])
Und Zeus' gefei'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

Erläuterungen zu Simonides.

[1]) Das Geschlecht der Skopaden herrschte zu Krannon in Thessalien. Der hier genannte Skopas hat kurz nach 500 v. Chr. gelebt. Er war durch seinen außerordentlichen Reichtum berühmt. — [2]) Simonides ist im Jahre 558 v. Chr. in dem Dörfchen Julis auf der Insel Keos geboren und zu Syrakus i. J. 469 gestorben. Sein langes Leben verbrachte er zum kleineren Teile in der Heimat, meistens in Athen, anfänglich am Hofe des Hipparch, des Sohnes des berühmten Pisistratus, später nach dem Siege bei Marathon als Freund des Themistokles; zwischen 490 und 471 war er am Hofe der Aleuaden und Skopaden in Thessalien, während der letzten 10 Jahre seines Lebens war er in Syrakus. Er ist ein hervorragender Lyriker der Griechen, vielseitig, formgewandt; groß besonders in der Lyrik in engerem Sinne, im Epigramme, in der Elegie und in der Ode. Als Epigrammatiker ward er nicht übertroffen, als Odendichter steht er nur Pindar nach. — [3]) Es wird freilich gerade Simonides zum Vorwurf gemacht, daß er seine Muse in den Dienst der Hohen und Reichen sehr gern gestellt und um irdischen Lohnes willen sehr oft gesungen habe. — [4]) Die Dioskuren sind Kastor und Polydeukes (oder Pollux). Jener galt für den sterblichen Sohn des Tyndareus und der Leda, dieser als Sohn des Zeus und der Leda. Beide waren Geschwister der Helena und Klytämnestra, der Gemahlinnen des Menelaus und Agamemnon. Der Name Dioskuren bedeutet Söhne des Zeus, (Vgl. Str. 13, 1.) — [5]) Cästus war ein mit eisernen oder bleiernen Kugeln versehener lederner Riemen, welchen die Faustkämpfer um die Hände wickelten, um die Kraft des Faustschlags zu verstärken. Polydeukes war ein berühmter Faustkämpfer, Kastor ein ausgezeichneter Rossebändiger. — [6]) Zu dem Gestirn der Zwillinge. — [7]) Polydeukes durfte wählen, ob er ewig im Olymp wohnen wolle, in welchem Falle sein Bruder Kastor in den Hades hinabsteigen

müsse, oder ob er mit dem Bruder zugleich einen Tag im Hades, den folgenden im Olymp verbringen wolle. Er wählte aus Bruderliebe das letztere. Fortan galten sie den Griechen als Schirmherrn der Wettkämpfe, der Schiffer (das Zeichen ihrer Nähe ist nach der Griechen Meinung das St. Elmsfeuer) und der Gastfreundschaft. — [8]) = Skopas. — [9]) Kitharöde = der unter Citherbegleitung singende Sänger. Die ursprüngliche Cither hatte 4 Saiten, die Leier deren 7. Simonides soll die 8. Saite hinzugefügt haben. — [10]) Skopas will ihm alle Anerkennung in Worten und sonstiger Auszeichnung gönnen, aber keinen klingenden Lohn auszahlen. — [11]) Plutus ist eine Personifikation des Reichtums. Dieser Gott, welcher Sohn der Demeter und des Jasion sein soll, raubte der Erde seine Schätze und verteilte sie blind (Zeus soll ihn geblendet haben) an Würdige und Unwürdige — [12]) Vgl. Schillers: Teilung der Erde. — [13]) Das Gold ist euer Gott, ihr verehrt in dem Mammon einen toten Götzen. — [14]) Vgl. Goethes Sänger: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." — [15]) Simonides besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis, von dem er selbst sagte, es sei im 80. Lebensjahre noch ungeschwächt gewesen. Er soll auch die Kunst der Gedächtnisstärkung (die Mnemonik) erfunden und nach dem Zusammenbruch jenes Hauses des Skopas die Namen und Sitzplätze aller im Schutte begrabenen Gäste des Skopas namhaft und zur Rekognoscierung der verstümmelten Leichname wesentlich beigetragen haben. (Cic. de orat. 2,74. 86. Quinct. II, 2, 11.)

[Litterarisches: *Kurz III, S. 114. 289. 313. 316. — *Viehoff II, S. 186. — *Götzinger II, S. 207. — *Düntzer II, S. 169. — *Hartert I, S. 75. — *Saupe, S. 135. — *Gude I, S. 236. — *Hinrichs I, S. 226. — *Armknecht, S. 198. – Reuter, S 311. — *Keller, a. a. O. — *Westphal a. a. O.]

---

10. Der Kampf mit dem Drachen.

[Schillers Werke in 4 Bdn. I. S. 176.]

1. Erläuterungen: Str. 1. Rhodus heißt eine Insel und die Hauptstadt derselben im Südwesten Kleinasiens. Die Insel, 21 □Ml. groß, war schon im Altertum berühmt (Koloß von Rhodus, Rednerschule ꝛc.), im Mittelalter seit 1310 Sitz des Johanniter-Ritterordens, nachdem letzterer aus Palästina und zwar zuletzt aus Akkon (Ptolemais) von den Türken vertrieben worden war.

„Gewahr' ich aus dem Menschentroß" (nämlich hervorragend). Obgleich diese Konstruktion eigentlich schwieriger ist, so ist sie doch weit anschaulicher, als: in dem Menschentroß.

„Abenteuer": eigentlich nur = Ereignis (von advenio), staunenswerte, merkwürdige Begebenheit.

Str. 2. Lindwurm (eig. aus lint und wurm, von welchen Wörtern jedes Schlange bedeutet, zusammengesetzt) wird von dem Dichter abwechsend mit Drache und Wurm in unserer Romanze gebraucht.

Strauß ist ein altertümliches, aber von Dichtern noch gern benutztes Wort statt Streit, Kampf.

Der Orden des Täufers St. Johannis. Noch vor den Kreuzzügen,

nämlich schon 1048 n. Chr., hatten neapolitanische Kaufleute in Jerusalem ein Benediktinerkloster gekauft und als Zufluchtsstätte von den Muselmännern bedrückter Christen eingerichtet. Dieses Kloster hatte fortan ein Hospital für Pilger, und die dort pflegenden Mönche wurden zunächst Hospitaliter genannt, empfingen aber später den Namen Johanniter, nach einer neuen Kapelle, welche man nach dem hl. Johannes benannte. Diesen Orden verwandelte der derzeitige Abt Raimund de Puy i. J. 1120 in einen geistlichen Ritterorden, dessen Glieder sämtlich das Gelübde des Gehorsams (gegen den Großmeister), der Armut und der Keuschheit ablegen mußten. Die Mitglieder zerfielen in Ritter, Geistliche und dienende Brüder. Den Schutz der Christen gegen die Ungläubigen übernahmen erstere, die Leitung der Gottesdienste die Priester, die Armen- und Krankenpflege war der Beruf der letzten Klasse. Sie trugen als Ordenstracht einen schwarzen Mantel mit einem achtspitzigen weißen Kreuze. Lange widerstand ihre Tapferkeit den türkischen Waffen; endlich mußten sie aus dem heiligen Lande weichen und zogen nach Rhodus (1310) und, auch von dort vertrieben, nach Malta (1530). Ihr Schutzpatron war Johannes der Täufer. Ihre späteren Namen Rhodiser- und Malteserritter erklären sich selbst. (Ähnliche Ritterorden waren der Orden der Tempelherren und der der deutschen Ritter.)

Str. 3. So groß die That war, welche er vollbracht hatte, und so großartig der Ruhm des Volkes, welches ihn fast zum Himmel erhob — der Jüngling zeigt in seinem äußeren Auftreten nur Bescheidenheit, als er vor den Meister (Großmeister) hintritt.

Geländer = Treppe, welche von einem Geländer eingefaßt ist, also Teil statt des Ganzen (Synekdoche).

Str. 4. „Der Fürst“ = der Großmeister; später (auf Malta) führt derselbe den Titel: „Altezza eminentissima = allerhöchste Hoheit.“ (Vgl. Saupe, S. 189.)

„gethan“ = gehandelt. — Ein weltlicher Ritter braucht nur Mut und Tapferkeit zu zeigen, ein Mitglied des geistlichen Ritterordens soll mehr thun. Er schmückt sich nicht umsonst die Brust mit dem Zeichen der Selbstverleugnung, mit dem heil. Kreuze (welches auf der linken Brust als achteckiges weißes und außerdem mitten auf der Brust als goldenes Kreuz getragen wurde).

Während die Mitglieder des Rates und alle Zuschauer ~~bei~~ diesen strengen, schwere Strafe statt Lohnes und Lobes verkündenden, Worten des Großmeisters erbleichen, ist der Jüngling, welcher sich völlig rechtfertigen zu können glaubt, nur errötet, als ihm die schwere Beschuldigung vom Meister entgegengeschleudert wird, er habe das erste Gelübde (das des Gehorsams) übertreten.

Str. 5. Der Kampf war dem Orden verboten, du hast doch gekämpft und damit dein Gelübde gebrochen, einen Frevel begangen. Das ist das strenge Urteil des Großmeisters. — So schwer dieser Vorwurf war, der Jüngling erträgt ihn, in dem Bewußtsein, daß es ihm möglich sein werde

sich von jenem zu reinigen, mit gesetztem, seine Schranken und Pflichten respektierendem, Geist.

Der Jüngling hat sich das Verbot des Kampfes so ausgelegt: Das Verbot wäre nicht gegeben worden, wenn man eine Aussicht gehabt hätte, den Sieg über das Ungeheuer davonzutragen; der Kampf wurde verboten, weil man ihn für nutzloses Vergeuden des Blutes von Ordensgliedern ansah. Bloße Tapferkeit richtete nichts aus, und ein Mittel, des Drachens Herr zu werden, kannte man nicht. Der Sinn und Geist (Willen) des Verbots ist nach des Ritters Meinung: „Die Ordensmitglieder sollen dem Orden ihr Leben erhalten und nicht nutzlos dasselbe aufopfern.“ „Und — so sinnt er weiter — wenn nun es dir möglich ist, dem Orden dein Leben zu erhalten und doch den Kampf siegreich zu bestehen, dann darfst du ihn wagen. Denn eigentlich ist ja der Kampf zum Besten der leidenden Mitmenschen unser, der Ordensritter, schöner Beruf. So erfüllst du des Ordens Pflicht, indem du scheinbar das spezielle Verbot übertrittst.“

Frevel deutet auf ein vorsätzliches, mutwilliges Gesetzesübertreten hin. Der Ausdruck ist keineswegs ungewöhnlich und neu, wie Armknecht meint.

Str. 6. Als Zierden der Religion waren sie auch eine Zierde des Ordens und umgekehrt. Sie fielen im Kampfe, weil sie nur Mut, aber keine Klugheit und List anwendeten.

Str. 7. Die tapferen Helden der heidnischen Sage (der Lieder und Dichtungen eines Homer) sind die Heroen oder Halbgötter der Griechen, wie Perseus, Herkules, Theseus, welche die leidende Menschheit von allerlei übermenschlichen Plagegeistern befreiten. Herkules besiegte den unverwundbaren nemeischen Löwen und Theseus den Minotauren im Labyrinthe zu Kreta; beide, auch Perseus, retteten duldende Menschen vom sichern Tode, oft unter heißen Kämpfen.

Str. 8. Sarazen, eigentlich = Morgenländer, später = Araber, Muhamedaner, Ungläubiger. — „Bekriegt er nur die falschen Götter?“ Der Christ und besonders der Ordensritter muß seine Pflicht für eine weiter gehende halten. Wie Christus ein Retter, ein Heiland, ein Erlöser war — so soll auch der Christ, und der geistliche Ordensritter vor allem, in gewisser Weise ein Retter der Welt — Christo nach — sein. Und wo sich irgend eine Not (jeder ist hier im Gedichte zu betonen) zeigt, da hat er sein Arbeitsfeld. Aber freilich soll ein Christ nicht nur kämpfen, sondern seinen Mut durch Weisheit zügeln, seine Kraft durch List unterstützen. Er darf aber dann kämpfen, wenn es ihm gelungen ist, dem Kampfe die Gefahr zu benehmen, da nur um der Gefahr willen der Kampf verboten war. Wenn der Grund wegfällt, so fällt auch die Wirkung weg.*) So dachte der Ritter.

Str. 9. Aus Frankreich stammte der Ritter; sein Name war Dieudonné de Gozon. (Der Großmeister hieß Helion de Villeneuve, welcher von 1323 — 1347 dem Orden vorstand). Gozon ist ein Schloß in Lan-

*) Die andere Deutung: „Gegen die Stärke muß List kämpfen“ liegt weniger nahe.

guedoc. Der Dichter nennt — ganz abweichend von seinem Gang nach dem Eisenhammer — hier gar keine Namen, außer Rhodus. — V. 7. Züge sind hier für die ganze Gestalt gesetzt.

Str. 10. „Daß es um Mann und Roß sich schlänge". Die Windung des Rückens ist so groß, daß sie wohl den Reiter mit seinem Rosse rings umschlingen könnte. Als Absichtssatz diese Zeile zu nehmen, was Götzinger für möglich hält, verbietet uns der Zusammenhang. Es ist ja nur von dem Modelle des Drachens, nicht von diesem selbst die Rede.

Str. 11. „kleid' es" = überziehe es, färbe es mit scheußlichgrauer Farbe.

Lache = stehendes Gewässer, Sumpf. — Doggen nennen wir jetzt eine englische Rasse großer Hetzhunde. — Läufe = Beine. — Ur = Auerochse. (Jetzt ist dieses größte Landsäugetier Europas nur noch in wenigen Exemplaren in Litthauen zu finden.)

Str. 12. Vließ (Fließ) = das Fell, an welchem sich noch die Wolle oder das Haar befindet.

Str. 13. V. 1—4 Wiederholung des Bindeworts und. (Polysyndese.)

„auf schnellen*) Schiffen": Er mußte unterwegs die Schiffe mehrmals wechseln, da keins von Frankreich bis Rhodus ging. Ihn selbst aber trieb die eigne Kampflust und die Furcht, es möchten die Eindrücke der Dressur bei Hund und Roß verwischt werden, zur größten Eile an.

Str. 14. Noch hatte der Ritter äußerlich sich nicht gegen das Verbot des Großmeisters ungehorsam gezeigt. Jetzt trat die Frage nochmals heran: Darfst du kämpfen? Da erfuhr er, daß neuerdings mehrere Hirten jämmerlich verunglückt und des Tieres Opfer geworden seien, und er entschließt sich rasch zur That. Seinen Verstand fragt er nicht, und darum achtet er dessen Bedenklichkeit nicht; sein Herz allein fragt er, und das sagt ihm: Dies Werk kann nicht sündlich sein, selbst wenn es äußerlich verboten wäre.

„versuchten" = eingeübten, erprobten Rappen.

Str. 15. Verächtlich = der Verachtung wert erscheint dem Oberflächlichen dies kleine, armselige Kirchlein. Der Berg hieß St. Stephan und war von der Hauptstadt zwei Meilen entfernt.

Mirakel = Wunderwerk (miraculum). Dieses „Gnadenbild" stellt die Anbetung der heil. drei Könige (Weisen aus dem Morgenlande) vor dem Jesusknaben im Stalle zu Bethlehem dar und muß wohl nicht blos eine sehr kunstvolle Arbeit gewesen, sondern auch für wunderthätig, heilkräftig gehalten worden sein (daher: Mirakel, Gnadenbild, Heiland).

begaben, seltenes Wort statt beschenken, mit Gaben versehen.

Str. 16. Fels ist nicht die gewöhnliche Form des Akkusativs, sondern Felsen; doch kommt jene Form auch sonst vor; vgl. Seidls: Hans Euler Str. 5.:

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan 2c.

---

*) Schnell ist bei Homer ein häufiges Beiwort der Schiffe.

Moor = Sumpf (Str. 14.), Morast ein Land mit schwarzem, sumpfigem Boden, aus welchem Torf gestochen wird.

„Höllendrache“: Hartert erklärt dies Wort durch Cerberus, den am Eingange der Unterwelt wachehaltenden dreiköpfigen Höllenhund. Die Satzkonstruktion, welche als Vergleichungspunkt das Wachehalten zu nehmen nötigt, spricht scheinbar für diese Erklärung. Aber der Einwand, daß wegen des Ganzen, des christlichen Charakters der ganzen Dichtung, an Satan gedacht werden müsse (Götzinger), ist doch nicht unbegründet, und meiner Meinung nach ist als Vergleichungspunkt das Wachehalten am Gotteshause anzusehen, dies aber ohne Zweifel ein Werk des Teufels, welcher im Gleichnis vom Säemann das Wort der Predigt sofort aus den Herzen der Menschen zu reißen sucht, also als in der Nähe des Gotteshauses weilend angesehen werden muß, und von welchem auch das deutsche Sprichwort sagt, daß er seine Kapelle (seine Werkstätte) neben die von Gott gebaute Kirche setze.

„Unglücksstraße“ (Mal passo, Maupas, Mala via) heißt der von dem Felsen herabführende Weg bei den italienischen und französischen Erzählern dieser Begebenheit. Diesen Weg hat auf dem Hinwege der Ritter vermieden, jetzt biegt er absichtlich in jene Straße ein, weil er den Kampf beginnen will.

V. 5. Zum „Reinigen des Herzens von Sünde“ bedurfte freilich der katholische Christ eines Beichtvaters, was der evangelische Schiller übersehen zu haben scheint.

Str. 17. „Ich gebe scheidend die Befehle“ an die Knappen. Vertot erzählt, der Ritter habe ihnen befohlen, nach Frankreich sofort zurückzukehren, falls er umkommen sollte; dagegen sollten sie heraneilen, falls sie sähen, daß er die Schlange getötet habe oder von ihr verwundet sei.

Schakal = ein in ganz Asien, auch in Palästina häufig, aber auch in Dalmatien und Griechenland noch hie und da vorkommendes Tier, wolf- oder fuchsähnlich, gewöhnlich Goldwolf wegen seiner Farbe genannt, in der Geschichte Simsons durch Fuchs von Luther übersetzt.

Str. 18. Anschlagen nennt man „den ersten hellen Laut des Hundes beim Wittern des Wildes.“

Str. 19. Drei Eigentümlichkeiten des Lindwurms sind es, welche dem gemalten Drachen nicht mitgeteilt werden konnten, der Gifthauch des aufgesperrten Mundes, das Geheul, dem des Schakals ähnlich, (Str. 18.) und der Basiliskenblick*). Die Lende ist die Nierengegend.

Str. 21. „Gekröse“ = die Eingeweide, Gedärme.**)

---

*) Der Basilisk, eigentlich eine Eidechse, wurde später zu einer fabelhaften Schlange, deren Blick angeblich starr machte oder tötete.

**) Keller bin ich hier zu Dank verpflichtet, daß er mich auf einen „entschiedenen“ Fehler in Schillers Darstellung aufmerksam machte. Man wird neugestärkt, d. h. stärker oder doch ebenso stark als früher, durch einen Schlaf, nicht durch eine Ohnmacht.

Str. 22. Der Beifall lag wie eine Last auf der Brust, welche ihn so lange nicht kundwerden lassen durfte.*)

Das Volk in dem Ordenssaale will den Ritter dem Volke draußen zeigen, welches um so ungeduldiger ist, da es von der Rede ja nichts hören konnte.

Str. 23. Betone dies Land (V. 1.) — die Welt (V. 12.)

Str. 24. „Mamelucken" hießen ursprünglich die kaukasischen Sklaven, welche ein Sultan Ägyptens im 13. Jahrhundert kaufte und kriegerisch ausbilden ließ. In diese unter den Türken stehenden Sklaven und Krieger wurden auch die Gefangenen eingereiht, welche vom Christentum zum Islam abfielen. Um so demütigender ist des strengen Meisters Wort: „Mut zeigen heißt nur etwas thun, dessen auch die Sklaven der Ungläubigen fähig sind; aber Demut und Gehorsam üben, nach dem Vorbilde des Herrn, der sich selbst erniedrigte und gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz (V. 3 u. 4.), das ist der Schmuck eines christlichen Ritters." (Saupe.) „Zu bändigen den eigenen Willen": Echtermeyer erinnert hier an das altdeutsche Dichterwort:

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und diesen?
daz tuot jener, der sich selber twinget
und allin siniu lit (Glieder) in houte (Hut) bringet,
ûz der wilde (Wildnis) in staeter zühte (Zucht) habe.

Selbstverleugnung ist eigentlich die Aufgabe dieses Ordens, und diese Aufgabe berechtigt die Ordensbrüder, den Schmuck des Kreuzes zu tragen.

Str. 25. Mit dem Gewand legt der Ritter das Kreuz ab — und empfängt mit dem Kreuz das Gewand wieder. Zwei Kämpfe sind dem Ritter gelungen, der harte über den Drachen im Moore, der härtere über den Drachen des Hochmuts und der Widerspenstigkeit im Herzen.

Manche Ausleger meinen, die Erhebung zum Komthur sei mit: Nimm dieses Kreuz angedeutet. (Götzinger, Viehoff.) Mit Recht sprechen sich Saupe und Hartert dagegen aus: Die Andeutung ist zu schwach, um verständlich zu sein, der Gedanke einer Beförderung in einen höheren Stand, nachdem er eben fast aus dem Orden ausgestoßen wäre, zu fremdartig, der Lohn für die Besiegung des Herzens nicht passend. — Gleichwohl darf nicht

*) Keller sagt: Vielleicht ist an die κάθαρσις παθημάτων zu erinnern. (S. 417.) Sehr schön gesagt. Von letzterer sprechen wir in der Prima, aber was hindert uns Pädagogen daran, Tertianer an das Pensum der Prima zu erinnern? Hr. Keller sagt weiter unten (S. 413): „Manche meiner Ausstellungen mag vielleicht kleinlich, mancher meiner Zusätze wenig bedeutend scheinen. Aber ich gebe zu bedenken, daß wir uns auf dem Gebiete der Pädagogik befinden, wo nichts kleinlich und unbedeutend ist, wenn es nur ins rechte Licht gestellt wird — eine Aufgabe für den Erklärer, welcher L. nicht überall gerecht geworden ist." Pädagogen erinnern an den Schülern Bekanntes, im Unterrichte Dagewesenes; Keller erinnert an den Inhalt seiner Lexika und vielleicht seiner Kollegienhefte.

übersehen werden, daß die Quellen von der Erhebung des Ritters zum Komthur reden.

2. **Die Quelle** der meisterhaften Romanze ist die Niethammer'sche Bearbeitung von Vertots Geschichte des Malteserordens aus dem J. 1792. Schiller hatte selbst zu der deutschen Bearbeitung die Vorrede geschrieben. Er studierte jenes Werk aus einem anderen Grunde. Er war eine Zeit lang willens, ein Drama: der Malteser zu dichten. Gleichzeitig trat jedoch der Gedanke, den Wallenstein dramatisch zu behandeln, näher, und letzterer trug über den Malteser den Sieg davon. Vom „Malteser" besitzen wir nur noch den Entwurf und ein Bruchstück aus der ersten Scene. Wichtiger aber als diese beiden Erträgnisse mehrjähriger Vorstudien ist uns das Gedicht: „Der Kampf mit dem Drachen."

Aus der Quelle die ganze Erzählung jenes Vorganges mitzuteilen, erscheint um deswillen überflüssig, weil Schiller im ganzen sich genau an die Quelle angeschlossen hat. Nur einiges mag hier (nach Saupe) erwähnt werden: Der Großmeister Helion de Villeneuve (1323—1346) ward schon oben genannt. Unter ihm war eine krokodilartige Schlange von ungeheurer Größe der Schrecken der Insel. Ihr Zufluchtsort war eine Höhle neben einem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan, zwei Meilen von Rhodus. — Die Haut des Tieres war mit Schuppen bedeckt und den schärfsten Pfeilen und Wurfspießen undurchdringlich; daher war die Niederlage der einzeln in den ungleichen Kampf ziehenden Ritter unvermeidlich. — Der Kampf ward den Rittern bei Verlust des Ordenskleides vom Großmeister verboten. — Einer gehorchte dem Verbote nicht, der provençalische Ritter Dieudonné de Gozon. Seinen Plan und seine Reise nach Frankreich kennen wir. — Auf die Insel zurückgekehrt, ließ er seine Waffen heimlich in die Kirche auf dem St. Stephansberge bringen, legte sie dort an und stieg mit seinen beiden, aus Frankreich mitgebrachten, Knappen zum Kampfe hinab. — — Als das tödlich getroffene Ungeheuer den Ritter mit sich niedergerissen hatte, „eilten die Knappen herbei, zogen ihren ohnmächtigen Herrn mit großer Mühe unter dem ungeheuren Leibe der Schlange hervor und brachten ihn wieder zur Besinnung. Sein erster Blick fiel auf den toten Feind; das schwere Werk war ihm gelungen."

Kaum hatte man in der Stadt gehört, die Schlange sei durch ihn erlegt, da strömten ihm die Einwohner entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumphe zum Palaste des Großmeisters, aber Villeneuve, der die Ordenszucht streng aufrecht erhielt, empfing den Sieger, mitten unter dem Zurufen des Beifalls, mit finstern Blicken und der vorwurfsvollen Frage: Kennst du das Verbot nicht, das ich gegen den Kampf mit diesem Tiere erlassen, und glaubst du, es ungestraft verletzen zu können? Ohne ihn anzuhören, ohne auf die Bitten der Ritter zu achten, schickte er ihn ins Gefängnis und erklärte in der Ordensversammlung: Der Orden müsse einen Ungehorsam auf das strengste bestrafen, der für die Ordens-

zucht gefährlicher sei, als viele Schlangen für die Tiere und Einwohner der Insel. Doch brachte es die Versammlung dahin, daß er sich begnügte, dem Ritter das Ordenskleid zu nehmen, eine Strafe, die dem Ritter härter dünkte, als der Tod. Als aber auf diese Weise der Ordenszucht Genüge geschehen war, bewährte auch der Großmeister seinen sonst sanftmütigen und gütigen Charakter. Denn er selbst veranlaßt den ersten Komthur, um Begnadigung des Ritters zu bitten, gab darauf dem Gozon das Ordenskleid zurück und überhäuft ihn mit Gnadenbezeigungen.*) Nach dem Tode des Großmeisters 1346 wurde Gozon zum Nachfolger desselben erwählt und starb als solcher 1353.**) Sein Grabmal zierte die Aufschrift: „Draconis exstinctor" (Drachentöter).

Den Kopf der Schlange oder des Krokodils befestigte man auf einem Thore der Stadt als Denkmal des Sieges Gozons. Thevevot***) in seiner Reisebeschreibung erzählt, daß der Kopf selbst oder doch ein Abbild desselben zu seiner Zeit dort gewesen sei, das er gesehen habe. Es war dicker und größer als ein Pferdekopf, hatte einen bis an die Ohren geschlitzten Rachen, große Zähne und Ohren, runde Augen und eine grauweiße Farbe, die aber vielleicht vom Staube herrührte."†)

3. **Die Idee** des Gedichtes ist in den Worten enthalten:

Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.

Es giebt noch etwas Höheres, als persönlichen Heldenmut, und dies Höhere ist eben der Geist, welcher den christlichen Ritter beseelen soll, der Geist des Gehorsams unter das höhere Gesetz, der demütigen, selbstverleugnenden Unterordnung des eignen Willens unter den Willen des Ordensmeisters. Der größte Sieg gegen einen äußeren Feind ist klein gegen den Sieg, welchen der Christ über sich selbst erringt, indem er alle Eitelkeit und Ruhmsucht, alle Eigenwilligkeit niederkämpft; der Ritter, welcher anfänglich, von dem eitlen Ruhme bethört, das

---

*) „Er wurde vom Großmeister, um für die ausgestandene Pein entschädigt zu werden, zum Komthuren und zum Statthalter der Insel gemacht, da der Großmeister die Überzeugung hatte, daß ein so tapferer und mutiger Ritter auch im Falle eines Krieges oder einer Belagerung die Insel besser als ein anderer gegen die Unternehmungen der Ungläubigen schützen werde."

**) Ja der Drachentöter soll sich selbst bei der Wahl des Ordensmeisters seine Stimme gegeben und dies mit den Worten begründet haben, er wisse keinen bessern, der in diesen gefährlichen Zeiten dem wichtigen Amte vorstehen könnte. (War der Wurm des Herzens tot?)

***) Auch Bosio, ein berühmter Schriftsteller des Ordens, erzählt die Begebenheit. Eine Übersetzung derselben bietet der 3. Band in Viehoffs und Herrigs Archive.

†) Daß aufgefundene Mammutknochen zu Drachensagen Anlaß gegeben haben, hat Keller „in Bär-Hellwalds höchst verdienstlichem, wenn auch ungenießbar geschriebenen Werke" „der vorhistorische Mensch" S. 76—78 gefunden. Ich will nicht ermangeln mit ihm auf diese Stelle zu verweisen. Cui bono? Das weiß ich nicht. Hier wird die Drachensage durch solchen Hinweis nicht erklärt.

Gesetz übertreten, sich des Ordens durch seinen Ungehorsam unwürdig gezeigt hat, welcher die Stimme des Gewissens durch allerlei Vernunftgründe zu überwinden gesucht hat und doch nicht ganz überwältigte, hat nachher, da der Erfolg für ihn zu sprechen schien, der Beifall des Volkes und des Ordens ihn belohnte und ihn stolz machen konnte, da nur ein einziger seine That in eiserner Unerbittlichkeit nicht nach dem Erfolge, sondern nach den Motiven beurteilte und verwarf, — also unter besonders erschwerenden Umständen — den Sieg über sich selbst gewonnen; die Demut hat den Sieg davongetragen im Kampf gegen den Hochmut. Mehr als Lorbeer und Eichenlaub zierte den christlichen Ritter dieser Gehorsam der Demut.

4. **Zur Würdigung des Gedichtes.** Im allgemeinen hat der Dichter seiner Quelle treu bleiben können; auf einige Unterschiede wird eine einigermaßen sorgsame Vergleichung der Quelle mit dem Gedichte von selbst führen. Aber wenn der Dichter nicht viel zu ändern, zuzusetzen oder wegzulassen hatte, seine ganze dichterische Kraft tritt uns entgegen, wenn wir den Verlauf der Darstellung betrachten. Sieben Stoffe liegen in dem Berichte neben- und hintereinander: 1, Der von dem Drachen über die Insel gebrachte Notstand, welchen fünf Ordensritter — offenbar mit Erlaubnis des Großmeisters — zu heben suchen, ihren lobenswerten Versuch mit dem Leben büßend; 2, das Verbot des Großmeisters für die Ordensbrüder, einen weiteren Kampf zu versuchen; 3, der Plan des Dieudonné de Gozon, welcher das Ordensverbot zu umgehen und den Kampf in anderer Weise zu unternehmen beschließt; — 4, die Vorbereitungen des Kampfes in der Heimat und die Rückreise nach Rhodus; — 5, der Kampf und Sieg; — 6, der Triumphzug in die Stadt; — 7, Verhör, Strafe und Begnadigung. — Alle diese „disparaten Momente“ hat der Dichter, wie er selbst in einem Briefe an Goethe sagt, „zu einem harmonierenden Ganzen zu vereinigen“ gesucht und, wie wir zunächst rühmend anerkennen müssen, trefflichst vereinigt. Es ist nicht mehr eine mehrfach wechselnde Scene und Handlung, es ist vielmehr eine ununterbrochene Handlung, in welcher alles Disparate vereinigt wird. Das erreichte der Dichter dadurch, daß er den Helden selbst in seiner Verantwortung genau alle die fremden und eignen früheren Erlebnisse erzählen läßt. Zugleich war es nur so möglich, den ganzen Verlauf der Begebenheiten mit dieser Lebendigkeit und Ausführlichkeit zur Darstellung zu bringen, indem der Dichter nicht selbst das Vergangene berichtet oder durch verschiedene, gar nicht oder nur nebenhin beteiligte Personen mitteilen läßt, sondern den Helden der That selbst zum Herold derselben macht. Daß ein Selbstlob hier nicht aufkommen kann, ist durch die dermalige Lage des Siegers bedingt: Der Sieger ist im Anklagezustande; man gestattet ihm zwar die ausführliche Selbstverteidigung, aber ein Blick in das finstere Auge des Großmeisters hatte genügt, den vielleicht bisher im Glanze

seines Ruhmes sich sonnenden, durch die Beifallrufe berauschten, Ritter zu ernüchtern und zur klaren Erkenntnis seines Unrechtes zu bringen. Vor wenigen Stunden noch sah er sein Werk als eine Großthat, ruhmeswert und trefflich, an — jetzt wird sie als Frevel hingestellt, und er fühlt, daß der Ausdruck zwar furchtbar streng, aber nicht ungerecht ist. Der ernste Blick des Großmeisters hält den Erzähler im Zaume; dieser berichtet mit epischer Umständlichkeit und Breite,*) und wir wissen, warum er das that. Der Jüngling will die ganze Bedeutung seiner That hervorheben — und alle seine Beweggründe mitteilen, damit seine Schuld nicht so groß erscheine, seine That vielmehr wo möglich ganz entschuldigt werden könne; deshalb stellt er auch mit aller Genauigkeit die Vorbereitungen zum Kampf dar; denn an ihnen sieht er ja eine Rechtfertigung für sich, da er, des Gesetzes Buchstaben übertretend, doch dessen Sinn und Willen zu erfüllen sich einbildete. Der Dichter hat auch seine Vorteile von dieser Art der Behandlung. Er läßt vor unseren Augen in tiefpoetischer Weise das Drachenbild zusammengefügt werden und malt den Drachen nicht, wie er ist, sondern wie er wird, um nachher bei dem Zusammentreffen des Ritters mit dem Drachen die Handlung nicht durch das Beschreiben des Feindes aufhalten zu müssen. Wir kennen den Drachen bereits aus seinem Gegenbilde, und der Dichter kann sofort an das Erscheinen des Feindes die Schilderung des Kampfes anschließen. — Noch einen Grund hat der Dichter, diesen Kampf so ausnehmend ausführlich darzustellen: Der Kampf ist nicht um seiner selbst willen erzählt, sondern um als Maßstab für den schweren Kampf mit dem schlimmeren Wurme, den das Herz erzeugt hatte, zu dienen. Je größer nun schon der geringere Kampf erschien, je furchtbarer der Feind — um so mehr bangt uns vor dem Wurme des Herzens, dem widerspenstigen Geiste, welcher nicht blos ein Land schädigt, sondern die Welt zerstört, und um so großartiger erscheint uns der zweite Sieg, der dem Helden gelingt, die Bändigung des eigenen Willens. Endlich erreicht der Dichter noch eins durch den ausführlichen Bericht des Kampfes mit dem Drachen. Wir lernen einen Helden kennen — und in welchem Lichte! Seine That ist nicht „das gelungene Wagstück eines unbesonnenen Jünglings, in einer raschen Aufwallung beschlossen und ausgeführt; nein, sondern das Werk des reinsten Wohlwollens, der ruhigsten Aufopferung, der festesten Beharrlichkeit, bei aller Kenntnis der Gefahr. Ein solches Werk, mit der edelsten Begeisterung unternommen, und mit unerschütterlicher Geduld Monate lang vorbereitet, wird ihm als Verbrechen angerechnet. Unser Gefühl sträubt sich gegen dies Urteil, aber die Würde der Pflicht verklärt den Großmeister in unsern Augen. Wir glauben ein höheres Wesen zu hören, unterwerfen uns mit dem Ritter zugleich, und freuen uns, daß ihm ver-

*) Schiller schreibt an Goethe: „Die Erzählung des Ritters ist zwar etwas lang ausgefallen; doch das Detail war nötig, und trennen ließ sie sich nicht wohl."

ziehen wird". (Körner an Schiller.) Wenn, setzen wir hinzu, der Drachentöter schon ein solcher Mann ist, der nicht blos aus dem Menschengewühle leiblich hervor-, sondern der auch alle geistig überragt, den alle neidlos über sich emporheben und mit ihrem Beifalle bedecken — und dieser Held so klein, so untergeordnet vor dem steht, in welchem die sittliche Weltordnung sich manifestiert, welch' eine Figur muß dieser Großmeister gewesen sein, dessen Blick alle suchen, vor dessen Augen alle erbeben, dessen Mund alle verstummen und erbleichen macht, von dessen Wort auch jener Ritter im Innersten ergriffen wird und dessen Befehl er schweigend und beschämt ausführt! Ja, er scheint ein höheres Wesen — und was hebt ihn empor? Das ist die Ruhe, die keine Volksmenge erschüttern kann, der Ernst seiner Würde, der alle Herzen bannt, die Klarheit seines Blickes, den nicht der Schein, seines Urteils, den nicht der Erfolg besticht, das ist die für ihn so charakteristische Erkenntnis der furchtbaren Gewalt der Sünde und namentlich des Hochmuts, als des *Weltzerstörers*. Unter tausend Erfolganbetern, unter so vielen von der Freude berauschten Bürgern und Rittern der einzige, welcher *nach Gottes Maß gerecht mißt*, ohne Menschenfurcht, ohne Menschengefälligkeit, und dann derselbe voll Liebe und Versöhnlichkeit, als der Gerechtigkeit genügt ist, *zur Gnade* bereit, als die Sünde von dem Jüngling erkannt und durch stille, ergebungsvolle Übernahme der Sündenstrafen im Prinzipe gebüßt ist.*)

5. **Die Charakteristik** der beiden Hauptpersonen des Gedichtes dürfte nun keinerlei Mühe mehr machen. Auch genügt wohl nur der Hinweis auf die außerordentlich zahlreichen *sprachlichen Schönheiten* der Romanze, vor allem auf die Fülle großartiger *Kontraste* in den Worten und im Auftreten der handelnden Personen, auf den Reichtum an tiefen *sentenziösen Sätzen*, und wird es nicht schwer sein, diese Schönheiten im Einzelnen selbst aufzufinden und nachzuweisen.

Die **Form** bedarf kaum der Erwähnung. Die Strophen (welche *Körner* Stanzen nennt) haben 12 Verse mit jambischem, *einfach feierlichem* Rhythmus, wie das auch schon Körner anerkennend hervorhebt. (Reimbild: aabbccddefef.) Das ganze Gedicht würde nur aus Reimpaaren zu bestehen scheinen, wenn nicht die vier Schlußzeilen gekreuzten Reim hätten; auch wechselt sonst noch stumpfer (ace) mit klingendem Reime (bdf) ab.**)

---

*) Auch zu dieser Dichtung hat *Moritz Retzsch* eine Reihe trefflicher Umrisse geliefert; der Maler folgt in der Aufeinanderfolge der Bilder natürlich dem Geschichtsschreiber, nicht dem Dichter.

**) *Westphal* nimmt 6 Langzeilen an und nennt Zl. 1. 3. dibrachykatalektische, V. 2. 4. dikatalektische, V. 5. 6. probrachykatalektische; d. h. Pentapodien (allerdings doppelt unvollständige).

V. 1/2. 5/6 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — | ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
V. 3/4. 7/8 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ | ◡ — ◡ — ◡ —◡ — ◡
V. 9/10. 11/12 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — | ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡.

6. **Die Disposition.** Am passendsten zerlegt man das ganze Gedicht in vier Teile.

1) Der Triumphzug des Drachentöters zum Haus des Ordensmeisters. Str. 1—3.
2) Die Anklage des Ordensmeisters. Str. 4. 5.
3) Die Selbstverteidigung des angeklagten Ritters. Str. 6—21.
4) Das Urteil und die Begnadigung. Str. 22—25.

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Kampf mit dem Drachen. Erzählung: a, Nach dem Faden des Gedichtes. — b, Nach der zeitlichen Folge der Ereignisse. — 2. Charakteristik a, des Siegers und b, des Großmeisters. — 3. Kurze Darstellung der Geschichte des Johanniterritterordens. — 4. Über die Bedeutung der Ritterorden im Mittelalter für die Kirche und die Völker. — 5. Welches waren die Ursachen des Verfalls der Ritterorden? — 6. Das Verhalten des Ritters Dieudonné de Gozon (Heinze S. 46). — 7. Die Kapelle auf Rhodus. (In voller Einsamkeit — und doch vielbesucht; unansehnlich und unbequem zu erreichen — aber dennoch reich; ohne schöne Umgebung — aber mit prächtiger Fernsicht; — vorübergehend ein Ort des Grauens.)

[Litterarisches: J. Meier im Archiv von Herrig und Viehoff III, S. 332. — *Gude, Erläut. I, S. 176. — *Hartert, I, S. 125. — Rochholz, der deusche Aufsatz, S. 308. — *Heinze, Anleit z. Dispon. S. 46. — *Viehoff, II, S. 271. — *Götzinger II, S. 262. — *Hoffmeister, III, S. 333 ff. — *Saupe, S. 187. — *Kurz III, S. 318. — *Düntzer II, S. 279. — *Grube, Ästh. Vorträge I. S. 149. — *Armknecht, S. 129. — *Hinrichs I, S. 273. — Römheld, Ein Edelstein aus Schillers Dichterkrone. Die sittliche Weltordnung und die Weltzerstörung. Meditationen über Schillers Kampf mit dem Drachen, zugleich eine psychologische Studie. Gotha, 1871. Schlößmann. — *Westphal a. a. O. S. 191. — *Keller a. a. O.]

---

11. Das Siegesfest.

[Ausg. in 4 Bdn. I. S. 139. Stuttgart. 1874. Cotta.]

1. **Einleitung:** In allgemeinen Umrissen die Ursachen und den Verlauf des trojanischen Krieges darzustellen ist angemessen, weil wir dann das Einzelne viel rascher und leichter erläutern können.

Auf dem Hochzeitsfeste des Königs Peleus von Phthia in Thessalien mit der Meergöttin Thetis waren nicht nur Menschen, sondern auch die Götter eingeladen. Nur eine Göttin, die Eris, die Göttin der Zwietracht, hatte man nicht zu Gaste gebeten. Diese warf, um sich zu rächen, einen Apfel auf die Festtafel im Hochzeitssaale, welcher die Aufschrift trug: Der Schönsten. Sofort erhoben drei Göttinnen gleichzeitig Anspruch auf den Apfel: Juno oder Here, die Himmelskönigin, des Zeus Gemahlin — Athene, des Zeus weise, jungfräuliche Tochter, und Aphrodite (oder Venus), die holdselige Göttin der Liebe. Ihren

heftigen Streit sollte Zeus schlichten. Zeus aber wollte sich mit keiner Göttin verfeinden und wies das eifersüchtige Kleeblatt an einen menschlichen Schiedsrichter, an den auf dem Berge Ida in Kleinasien wohnenden Schäfer Paris, einen Sohn des Königs Priamus, welcher, weil von ihm vor seiner Geburt Unheil geweissagt worden war, ausgesetzt werden sollte, aber am Leben blieb. Hermes (Merkur) leitet die Göttinnen dorthin. Der Streitfall wird dem erstaunten Hirten vorgetragen, und lange schwankt er. Jede erschien ihm gleich schön und hoch. Endlich läßt er sie einzeln herantreten. Here verspricht ihm für den Fall der Bevorzugung die Herrschaft über ganz Asien; Athene verspricht ihm Weisheit, Kriegsruhm, Unbesiegbarkeit. Venus schmeichelte dem Schäfer, nannte ihn den schönsten Jüngling Phrygiens, versprach ihm den Besitz der schönsten Sterblichen, welche in ihren Reizen ihr, der Venus, gleichstehe, der wunderschönen Helena, der Gemahlin des Königs Menelaus in Sparta. Paris, hingerissen von diesen Worten, reicht ihr den Apfel. — Der Streit war zu Ende, der Jammer hub an. Paris vergaß seine Gemahlin, die Nymphe Onone, und seinen Sohn Corythus und zog nach Troja, wo er an einem Feste, welches die Leichenfeier für den ausgesetzten und totgeglaubten Paris sein sollte, teilnahm. In allen Wettkämpfen trug Paris den Sieg davon. Ein Bruder des Paris, entweder Hektor oder Deiphobus, wollte in Eifersucht den Fremdling töten, aber die Seherin Kassandra erkannte den Bruder, welcher am Altare des Zeus Schutz suchte. Priamus erkannte den Sohn an und erlaubte ihm, nach Sparta zu reisen. Dort vergalt er die Gastfreundschaft des Menelaus, indem er, von Venus und ihren Reizmitteln unterstützt, die Helena ihrem Gatten abwendig machte und die Zeit der Abwesenheit des Menelaus zur Flucht benutzte. Mit reichen Schätzen schifften sich beide ein und kamen in Troja an.

Die besonneneren Trojaner verlangten Auslieferung des von den Griechen zurückgeforderten Weibes, aber die königliche Familie nahm Partei für den Räuber und wollte der Gewalt der Griechen die eigene gegenübersetzen. So rüsteten denn Menelaus und sein Bruder Agamemnon, der König von Mycenä und Argos, ein großes Heer gegen Troja aus. Sämtliche Fürsten Griechenlands versprachen und leisteten Unterstützung. Nach zwei Jahren waren in Aulis, einem böotischen Hafen, 100000 Krieger zusammengebracht, welche auf 1186 Schiffen nach Troja gebracht werden sollten. Aber Windstille hielt die kampfbereiten Scharen zurück. Agamemnon konnte den Zorn der von ihm beleidigten Artemis nur durch die Opferung seiner Tochter Iphigenia versöhnen. Letztere wurde im Augenblicke des Todes von der mitleidigen Göttin gerettet und nach Tauris entrückt, um dort als Priesterin der jungfräulichen Göttin der Jagd, der Artemis, zu dienen.

Dem Zuge nach Troja stand kein Hindernis mehr im Wege. Aber die starkbefestigte Stadt trotzte lange den tapferen Griechenfürsten. Endlich

nach schweren Verlusten auf beiden Seiten gelang die Eroberung Trojas durch die List des Odysseus, welcher ein riesiges, hölzernes Pferd bauen ließ, in dessen hohlem Bauche sich die tapfersten Griechen verborgen hatten. Die Griechen zogen zum Scheine auf den Schiffen ab, die Trojaner stürzten aus der Stadt und fanden das Pferd und unter demselben einen Griechen, Sinon, welcher ihnen vorlog, das Pferd sei ein Weihgeschenk der Griechen für Athene. Die warnende Stimme des Priesters Laokoon ward durch Schlangen erstickt, der immer Unheil verkündende Mund der Kassandra fand kein gläubiges Ohr. Man riß die Mauer teilweise nieder und zog im Jubel das Roß in die Stadt und fröhnte der ausgelassensten Freude. In der Nacht öffnete Sinon den Bauch des Pferdes, die übrigen Griechen waren zurückgekehrt und heimlich in die Stadt eingelassen worden. Das letzte, furchtbarste Blutbad begann, und bald war das herrliche Troja ein Raub der Flammen, ein Schutt- und Aschenhaufen geworden. Wenige Männer entrannen, von Äneas geführt; die meisten, auch Priamus, fanden den Tod. Die Gefangenen waren fast nur Weiber; unter der Siegesbeute befand sich auch die schöne Helena, deren Gemahl Paris schon früher eine Beute des Todes geworden war.

2. **Erläuterungen:**

Str. 1. Im Südosten der Stadt Troja lag auf einer Anhöhe die Burg Pergamus, auf welcher sich die Paläste des Priamus, des Hektor, seines tapfersten Sohnes, und des Paris befanden. Hierhin hatten die thörichten Troer das hölzerne Pferd gebracht. — Troja oder Ilion, die Hauptstadt des Landes Troas, lag am Abhange des Ida zwischen den beiden Flüssen Simoeis und Skamandros, etwa eine Meile von der Küste des Hellespontos entfernt. Dieser ist die Meerenge, welche die thrakische Halbinsel Chersonesus von Kleinasien scheidet, und ist von der Helle benannt, welche auf der Fahrt nach Kolchis von dem Widder mit dem goldenen Vließe herabfiel und im Meere ertrank, während Phrixos, ihr Bruder, Kolchis glücklich erreichte und bei dem König Aetes Schutz gegen die Ränke seiner schändlichen Stiefmutter Ino fand. Heute nennt man den Hellespont die Straße der Dardanellen. — Die Schiffe der Griechen waren zur homerischen Zeit Ruderschiffe. Mehrere Reihen von Ruderbänken waren bei den größeren Schiffen über einander angebracht. (Darum ist der Ausdruck hohe Schiffe hier so bezeichnend.) Die Schiffe hatten nur einen Mastbaum. Ein großes Segel unterstützte bei günstigem Winde die mühselige Arbeit der Ruderer.

„Auf der frohen Fahrt begriffen.“ Noch war man nicht abgefahren, was in dem Ausdruck auch gefunden werden könnte; wohl aber war man zur Abfahrt bereit.

Str. 2. Trojerinnen ist eine falsche Form statt Troerinnen oder Trojanerinnen. Die Worte: „Weinend um das eigne Leiden in des Reiches Untergang“ sind allerdings nicht völlig klar. Man erwartet statt: in etwa: und, so daß die Thränen der Weiber dem eignen Leide und dem Untergange

des Reiches zugleich galten; daß ihnen des Reiches Untergang nicht nahe gegangen sei, sondern bloß der eigne Verlust und Jammer, daran dürfen wir nicht denken. Mangel an Patriotismus darf ihnen nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Und doch klagt jede ihr eignes Leid, wie nachher jeder der Helden seine persönlichen Freuden und Empfindungen zum Ausdruck bringt. Gemeinsames liegt doch in der Trauer — alle beweinen, daß sie die Heimat verlassen müssen, alle, daß sie jetzt Sklavinnen fremder Herren sind, alle haben Väter oder Brüder, Gatten oder Söhne im heißen Kampfe verloren. So ist jeder einzelnen Frau Klage subjektiv gefärbt, als Klage um das eigne Leiden, wie ein Solo, welchem der Chor den Refrain zufügt:

Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn!
Ach, wie glücklich sind die Toten!

Aus den Klagen der einzelnen Stimmen setzt sich das große Leid um den Untergang des vaterländischen Reiches zusammen, wie aus den Einzelstimmen der Sieger das „wilde Fest der Freuden." (Man vgl. II. 18, 301. Verg. Aen. IV, 321—324. Eurip. Hecuba 214 ff. Iliad. VI, 454 ff. Odyss. VIII, 523—530. V, 306.) In des Reiches „Untergang"; Untergang ist übrigens ein Dativ, kein Akkusativ.

Str. 3. Kalchas war der Priester und Seher der Griechen vor Troja. Er stammte aus Mycenä. Schon in Aulis war er es, welcher den Zorn der Artemis (Diana) nur durch das Opfer der Iphigenie stillen zu können erklärte.

Die bevorzugten Götter sind Athene, Neptun und Zeus. Ihnen opfern die Griechen, teils aus Dankbarkeit für ihre Unterstützung bei der Eroberung Trojas und für die Erhaltung des Lebens, teils, um eine glückliche Heimkehr zu erlangen. Athene (oder Pallas), die Göttin der geordneten Kriegsführung, hatte den Griechen unendliche Dienste geleistet. Ihr gebührte besonderer Dank — Neptun, der Gott des Meeres, war auch den Griechen günstig gewesen; aber jetzt lag es näher, sich seiner Hilfe durch Bitte zu versichern, wo die gefahrvolle Heimreise unternommen werden sollte. Zeus endlich, der oberste Gott, der Weltregent, durfte unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Ihm gebührte viel Dank für die vergangenen Erlebnisse, und von ihm hing auch ein gutes Teil der zukünftigen Erlebnisse ab.

Die Ägis war ein großer, furchtbar leuchtender, mit dem Haupt der Gorgo Medusa bemalter Götterschild, welchen meist Zeus oder Athene gebrauchten.*) Wer diesen Schild trug, dem fiel stets der Sieg zu. Deshalb nennt man wohl auch jede schützende Bedeckung Ägis oder Ägide; daher die figürliche Redeweise: jemanden unter seine Ägide nehmen.

*) Homer beschreibt ihn (Ilias V, 738 ff.) so:
Siehe, sie (Pallas) warf um die Schulter die Ägis, prangend mit Quasten,
Fürchterlich, rund umher mit drohenden Schrecken bekränzet.
Drauf ist der Streit, und Schützung und drauf die starre Verfolgung,
Drauf auch das Gorgohaupt, des entsetzlichen Ungeheuers,
Schreckenvoll und entsetzlich, das Graun des donnernden Vaters.

Athene wird bei Homer die Städteschirmerin und Städtezerstörerin oft genannt, aber nicht die Städtegründerin. Doch schildert Schiller sie auch als solche im Eleusischen Feste, Str. 17.

Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Neptun (oder Poseidon) führt dagegen auch bei Homer den Beinamen: Erdumfasser, wie Zeus dort der Ägishaltende heißt. Schiller hat beide Beinamen in einem Relativsatze umschrieben.

Kreis der Zeit = die von den Göttern zur Eroberung Trojas bestimmte Zeit. Auch Vergil spricht von dem „vollendeten Kreise der Zeit." (peracto temporis orbi. Aeneis IV, 744.) Keller erinnert an das Bibelwort „Da aber die Zeit erfüllet ward" (Gal. 4, 4.), aber nur, um mich wegen meiner Bibelfestigkeit zu verspotten, die sich hier nicht bewährt habe. Das nennt Herr Keller Kritik!!

Str. 4. Atreus, der Sohn des Pelops und Enkel des Tantalus, Herrscher von Mycenä, hatte zwei Söhne, den Agamemnon und Menelaus. Beide führen daher die Bezeichnung: Atride oder Atreus Sohn. Homer nennt jenen „Herrscher der Männer". Er war eine stattliche königliche Erscheinung und ein persönlich tapferer Mann. Doch war er auch übermütig und verschuldete durch seinen Hochmut den langwährenden Groll des Helden Achilles.

Agamemnon war übrigens der Anführer des gesamten Griechenheeres.

Skamander = ein kleiner, auch Xanthus genannter Fluß, in der Ebene von Troja, welcher, am Idagebirge entsprungen, seine gelblichen Wasser vor den Mauern Ilions vorbei und dem nahen Meere zuführte. (Jetzt Bach von Bunarbaschi.)

Str. 5. Ulysses (Ulixes, Odysseus), jener Günstling Athenens, berühmt durch seine Klugheit und Beredsamkeit, welcher König der Insel Ithaka war, spricht diese ahnungsvollen Worte, welche an Agamemnon selbst sich erfüllen sollten. Denn Ägistheus, der Vetter Agamemnons, hatte, um sich an den Nachkommen des Atreus, welcher die beiden älteren Brüder des Ägistheus hatte schlachten und dem eignen Vater Thyestes zur Speise vorsetzen lassen, zu rächen, nicht nur die Klytämnestra, des Agamemnon Gemahlin, zur Untreue verleitet, sondern er tötete auch, von der ehebrecherischen Klytämnestra unterstützt, den heimgekehrten Agamemnon im Bade. Auch Kassandra, die Siegesbeute Agamemnons, fiel unter den Händen der Klytämnestra, welche fortan an der Seite ihres Verführers das Reich so lange regierte, bis ihr eigner Sohn Orestes herangewachsen war und des Vaters Tod an seiner Mutter rächte.

„Mögen sich" ff. = möglicher Weise freuen sich nicht alle Wiedergekehrten des Heimzugs.

Ulysses hatte das seltne „Glück," eine Gemahlin (Penelope) zu besitzen, an deren Treue alle Versuchungen zahlreicher Freier wirkungslos abprallten. Sie erhielt dem 20 Jahre von ihr und der Heimat getrennten Gemahle die eheliche Treue — („Sprachs Ulyss'" ist falsch; richtig ist nur sprach, wenn das Subjekt folgt.*)

„Denn das Weib ist" — mit wenigen Ausnahmen — „falscher Art. und die Arge liebt das Neue" und wird eben dadurch zur Untreue verleiten. Als einen passenden Gedanken kann man dies Wort freilich nicht ansehen, Agamemnon wurde nicht gewarnt, konnte hierdurch allein nicht gewarnt werden. Auf die Gefahren der Heimreise, auf die Schuld etlicher Griechen konnte hingewiesen werden; allein jeder darauf bezügliche Gedanke fehlt.

Str. 6. Menelaus, auch ein Atride (S. o. Str. 4.), hat seine Helena wieder erlangt, welche nachgerade ihre Sünde eingesehen und ihre Schuld bekannt hatte. Der Gemahl verzieh ihr und betrachtet sie eigentlich gar nicht als eine Mitschuldige,**) sondern als das unglückliche, unschuldige Opfer eines Frevels des Paris; diesen Frevel kann Zeus, der Kronide (Sohn des Kronos), nicht ungerächt lassen, zumal hier das Gastrecht***) aufs gröblichste verletzt war, dessen Schutz für Zeus (Xenios) eine ganz besonders wichtige Aufgabe war. (Vgl. IV², S. 108.) Wägend = deutet hin auf das Recht und Unrecht, Schuld und Entschuldigung abwägende Gericht des Weltenrichters Zeus.

Str. 7. Oileus tapfrer Sohn ist der jüngere Ajax, auch wohl der Lokrier genannt, da sein Vater Oileus in Lokris König war. Er hieß auch zum Unterschied von seinem Vetter, dem Salaminier (aus Salamis) oder Telamonier oder dem Großen, der kleine Ajax. Seinem Vetter zur Seite kämpfte er am ruhmreichsten um Patroklus Leiche. Nach Achilles war er der schnellfüßigste Läufer im griechischen Heere. Ebenso war er im Speerwurf weit berühmt.

Auf der Rückreise fand der Lokrier Ajax seinen Tod. Er hatte nämlich die Kassandra, welche schutzflehend nach der Eroberung Trojas die Bildsäule der Pallas (Minerva) umfaßt hatte, mißhandelt. Die Göttin bat den Neptun um Bestrafung des Frevlers. Bei dem großem Sturme, welcher die heimkehrende Flotte der Griechen überfiel und fast vernichtete, scheiterte auch das Schiff des Lokriers. Doch vermochte sich Ajax schwimmend auf einen

---

*) Keller ist der Grund „unerfindlich". Wahrscheinlich, weil ichs gesagt habe. Allein auch Düntzer sagt (a. a. O. S. 111): „Sprachs mit folgendem Subjekt ist fehlerhaft. Meist bleibt das Subjekt aus, doch kann es auch stehn, aber nur vor dem Zeitwort, wie bei Voß jener sprachs. Dieser Gebrauch des 's statt dies, besonders nach sprach, rief, findet sich erst seit dem 17. Jahrhundert." (Besonders bei Voß.) Wie nun, Herr Keller?

**) Um den Reiz des schönen Leibes = statt um den reizend schönen Leib. (Hypallage.)

***) Diese Form mußte hier erwartet werden, da nicht das bestimmte Recht eines einzelnen Gastes, sondern „das die gastlichen Beziehungen betreffende Recht" (wie Düntzer und Viehoff mit Recht hier unterscheiden) gemeint ist. In solcher Bedeutung wird die uneigentliche Zusammensetzung: Gastesrecht nicht angewandt.

Felsen Euböas zu retten. Da prahlte er jedoch, daß er seine Rettung nicht dem Neptun, sondern seiner eignen Kraft zu verdanken habe; und diese neue Gottlosigkeit war der Anlaß, daß Neptun mit seinem Dreizack den Felsen und den Ajax zerschmetterte. (Odyss. IV., 500 ff.)

Patroklus war mit Achilles gemeinsam erzogen und dessen treuester Freund geworden. Seine Eltern waren Menötius aus Opus und Sthenele. Als Achill, dem er nach Troja gefolgt war, vom Oberfeldherrn Agamemnon schwer gekränkt, sich vom Kampfe zurückgezogen hatte, feierte auch Patroklus längere Zeit. Die Feinde drangen immer weiter vor, und das Heer der Griechen kam in große Bedrängnis. Da bat Patroklus seinen zürnenden Freund, als Anführer der Myrmidonen und in des Achilles Rüstung den Griechen helfen zu dürfen. Endlich gab Achilles nach. Pratroklus brachte den Griechen Sieg, führte sie zum Angriffe; aber von der Hand Hektors fiel er in demselben Kampfe. Hektor zog ihm die Waffen aus und prangte in den Waffen Achills. Die Klage des Achilles um Patroklus war eine ungemein heftige. Der Schmerz einer Mutter konnte nicht größer sein, als der Schmerz des Freundes. Endlich raffte sich der Held auf und schwur furchtbare Rache. Um des Toten und um der Rache willen söhnte sich Achill mit Agamemnon aus und nahm dann in einer neuen, von Hephästus (Vulkanus) selbst geschmiedeten und von der Mutter Achills, Thetis, überbrachten, Rüstung von ungewöhnlicher Schönheit den Kampf wieder auf. Furchtbar wütete er unter dem Heere der Troer und rastete nicht, bis er den Hektor, den Sieger über Patroklus, getötet hatte. Seine Leiche band er an seinen Wagen und schleifte sie zu dem Lager der Griechen. Dann wurde dem Patroklus ein glänzendes Begräbnis mit Leichenspielen zu teil. (Vgl. oben Hektors Abschied.)

Thersites ist nach der Beschreibung Homers der häßlichste Mann im Griechenheere vor Troja.

Als der häßlichste Mann vor Ilios war er gekommen.
Schielend war er und lahm am anderen Fuß und die Schultern
Höckerig, gegen die Brust ihm geengt, und oben erhob sich
Spitz sein Haupt, auf dem Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet:
Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn und Odysseus;
Denn die lästert' er stets. — (Ilias II, V. 212 ff.)

Nicht weniger häßlich war sein Charakter. Auch die Tapfersten und Edelsten verschonte seine Schmähsucht, sein Neid und seine Unverschämtheit nicht. Als er einst den Agamemnon sogar lästerte, gerbte ihm Odysseus mit seinem Zepter den Rücken blau und blutig. Aber er besserte sich nicht, und als er später den Achilles bis zum Übermaße gereizt hatte, schlug ihn dieser tot, wie einen räudigen Hund. (So erzählt Ovid.)

Nach Ovid ist also Thersites nicht in die Heimat zurückgekehrt. — Dagegen läßt Sophokles im Philoktet (V. 242 ff.) den Thersites wenigstens länger als Achilles leben. Als Philoktet von Neoptolemos, dem Sohn Achills, die Nachricht empfängt, daß Patroklus tot sei, aber Thersites wahrscheinlich noch lebe, antwortet dieser:

O sicher! denn das Schlechte geht nicht leicht zu Grund*);
Gar sorglich nehmen Himmelsmächte das in Hut.
— — — — Aber was gerecht
Und edel ist, das bannen sie in ewge Nacht.
Wie deut' ich mir dies Rätsel? Darf ich preisen noch
Der Götter Fügung, die als Unrecht mir erscheint?

Tyche hieß bei den Griechen die Glücksgöttin, bei den Römern hieß sie Fortuna. Pindar nennt sie eine Tochter des Zeus. Sie war eine hervorragende Parze (Schicksalsgöttin), der in Griechenland und Rom zahlreiche Altäre, Bildsäulen und Tempel errichtet waren. Sie wirkte nach Laune; bald gab sie, bald nahm sie unverdientermaßen; treulos und wankelmütig erschien sie den Dichtern, welche sie bald loben, bald schelten. Die Symbole der Göttin waren ein Steuerruder, da sie die Welt regiere, ein Füllhorn, aus welchem sie Schätze bis zum Überflusse ausstreue; eine Kugel oder ein Rad unter ihrem Fuße deutet auf ihre Unbeständigkeit, Flügel versinnbildlichen ihre Flatterhaftigkeit. Die Tonne (Tonnen ist der schwache Dativ Singul., vgl. das Licht der Sonnen, unserer lieben Frauen, in welchen Fällen wir auch nur einen Genetiv der Einzahl haben) ist im Altertum nie ein Symbol der Glücksgöttin. Der Dichter hat Tonne statt des Füllhornes, vielleicht um des Reimes willen, gesetzt.

In den letzten vier Versen dieser Strophe ist das Wort blind zu betonen: es giebt den Grund an („weil — verstreut"), weshalb jeder, der das Lebenslos gewonnen hat und folglich dem männermordenden, blutigen Krieg entronnen ist, sich freuen muß. Es geht eben nicht nach Verdienst; — darum kann jeder nur sein Glück rühmen und dessen sich freuen.

Str. 8. Mit den Worten: „Ja, der Krieg verschlingt die Besten" knüpft der leider nicht genannte Teukros, der Halbbruder des Telamoniers Ajax, an einen ebengehörten Ausdruck in der Rede des jüngeren Ajax an. Der ältere Ajax war nach Achill der stärkste und tapferste Grieche, ein Turm in der Schlacht. (Vgl. Od. XI, 556.) Seiner darf bei den „Festen der Griechen", an welchen die Thaten der Vergangenheit gepriesen wurden, nimmermehr vergessen werden. Seine größten Heldenthaten verrichtete er, als Hektor während des großen Grolles des Achilles die Griechen bis auf die Schiffe zurückdrängte und letztere anzuzünden begann. Dennoch erreichte es der vielgewandte (vgl. Odyss. I, 1.) schlaue Odysseus, daß die neue, herrliche Waffenrüstung des Achilles bei der Leichenfeier desselben als der Preis für das größte Verdienst um die Eroberung Trojas ihm zugesprochen wurde, während der tapferste Held im Griechenheer leer ausging. Außer sich vor Zorn sann Ajax auf Rache; da hüllte Athene, die Beschützerin des Odysseus, den Ajax in Wahnsinn und leitete ihn an, auf eine Herde Schafe, welche er für Griechen ansah, loszustürzen. Nachdem sein Schwert die sämtlichen Tiere niedergerafft hatte, öffnete Athene dem Ajax die Augen, und er sah, was er gethan hatte. Von unendlicher Scham er-

*) Man vgl. unser deutsches Sprichwort: Unkraut vergeht nicht.

griffen, stürzte er sich in sein eignes Schwert. Er starb nicht von Feindeshand, er ward ein Opfer des eigenen Zornes.*)

Str. 9. Dem Erzeuger = seinem Vater. Neoptolemos oder Pyrrhos war der Sohn des tapferen Achilles. Auf Skyros war er erzogen worden, und von dort holte ihn Odysseus ab, da die Einnahme der Stadt Troja durch Orakelspruch von seiner Teilnahme am Kampfe abhängig gemacht worden war. Er hat übrigens keinen besonderen Ruhm am Tage der Eroberung Trojas sich erworben. Den alten Priamos durchbohrte er am Herde des Zeus Herkeios; den einzigen Sohn Hektors, Astyanax, warf er vom Turm der Burg herab. Die reizende Tochter des Priamus, Polyxena, schlachtete er auf dem Grabmal seines Vaters Achilles. Ihm fiel von den Gefangenen Andromache, Hektors Gemahlin, und der Seher Helenus zu. Nach Epirus kam er glücklich zurück. Dort gebar Andromache dem Pyrrhus mehrere Kinder. Später heiratete sie ihres Mannes Bruder, den Mitsklaven Helenus. Aber der Frevel des Pyrrhus, an Priamus verübt, kostete dem Frevler das Leben. Als er sich einmal in Delphi aufhielt, wurde er auf Befehl der Pythia um der Ermordung des Priamus willen getötet.**)

Des Weins — gießt Neoptolemos. Der Form nach ist dieser Genetiv dem französischen Teilungsartikel entsprechend. Bei Schiller ist er nicht ganz selten. Vgl. Graf von Habsburg, Str. 1, V. 6: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins." Hiermit vergleicht Viehoff passend 1. Mos. 9, 21. „Und da er des Weines trank." In der älteren deutschen Sprache war überhaupt dieser Genetiv häufiger.

Die Worte V. 7—8 dieser Strophe sind sprichwörtlich geworden und stehen auch wohl als Unterschrift unter Schillers Portrait.

Die beiden Schlußverse dieser Strophe wiederholen (im Munde des Chors) den bereits in V. 7 und 8 ausgesprochenen Gedanken, daß der große Name des Toten, auch wenn der Leib zu Staub geworden sei, im Liede fortlebe. Die in den beiden letzten Versen liegende Unklarheit beseitigt man am besten, indem man ergänzt: Denn wenn auch allerdings das irdische Leben flieht, so dauern doch die Toten im Liede immer (d. h. leben weiter im Munde der Nachkommen). —

Str. 10. Hektor, der tapferste Sohn des Priamus und der ruhmreichste Trojaner, welcher schließlich von Achill getötet wurde, wird durch den

*) Übrigens hat Schiller ohne Zweifel aus Ovids Metamorph. XII, 620 — XIII 398 einiges entlehnt. Dort lesen wir z. B.:

Er, der den Hektor so oft, der Eisen und Glut und den Donner
Jupiters trug, er allein, — der trägt den einzigen Zorn nicht.
Und nicht könne dem Ajax ein Mann obsiegen als Ajax! — —

Shakespeare spricht im letzten Auftritt seines Julius Cäsar von Brutus:

Denn Brutus unterlag dem Brutus nur,
Und keiner sonst darf seines Tods sich rühmen.

**) Herr Keller nennt das zu Strophe 9 bezüglich des Neoptolemos Gesagten einen Schwall von Erklärungen. Ich bin überzeugt, es wäre ihm der Tadel des Skizzenhaften, Ungenügenden ebenso leicht in die Feder geflossen, wenn ich einen Satz von dem Obigen ausgelassen hätte.

Sohn des Tydeus, den edlen Diomedes, König von Argos, der mit dem großen Ajax in Mut und Kraft wetteiferte, gepriesen.

V. 4—8 und 9—12 sind ähnlich gebaut. Ein Relativsatz geht beidesmal voraus, angeknüpft an das Demonstrativum ihn und ihm in der letzten Zeile. Die Konstruktion ist im ersten Falle: Wenn den Sieger größere Ehre krönt, so ehret ihn, der als ein Beschirmer für seine Hausaltäre kämpfend fiel, das schönre Ziel. — Äußerlich mag der Ruhm des Siegers der größere sein, doch bleibt das Schenkendorff'sche Wort wahr:

Für die Kirchenhallen, für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen, wenn die Freiheit ruft:
Das ist rechtes Glühen, frisch und rosenrot,
Heldenwangen blühen schöner auf im Tod.

und das lateinische Sprichwort: Dulce et decorum est pro patria mori (Süß und ehrenvoll ist es für das Vaterland zu sterben.) — Man denke hier auch an die sprichwörtliche Redeweise: pro aris et focis pugnare (für Altar und Herd kämpfen). —

Str. 11. Nestor war ein Sohn des Neleus und König von Pylos im Peloponnesus. Die Sage berichtet, daß er bereits am Zuge der Argonauten ehrenvollen Anteil genommen habe. Jetzt hatte er nahe an hundert Jahre durchlebt; er beherrschte somit schon das dritte Geschlecht (à 30—$33^1/_3$ Jahre gerechnet). Er war ein tapferer und gerechter und zugleich ein sehr weiser Mann, dessen Stimme im Rate sehr gern gehört und ebenso gern befolgt wurde. — Nebenbei war er allerdings auch ein Held im Trinken. Seinen gefüllten Doppelbecher konnte ein anderer Mann kaum vom Tische heben.

Hekuba, die mit Thränen benetzte (bethränte) Gemahlin des Königs Priamus, dem sie 19 Söhne geboren hatte, war dem Odysseus als Siegesbeute zugesprochen worden. — Die Schwierigkeit hat Schiller nicht bedacht, daß diese redenden Griechen in keinem Schiffe vereint gedacht werden können, sondern auf verschiedene verteilt angenommen werden müssen.

Bacchus (Siehe Erl. IV^2, S. 24.) Gabe ist der Wein.

Str. 12. Niobe, Gemahlin des Königs Amphion in Theben, Tochter des Tantalus, hatte ihrem Gemahle der Sage nach 7 Söhne und 7 Töchter geschenkt. Dennoch blieb sie, wie bisher, die schönste Königin ihrer Zeit. Aber ihr Glück brachte sie zu Fall. Weil sie sich in ihrem Übermut über die Göttin Latona gestellt und gesagt hatte, daß sie mehr Ehre verdiene, als diese, welche nur einen Sohn und eine Tochter geboren habe, töteten Apollo und Artemis auf Geheiß ihrer beleidigten Mutter Latona sämtliche Kinder der Niobe an einem Tage mit ihren tödlichen Pfeilen. In unsagbarem Schmerze und wilder Verzweiflung irrte die Mutter nun umher, bis die Götter sie auf dem Berge Sipylos zu Stein werden ließen und in einen immer weinenden Felsen verwandelten. Niobe aber war fortan den Griechen und Römern das Symbol des Mutterschmerzes, welches darzustellen Künstler und Dichter mit einander wetteiferten.

Als Achill den unglücklichen Priamus zu Besuch hatte, welcher von jenem den Leichnam des Hektor losbitten wollte, erinnerte der Held den Vater daran, Speise zu sich zu nehmen mit den Worten:

Denn auch Niobe selbst, die lockige, dachte der Speise,
Welche zugleich zwölf*) Kinder in ihrem Hause verloren,
Sechs der lieblichen Töchter und sechs aufblühende Söhne.
Ihre Söhn' erlegte mit silbernem Bogen Apollon
Zornigen Muts, und die Töchter ihr Artemis, froh des Geschosses,
Weil sie gleich sich achtete der rosenwangigen Leto. — (Il. XXIV, 601 ff.)

Hier im Gedichte Schillers will der Hinweis auf die Frucht der Ähren allerdings nicht so gut passen, da einmal vorher und nachher nur vom Weine die Rede ist und andererseits der Wein mehr als irgend etwas, namentlich als Speise, geeignet ist, den Jammer zu bannen, in Vergessenheit zu bringen. (Lethes Welle vgl. Erl. II³, S. 5; IV³, S. 2.)

Der Wein ist hier Lebensquelle (Aqua vitae) genannt, weil er dem Schwachen neue Lebenskraft, dem Betrübten neuen Lebensmut schafft.

Str. 13. Die Seherin Kassandra erhebt sich jetzt, von ihrem Gott (Apollo) ergriffen**), schaute nach dem Rauch der Heimat hin, den rauchenden Trümmern Trojas***), und vergleicht diesem das ganze flüchtige, rasch vergehende Leben. Man vgl. hierzu die Bibelstellen: Ps. 102, 4. Meine Tage sind vergangen wie ein Rauch. Jak. 4, 14. Was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit wäret, darnach aber verschwindet er.

V. 6. weht = verweht.

„Nur die Götter bleiben stät“ = fest, unbeweglich.

V. 9—12. Die Sorgen sind hier zugleich auch die Gefahren, welche das Leben abkürzen können. Dieser Gedanke von den mitreisenden Sorgen wird auch von Göthe benutzt:

Sorge, sie steigt mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe.

Göthe und Schiller entlehnten den Gedanken dem Horaz (Carm III. 1, 37. ff.):

. . . Sed Timor et Minae
Scandunt eodem quo dominus, neque
Decedit aerata triremi, et
Post equitem sedet atra cura.†)

„Morgen können wirs (vielleicht) nicht mehr“; darum wollen wir heute d. h. in der Gegenwart leben und das uns Beschiedene genießen.

---

*) Während Homer nur 12 kennt, zählen andre Dichter 14 Kinder.

**) Vgl. Des Gottes voll — Erl. IV³, S. 97. Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin. (Erl. zu Schlegels Arion in diesem Bande.) Apollo war ja der Gott der Dichtkunst und Weissagung. Freilich bewirkte ihr Gott auch, daß alle Prophezeiungen der Kassandra keinen Glauben fanden.

***) An den Opferrauch ist wohl nicht zu denken.

†) Vielmehr steigen Furcht und Drohungen ebenda auf, wo der Herr aufsteigt, und es weicht nicht vom gepanzerten Schiffe, und hinter dem Reiter sitzt die schwarze Sorge.

3. **Die Form** ist genau dieselbe, als diejenige des Liedes: An die Freude.

		Reim:
1.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	a
2.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ —	b
3.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	a
4.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ —	b
5.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	c
6.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ —	d
7.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	c
8.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ —	d
9.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	e
10.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	f
11.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	f
12.	— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑	e

V. 1. 3. 5. 7. 9. 12. sind vierfüßige vollständige Trochäen, die übrigen Verse sind unvollständig, also um eine Silbe kürzer. Darum haben jene 6 Verse einen klingenden, die andern 6 einen stumpfen Reim. Die Strophe besteht immer aus zwei Teilen, aus dem achtzeiligen Hauptteil, welcher gewissermaßen von der Solostimme gesungen werden soll, und dem vierzeiligen Schlusse, welchen der Chor zu singen hat. V. 1—8 haben gekreuzte, V. 8—12 umarmende Reime.*)

4. **Abfassung und Zweck des Gedichtes:**

In einem Briefe an Goethe vom 24. Mai 1803 (zu welcher Zeit

---

*) Der hellerleuchtete Keller schreibt an a. O. St 407: „L.'s Gleichgiltigkeit gegen das Metrum rächt sich im „Siegesfest.““ Das Obige stand wörtlich in der vorigen Auflage. Man fragt nach dem Grund solchen Verdikts und liest staunend weiter: „Dort wird der Gedanke des Refrains Str. 5 umpassend gefunden, der doch nur, wie in den andern Strophen (und wie L. selbst sagt zu Str. 9.) den Inhalt der vorhergehenden Strophe wiederholt.“ Was Herr Keller nicht alles weiß. Aber das habe ich auch gewußt. Mein Tadel bezog sich auf etwas ganz andres, wie der geneigte Leser leicht finden wird, und ich konnte der Erleuchtung durch einen Keller entraten. Wie aber sich hier meine Gleichgiltigkeit gegen das Metrum rächen soll, das ist mir „unerfindlich“. Auch diesmal stimme ich mit Düntzer darin zusammen, daß der Gedanke nicht angemessen sei; denn er sagt a. a. O. S. 111. „Weshalb Athene aber eine solche Mahnung dem Odysseus in die Seele lege, sieht man nicht. Agamemnon, auf den allein die Warnung geht, kann davon keinen Nutzen ziehen; Athene hätte diesen bestimmter warnen müssen“ ꝛc. Es ist Herrn Keller das Unglück begegnet, daß er sich meine Worte nicht klar machte, weil er es allzu eilig mit dem Niederschreiben eines Tadels hatte. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.“ Westphal (a. a. O. S. 88.) erklärt die Strophe als aus 4 trochäischen katalektischen Perioden bestehend, denen 2 Perioden in umgekehrter Verbindung (erst die katalektische, dann die prokatalektische) als dem Chor zugeteilter Schluß folgen. Das ist viel verständlicher geredet, als ich es oben vermochte. Vielleicht aber ists notwendig, Westphals Ausdruck prokatalektisch zu erklären. Er meint damit, daß im ersten Gliede der Periode (am Schlusse) eine Silbe am letzten Trochäus fehle, während er katalektisch das Fehlen der betr. Silbe im zweiten Gliede der Periode nennt und bikatalektisch eine Periode von folgenden Aussehen:

— ⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Was die lange Todesnacht Mir auch für Gedanken macht.

das Lied entstanden sein muß*) schrieb Schiller, das Siegesfest sei die Ausführung einer Idee, die ihr Kränzchen ihm vor anderthalb Jahren eingegeben habe, weil alle gesellschaftlichen Lieder, die nicht einen poetischen Stoff behandelten, in den platten Ton der Freimaurerlieder verfielen. Er habe also gleich in das volle Ährenfeld der Ilias hineinfallen und sich da holen wollen, was er nur schleppen konnte.

In ähnlicher Weise spricht sich Schiller in einem Briefe an Humboldt aus (18. Aug. 1803.) —

Nun ist allerdings, wie oben erwähnt wurde, das weit ältere Lied An die Freude in derselben Form gedichtet. Auch ist ohne Frage die Pointe des Gedichtes in den Schlußworten der letzten Strophe zu suchen:

„Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!"

Endlich kann uns der Hinweis auf den engen und hochgebildeten gesellschaftlichen Cirkel, in welchem das Lied zum Vortrag kommen sollte, die Bedenken hinwegräumen, welche aus dem Inhalt heraus geschöpft und gegen den Gebrauch des Liedes als eines deutschen Gesellschaftsliedes gerichtet werden: Es war eben nicht für einen größeren Kreis, nicht für allgemeinen Gebrauch bestimmt Und doch kann ich dem von G. Schwab**), Karl Grün***), Viehoff†) und anderen ausgesprochenen Urteile nur beistimmen, daß dies Lied mit seinen steten, starken Kontrasten zu allem andern eher geeignet sei, als zu einem Gesellschaftsliede, welches die Erhöhung der Freude bezwecken muß.

Als Gesellschaftslied ist es verfehlt. — Schiller hat aufs neue gezeigt, daß die Freude in seinem Munde und unter seiner Feder nicht ein helles, rotfarbenes, sondern höchstens das Gewand der Halbtrauer trägt.

Als den Grundgedanken des Gedichtes, falls man dasselbe als Gesellschaftslied ansehen will, kann man etwa folgendes bezeichnen: Weil das Leben so reich an Entbehrungen und Leiden ist, weil des Jammers und der Trübsal so viel ist, Kummer und Sorgen uns nicht verlassen, immer neue, schwere Gefahren uns ungeahnt nahen, weil das Schicksal nicht nach Verdienst, sondern nach Laune die irdischen Gaben austeilt — darum laßt uns den Augenblick genießen, wo es uns vergönnt ist, Kummer und Sorge zu vergessen oder im Trank des Weines zu ertränken.

Immerhin sind die Worte von Heinrich Kurz beachtenswert und richtig:

---

*) Am 22. Mai steht in Schillers Tagebuch: „Helden vor Troja fertig."
**) Schillers Leben 1840. S. 718.
***) Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. 1844. S. 590.
†) II. S. 123.

„Das Siegesfest ist kein rein episches Gedicht, weil in ihm die lyrische Bedeutung noch mehr, noch ungekleideter hervortritt, als selbst im „Ritter Toggenburg“; aber auch ein rein lyrisches ist es nicht, da alle ausgesprochenen Gefühle auf den dargestellten Zuständen beruhen, aus ihnen sich entwickeln. Es ist gleichsam eine Reihe von Gemälden, welche nur lose an einander gebunden sind, aber insofern zusammengehören und ein Ganzes bilden, als sie alle ohne Ausnahme eine und dieselbe Idee versinnlichen. Die griechischen Helden sind im Begriffe, nach der Heimat zurückzukehren. Am Strande versammelt, von den gefangenen Trojanerinnen umgeben, wollen sie den schwer errungenen Sieg feiern, und in den Dankgebeten ihre Freude über die endliche Rückkehr in das geliebte Vaterland aussprechen. Aber ihre Freude, schon anfangs durch die Klage der gefangenen Frauen getrübt, kann nicht recht gedeihen; der Gedanke, daß sie so viele Treffliche hatten zurücklassen müssen, und die Ahnung, daß den Übriggebliebenen noch manches schwere Schicksal drohe, erfüllt aller Gemüt mit unbesiegbarer Bangigkeit und erdrückt jedes Aufflackern der Freude. Es zieht ein ungeheurer Schmerz durch das ganze Gedicht, der sich endlich in der Rede der Kassandras als Verzweiflung ausprägt.

5. **Komposition und Gedankengang.**

1. Nach zwei Strophen, welche gewissermassen die Einleitung des ganzen Gedichtes bilden und die Situation, ein Freudenfest mit Klage vermischt, uns darlegen, spricht ein jeder der hervorragenden Griechen einen Trinkspruch, an welchen der Chor seinen Gesang anschließt, welcher den bereits ausgesprochenen Gedanken aufnimmt und in anderer Form nur wiederholt. Nur der alte, redselige und weise Nestor hat zwei Strophen zugeteilt bekommen; sonst wickelt jeder der Sprecher seinen Spruch in acht Zeilen ab. — Endlich zieht eine unfreiwillige Sprecherin, die Kassandra, das Resümé des Ganzen, daß alle irdische Herrlichkeit kurz und vergänglich wie der Rauch sei, und hieran schließt die Nutzanwendung sich an: Weil alle Freude so kurz ist und so sicher und völlig vergeht, darum laßt uns an das Kommende, an die Zukunft nicht denken, sondern nur dem Heute, der augenblicklichen frommen Stimmung, uns ganz hingeben.

2. Endlich ist Troja erobert, die Griechen haben eine reiche Beute gemacht und diese auf ihre Schiffe geladen. Nun sind sie im Begriffe, die langersehnte Heimreise anzutreten. Zuvor aber soll noch am Strande ein Freudenfest gefeiert werden. (Str. 1.) Doch in unmittelbarer Nähe sitzen die vornehmen Trojanerinnen, jetzt fremden, zum Teil grausamen, Herren als Sklavinnen zugeteilt; sie können sich nicht freuen. Der Griechen Freude weckt ihre Schmerzen, der Griechen Lustgesang öffnet ihren Mund zur Klage. Sie haben zu viel verloren: Eltern und Geschwister, Männer und Kinder, Heimat und Freiheit — was ist das Leben dann noch für ein Gut! (Str. 2.) Inzwischen hat Kalchas, der Oberpriester, das Opfer bereitet und angezündet, das Opfer des Dankes und neuer Bitte. (Str. 3.) Nun beginnt der Völkerhirt Agamemnon die

Reihe der Trinksprüche. Er übersieht seine Festgenossen und kann nur mit einem Blicke, den Trauer und Unmut verdunkeln, das Volk zur Freude auffordern, weil ihnen wenigstens noch das Leben blühe und die Hoffnung der Heimkehr grüne. (Str. 4.) Odysseus ahnt, daß selbst dem Agamemnon kein glückliches Lebenslos gefallen sei, daß ihm nach glücklichem Heimzug der Tod von seiner Gattin Hand drohe. Der Trinkspruch auf die treuen Weiber in der Heimat, welchen Odysseus ausbringt, ist für manche der Krieger nichts anders, als bitterer Wermut im Weine. (Str. 5.) Einer der Fürsten hat sein Weib bei sich — es ist nicht fern, sehr schön und voller Liebreiz, aber war es treu und war es der Liebe wert? Menelaus kann sich in diesem Augenblicke nur freuen, indem er alle Schuld von Helena auf Paris zu schieben, und angesichts des durch dieses eine Weib heraufbeschworenen Herzeleids sich mit der Gerechtigkeit und dem ewigen Ratschlusse des Kroniden zu beruhigen sucht. (Str. 6.) Doch er scheint ja glücklich, da er sein schönes Weib wieder hat. „Rühme deines Glückes wegen die Götter, aber nicht um ihrer Gerechtigkeit willen" — so läßt sich nun Ajax, der Gottlose, der Spötter, vernehmen; die Götter spenden nicht aus gerechten Händen, sondern blind die Lebens- und die Todeslose. Sonst würde Thersites nicht zurückkehren und wäre Patroklus nicht begraben. (Str. 7.) Nach Ajax, dem Lokrier, tritt für den großen Ajax auf Teukros, sein treuer Halbbruder. Nicht ohne herben Tadel für den Odysseus und die Griechen, welche durch letzteren sich täuschen ließen, singt er seines Bruders Ruhm. (Str. 8.) — Eines großen Toten ist erwähnt, einen größeren rühmt ein anderer. Der Bruder hatte des Bruders gedacht, nun preist des Sohnes Mund den großen Vater, und den Ruhm — das höchste Gut der Erde, weil es über das Grab hinaus daure. (Str. 9.) — Ein gewisses Selbstlob lag in dem Preise des Bruders und des Vaters, zweier großer Toten; deshalb öffnet sich jetzt der Mund des gerechten Diomedes, um ein Wort der Anerkennung für Hektor zu sagen; die Thaten und das Ende des Hektor, des Feindes des Achilles, seien derart, daß auch in Feindes Munde ihm ein dauerndes Gedächtnis seines Ruhmes bleiben werde. (Str. 10.) — Der alte Nestor wendet sich jetzt der alten Hekabe zu, um sie in ihren Schmerzen zu trösten. Er heißt sie trinken — den Schmerz beim Weine zu vergessen. (Str. 11. 12.) Und nun kommt endlich die arme, unglückliche Kassandra und spricht, daß alle irdische Herrlichkeit und Größe nur Rauch sei und gleich dem Rauche bald und gar vergehe; — zudem sei der Mensch auch in seinen glücklichsten Stunden von Sorgen umgeben. Jammer ist alles, was du ansiehst, Trauer schafft alles, dessen du gedenkst, trostlos wirst du, falls du in die Zukunft schauen kannst: Darum schau nicht rück-, nicht vorwärts; schaue dich nicht um, schaue nur vor dich und suche dein Leid zu vergessen im Weine. (Str. 13.)

3. Das Gedicht ist schön, mit Ausnahme weniger Stellen form-

vollendet — und doch wie wenig vermag uns der Inhalt in eine dem „Siegesfeste" entsprechende fröhliche Feststimmung zu versetzen! Jede Strophe erinnert fast an den Tod oder an Tote! Nicht blos die Frauen, denen ein trauriges Schicksal bevorsteht, auch die griechischen Helden können nicht zur Freude sich erheben. Vergessen, das ist die ganze Philosophie, welche Nestor hat; — im Munde der unglücklichen Kassandra klingt die Aufforderung zu einem heiteren Lebensgusse, selbst wenn wir dieselbe als die willenlose Verkünderin eines göttlichen Ausspruches ansehen wollten, nicht wie Freude, sondern wie Hohn, und ihr Lachen wie das der Verzweiflung, des Wahnsinns (man vgl. die oben mitgeteilten Worte von H. Kurz).

Allerdings ist es dem Deutschen eigentümlich, daß er auch in der Freude oft tiefernste Weisen anstimmt, und eine große Anzahl köstlicher Volkslieder hat einen schwermütigen, traurigen Ton und Inhalt. Dann mildert gewissermaßen der Ernst die Freude. Wo aber der Krieg solche Wunden geschlagen hat, wie dieser Krieg, da kann die Freude nur aufkommen, wenn man des Krieges vergessen kann; sie muß verschwinden, sobald man der Opfer des Krieges gedenkt. Hier war der Jammer noch zu frisch, zu groß, zu tief, zu nahe — darum konnte das Siegesfest nicht gedeihen. Es mußte mißlingen. Die Dissonanzen waren zu groß, zu zahlreich.

4. Aller Beachtung wert ist übrigens die ganze Ökonomie des Gedichtes. Paarweise treten die Personen auf: zwei Priester und Propheten, Kalchas am Anfange, Kassandra am Schlusse, dazwischen reden Agamemnon und Odysseus von der Heimkehr und ergänzen einander. Menelaus und Ajax behandeln das Thema der göttlichen Gerechtigkeit, welche jener behauptet, dieser bekämpft. Teukros und Neoptolemos gedenken der großen Toten im Griechenheere. Diomedes und Nestor nehmen sich der Feinde an, jener des toten Hektor, dieser der lebenden, gegenwärtigen Mutter desselben.

Auch sind die einzelnen auftretenden Personen mit kurzen, aber kräftigen Strichen uns sonst gezeichnet, so daß sie uns ziemlich deutlich vor Augen treten: Der Völkerhirte Agamemnon zeigt sich bekümmert um den Verlust so vieler wackerer Streiter; schlau und vielgewandt heißt der von Athene unterstützte, an die zukünftigen Eventualitäten denkende Odysseus; der versöhnliche und glückliche Menelaus hat das Bewußtsein, in einen gerechten, von den Göttern begünstigten, Krieg gezogen zu sein und geführt zu haben; der leichtfertige Ajax, dessen Gottlosigkeit noch später harte Strafe findet, spottet der göttlichen Gerechtigkeit; Teukros und Neoptolemos zehren beide von dem Ruhme ihres Bruders, bezw. Vaters; die Pietät und das Streben, dem Vorbilde der großen Toten ähnlich zu werden, vereinigt sie; der hochherzige Diomedes und der gemütvolle Nestor beschließen den Reigen. So treten auch dieselben Gestalten bei Homer uns entgegen.

5. Schillers Ansicht über die Weltregierung, daß in den meisten Fällen Verdienst und Glück mit einander in Widerspruch stehen, und daß dem Guten die Erde nicht gehöre, wird nicht allein hier ausgesprochen, und ihre praktische Anwendung: „Genieße, wer nicht glauben kann.“ — „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl“ stimmt vollständig mit derjenigen, welche Schiller der Kassandra in den Mund legt: „Darum laßt uns heute leben.“ Es ist zwischen den Worten des gottlosen Ajax, und der frommen gottgehorchenden Kassandra nur anscheinend ein großer Unterschied, in Wahrheit besteht eine ganz nahe Verwandtschaft.

6. Schriftliche Aufgaben. 1. Das Siegesfest. (Gedankengang). — 2. Würdigung dieses Gedichtes von Schiller. — 3. Ist der Ruhm das höchste Gut des Lebens? —

[Litterarisches: Hauck im Progr. des Gymnas. zu Königsberg i. d. Neumark. vom J. 1851. — *Düntzer II, S. 105. — *Hartert, I, S. 12. — *Viehoff II, S. 122. — *Götzinger II, S. 358. — *Hoffmeister V, S. 240 ff. — *Gustav Schwab, Schillers Leben. 1840. S. 718. -- Karl Grün, Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. — *Kurz III, S. 321. — *Hinrichs I, S. 45. — *Armknecht, S. 271. — *Keller a. a. O. — *Westphal, S. 88.]

---

12. Nadowessiers Totenlied.

[Schillers Werke in 4 Bdn. Bd. I, S. 138.]

1. Die Entstehung der Ballade: Schiller schrieb am 30. Juni 1797 an Goethe: „Ich habe einige Reminiscenzen aus einer Reise durch Nordamerika von Thomas*) Carver, und mir ist, als wenn sich diese Völkernatur in einem Liede artig behandeln ließe. Dazu müßte ich aber jenen Carver noch einmal ansehen. Ich hatte ihn von Knebel, der aber, wie ich höre, fort ist. Vielleicht hat ihn Vogt, der ihn mir wohl auf einen Botentag leiht.“ Am 3. Juli ward das Gedicht verfaßt, und am 4. schickte es Schiller an Goethe, welcher am 5. antwortete: „Das Totenlied, das hier zurückkommt, hat seinen ächten realistisch-humoristischen Ton, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, sowie es verdienstlich ist, den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern.“**)

---

*) Ein Irrtum Schillers, der Vorname des Schriftstellers ist John.

**) Die ursprüngliche Überschrift im Musenalmanach war: Nadowessische Totenklage.

2. **Die Quelle**: John Carver hatte in den Jahren 1766—68 Reisen im Innern Nordamerikas gemacht und kurz darauf eine Reisebeschreibung veröffentlicht. J. J. 1780 erschien in Hamburg in einer Reihe anderer Reisebeschreibungen auch diese Carversche in deutscher Übersetzung. Carver, der grade unter dem Stamme der Nadowessier, welche damals zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains wohnten, sieben Monate verbracht hatte, teilt in seinem Werke außer zerstreuten Zügen, welche Schiller benutzen konnte, eine Ansprache an einen toten Nadowessischen Krieger mit, welche wörtlich so lautet:

„Du sitzest noch unter uns, Bruder; Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unserigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Atem geflohen, der noch vor einigen Stunden Rauch zum großen Geist emporblies? Warum schweigen jetzt deine Lippen, von denen wir erst kürzlich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hangen jene Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach! jeder Teil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansehen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als er es vor dreihundert Wintern war. Wir wollen dich jedoch nicht betrauern, als wenn du für uns immer verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte. Deine Seele lebt noch in dem großen Land der Geister, bei den Seelen der Landsleute, die vor Dir dahingegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um Deinen Ruhm zu erhalten; aber auch wir werden Dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bei Deinen Lebzeiten für Dich hatten, kommen wir jetzt, um Dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit Dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Tieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern Deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß Dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen."

Andere Stellen des Carverschen Werkes sind übrigens auch von Schiller benutzt worden.

3. **Erläuterungen: Str. 1.** Carver erzählt: „Sobald einer von den Oberhäuptern den Geist aufgiebt, so wird der Körper ebenso gekleidet, als er gewöhnlich bei Lebzeiten war. Das Gesicht wird bemalt, und man setzt ihn auf einer Matte oder einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihn. Hierauf setzen sich seine Anverwandten um ihn herum, und jeder nach der Reihe hält eine Anrede an den Verstorbenen."

Matte ist „grobe Decke von Stroh, Bast oder Wolle." (Hartert.)

Str. 2. Der „große Geist" ist das von den Indianern verehrte göttliche Wesen. Die „Pfeife" spielt bei den Indianern eine sehr hervorragende Rolle. (Vgl. Erl. II³. S. 278.)

Str. 3. Die Fertigkeit, die Spuren der Menschen und Tiere auf dem Grase zu erkennen, rühmt Carver und bestätigen spätere Romane (Coopers Pfadfinder!). — „Die Welle des Grases" = die wellenförmige Bewegung des hohen Grases im Winde oder beim Laufen über dasselbe.

Str. 4. Der nordamerikanische Hirsch gilt als das schnellste Tier in jenen Gegenden.

Str. 5. „streng und straff“: Alliteration.

Str. 6. Ein ewiges Leben glaubten die Indianer und hielten dafür, daß man sich dort ähnlich, wie hier, beschäftigen werde; nur werde die Arbeit mühelos, die Gegend voller Lust und Lieblichkeit sein und Überfluß an allem, an Mais und Wild und Fischen, die Seligen erfreuen.

Str. 11. Hier wird die Sitte des Skalpierens beschrieben; Skalp ist ein Haarbüschel mit der Kopfhaut, welche die Indianer von jedem überwundenen, wenn auch noch lebenden, Feinde geschickt und rasch abziehen.

Auch die vier letzten Strophen sind eine poetische Behandlung folgender Worte Carvers (S. 336.): „Da die Indianer glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigen, daß sie sich ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben müssen, und daß sie auch dort mit ihren Feinden zu kämpfen haben, so begraben sie sie mit ihren Bogen, Pfeilen und allen übrigen Waffen, die zur Jagd oder zum Kriege dienen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen und allerhand Hausrat, sogar Farbe, sich zu bemalen, mit in's Grab.“

4. **Die Urteile** über dieses „Totenlied“ fielen unter den Freunden Schillers sehr verschieden aus. Goethe war ganz eingenommen — W. Humboldt hatte „ein Grauen an dem Liede.“ — Körner meint, Schiller könne seine Zeit besser anwenden, als mit Abfassung solcher Gedichte. — Dies letztere, besonders harte Urteil bestimmte wohl Schiller, welcher anfänglich den Plan hatte, eine Reihe Nadowessierlieder zu dichten,*) von diesem Plane zurückzukommen. — Goethe äußerte dagegen noch später zu Eckermann, es gehöre dieses Gedicht zu Schillers allerbesten und er wünsche, Schiller habe in dieser Art ein Dutzend gemacht. Ihn zog gerade die Objektivität des Liedes an, Schillers Freunde dagegen vermißten hier des Dichters idealen Flug. Den Schiller erkennt man allerdings hier nicht wieder. Die Anschaulichkeit des Bildes aber ist ohne allen Zweifel sehr groß, und die Sprache — von einigen mangelhaften Reimen abgesehen — sehr kräftig und derb, wie sie in einem Klagelied eines Mannes und Kriegers und besonders einer Rothaut erwartet werden muß.

5. **Form**. Die Strophe besteht aus vier Versen, von denen die erste und dritte vier vollständige, die zweite und vierte drei unvollständige Trochäen enthalten. Etwas gelehrter sagt Westphal: „2 brachykatalektische Perioden mit fünfsilbigem Nachsatze.“ Auch Chamisso hat diese Strophe angewandt. (Vgl. Lebenslieder und Bilder V.), und Schiller hat diese Strophe verdoppelt im „Ritter Toggenburg.“

---

*) Hierzu bot Carver noch eine Fülle von Stoff, z. B. eine Totenklage einer Mutter über ihren einjährigen Sohn (S. 339), die Rede des Anführers beim Beschlusse eines Krieges (S. 262), den Aufruf zum Kriege (S. 259), die Erwiderung des vornehmsten Oberhauptes an Carver (S. 69), den Segensspruch beim Scheiden (S. 7).

6. Schriftliche Aufgabe:
Vergleichung dieses Liedes mit Schillers: „Nänie“ und „Gruppe aus dem Tartarus.“

[Litterarisches: *H. Kurz III, S. 321. — *Viehoff, II, S. 117. — *Hartert II, S. 47. — *Hoffmeister III, S. 310. — *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. III. Bd. S. 136. — *Eckermanns Gespräche. 2. Bd. S. 89. — *Hinrichs I, 54. — *Düntzer II, S. 99.]

---

13. Klage der Ceres. 1796.

[Sämtl. Werke in 4 Bdn. I, S. 143. Stuttgart 1874, Cotta.]

1. Mythologische Erläuterungen: A. Ceres und Proserpina.

Ceres, die Göttin des Getreides, der Feldfrüchte und Beschirmerin des Ackerbaues (griech. Demeter), war eine Tochter des Kronos und der Rhea, eine Schwester des Zeus (Jupiter, gen. Jovis), des Poseidon (Neptun), des Hades (lat. Pluto) und der Hera (Juno). Ihre und des Zeus zauberhaft schöne Tochter Persephone (lat. Proserpina) pflückte einst (auf der nysischen Flur) mit ihren Gespielinnen Blumen, entfernte sich, durch eine Wunderblume bezaubert, von ihren Freundinnen zu weit und ward plötzlich von Hades, welcher aus der Unterwelt auf goldenem, von 4 schwarzen Rossen gezogenen Wagen emporgestiegen war und das zitternde Mädchen faßte und davontrug, geraubt und in die Unterwelt entführt, um dort des finsteren Beherrschers der Unterwelt Gattin zu werden. Die trostlose Mutter suchte ihr Kind vergebens 9 Tage und 9 Nächte auf der ganzen Erde mit einer am Ätna entzündeten Fackel.*) Der Sonnengott (Helios, Titan) half ihr beim Suchen und entdeckte ihr den Aufenthalt der Verlorenen. Die Mutter belegte in trostlosester Verzweiflung darauf die Erde mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit. Als die Mutter durch die Nymphe Arethusa erfuhr, daß der Bruder Hades den Raub vollführt habe, verlangte sie von Zeus, daß er die Geraubte zurückfordere. Dieser sandte, um den Fluch von der Erde zu entfernen, Hermes (Merkur), den Götterboten, in das Reich der Toten und brachte die Persephone in die Arme der Mutter zurück. Doch hatte Hades die freudige Stimmung, in welche der Gedanke an die nahe Rückkehr die Persephone versetzt hatte, benutzt, um ihre einige Granatkörner, in der Unterwelt gewachsen, das Sinnbild der Ehe, zu essen zu geben. Dadurch war Persephone gebunden, zu ihm zurückzukehren. Um das unabänderliche Geschick erträglicher zu machen, bestimmte Zeus, der Gott der Götter, daß Persephone ein Drittel des Jahres bei ihrem finstern Gatten in der Unterwelt

*) So wird Ceres auch oft abgebildet, oder mit einer Ähre oder einer Sichel in der Hand, ähnlich der Juno, doch mit weicherem Gesichtsausdruck.

zubringe, aber den übrigen Teil des Jahres hindurch des Umgangs mit ihrer geliebten Mutter sich erfreue. Für die Zeit, wo Persephone in der Unterwelt weilt, bleibt der Fluch der Mutter auf der Erde bestehen; sie ist wüste und starr.

B. Mythologische Erläuterungen zum Verständnisse einzelner Strophen:

Die Griechen dachten sich alle Naturkräfte als Personen, z. B. die Winde, geflügelt an Haupt und Schultern, mit geöffnetem Munde, aufgeblasenen Backen. Die Windgötter führten sämtlich besondere Namen: Boreas = Nordwind, Euros = Ostwind; Notos = Südwind und Zephyr*) = Westwind. Sie sind Söhne der Aurora (Morgeröte) und des Asträos. Selbst die Quellen, Meere, der Ocean, die Bäume wurden von den Griechen bewohnt gedacht und alle diese Wesen, immer junge und schöne Jungfrauen, hießen Nymphen. Man unterschied nun die Bergnymphen (Oreaden), Quellnymphen (Najaden), Baumnymphen (Dryaden), Meernymphen (Nereiden oder Doriden, cf. Schlegels Arion,) die im Okeanas lebenden (Okeaniden). Die drei ersten Gattungen wurden von Zeus, die folgende von Nereus und Doris, die letzte von Okeanos abgeleitet. (Vgl. Str. 1.)

Titan hieß Helios, der Sonnengott, deshalb, weil er von dem Titanen Hyperion abstammte. Er sitzt auf einem goldenen, von 4 Rossen gezogenen, Wagen und fährt Tag für Tag an dem Himmelsgewölbe her; abends spannen Nereiden seine Rosse ab, und Phöbus (oder Helios) fährt auf einem künstlichen Kahn auf dem Okeanos im N. um die Erde bis zu seinem im Osten stehenden Palaste, wo er bis zum Morgen verweilt, nachdem er im Sonnenteich**) (Casp. Meer) seine Rosse abgekühlt hat.

Zeus war als Mädchenräuber bekannt. Europa hat er, nachdem er in einen Stier sich verwandelt hatte, entführt, Mnemosyne als ein Schäfer verkleidet u. A. mehr. Mit seiner Gemahlin Hera (Juno) lebte er darum meist auf dem Kriegsfuße.

Der Orkus oder die Unterwelt lag nach der Meinung der Griechen im Innern der Erde — unbeschienen von den Sonnenstrahlen; große Ströme durchflossen ihn: der Acheron, Kokytus, Pyriphlegeton, Styx und Lethe. Schwarz wie die ganze Unterwelt sind auch diese Flüsse. — (Str. 2).

Über den Kahn vgl. Schlegels Arion Str. 6. (Str. 3.)

---

*) Die Griechen fürchteten diesen Sturm und Regen bringenden Wind, die römischen Dichter schmeichelten ihm und machten ihn zu einem milden, sanftsäuselnden, lieblichen. Vgl. Ovid, Metam. I, 108: placidi tepentibus auris mulcebant zephyri.
Neuzeit gemacht.

**) Keller sagt: „Völlig überflüssig kommen in der Erklärung vor die nysische Flur, die Möven (!) und der Sonnenteich, welcher mit anerkennenswerter Kürze für das kaspische Meer erklärt wird.“ Ich bin dagegen ebenso fest davon überzeugt, daß Keller im andern Falle gerügt haben würde, ich hätte die Sage ad 1. nicht lokalisiert, ad 3 einen interessanten gelegentlichen Hinweis auf die astronomische Vorstellung der Alten mir entgehen lassen, ad 2 auf den griechischen Gesamtnamen nicht hingewiesen, während ich doch die griechischen Einzelnamen anführe! Solcher ewigen Nörgelei kann man es nie recht machen.

Alle Menschen stammen nach der großen Flut von dem übriggebliebenen Paare Deukalion und Pyrrha ab. Diese beiden wurden in einem Schiffe gerettet. (Vgl. Noahs Arche). Sie erweckten der Erde neue Bewohner, indem sie dem delphischen Orakel gehorchten, welches lautete:

> Hüllet Euch beide das Haupt und löst die gegürteten Kleider,
> Werfet sodann die Gebeine der großen Erzeugerin rückwärts.

Sie warfen nämlich beide Steine (= Gebeine der Erde) hinter sich; Deukalions Steine wurden Männer, Pyrrha brachte Weiber hervor.*)

Parzen waren die Göttinnen, welche das Schicksal der Menschen festsetzten; Die Griechen nannten sie Mören) (die Römer Parzen) und zählten drei namentlich auf: Klotho, die den Lebensfaden spann, Lachesis, welche das Geschick zuerteilte, Atropos, welche den Faden abschnitt. Es waren drei ernste, unerbittliche Jungfrauen. (Str. 4.)

Der Wagen des Sonnengottes fährt immer dieselbe Bahn — und was Zeus einmal als seinen Beschluß verkündet hat, bleibt unabänderlich bestehen. — Aurora, die Göttin der Morgenröte, und Iris, die Göttin des Regenbogens, kommen nie in die Unterwelt. Erstere geht ihrem Bruder alltäglich voran, rosig hellglänzend, safranfarbigen Gewandes, eine Fackel tragend, die Sonnenrosse am Zügel führend.

Iris ist die Götterbotin. Man stellte sie geflügelt dar, mit buntem Gewande bekleidet und mit einer Kanne in der Hand, mit welcher sie den Wolken Wasser zuträgt. (Str. 6.)

Vertumnus, ein urspr. etrurischer, später italischer Gott, der Gott der Jahreszeiten, des Frühlings und des Herbstes, besonders des letzteren, abgebildet als Mann, mit Kornähren und Fruchtzweigen bekränzt. Er vermochte sich in alle Gestalten zu verwandeln. Schiller weist ihm ein Füllhorn zu, mit welchem wir gewöhnlich nur Flora geschmückt sehen. (Str. 11.)

2. Andere Erläuterungen:

Str. 1. Eine im allgemeinen treffliche Schilderung des Frühlings: Die höher steigende Sonne erweckt und beleuchtet das Grün (V. 3),**) das Eis schmilzt (V. 4), die Ströme zeigen wieder das Bild des wolkenlosen, heitren Frühlingshimmels (V. 5. 6.), die milden Frühlingswinde wecken die Keime des neuen Lebens (V. 7). Die Bäume schlagen aus (V. 8). Die gefiederten Sänger kehren zurück und beleben die Wälder mit ihrem Gesange (V. 9).

„Der unbewölkte Zeus" = statt Himmel; also Metonymie: Person statt der Wohnung und des Reiches derselben. Im Munde der Ceres erwarten wir freilich diesen Ausdruck nicht. Der Himmel wird doch von Ceres nicht mit dem Namen ihres Bruders, des Himmelsherrschers,

*) Armknecht (S. 228.) weiß nur von der Pyrrha, daß sie Steine hinter sich geworfen habe.

**) Auffällt allerdings, daß das Schmelzen des Eises nach dem Grünwerden des Grases erzählt wird.

belegt worden sein; zugleich ist „unbewölkt“ zwar ein passendes Beiwort zu Himmel, aber nicht zu der Person Zeus, vielmehr erwartet man hier ein Epitheton heiter, freundlich ꝛc. — Was die Göttin an Veränderungen in der Natur sieht, das hört sie gewissermaßen aus dem Munde der Nymphen (Oreade): „Deine Blumen kehren“ alle „wieder“, eine, die schönste, teuerste ausgenommen; denn „Deine Tochter kehret nicht.“

Str. 2. „Durch der Erde Flur“ kann zu wallen und suchend gezogen werden; der Dichter hat vielleicht das erstere gemeint und sagen wollen: „Ach, wie lang ists, daß ich suchend — durch der Erde Flur walle.“

Schiller läßt auch Helios, der ja nur auf die Erde, nicht in dieselbe hineinschaut, den Raub nicht entdecken. (Vgl. dagegen oben!)

„Sehr kühn sagt Schiller, sie (Ceres) habe alle Strahlen des Sonnengottes ausgesandt, sie habe ihn gebeten, nach der Tochter zu suchen.“ (Düntzer, a. a. O.)

Wenn aber Düntzer daran Anstoß nimmt, daß nach dem Helios noch der Tag genannt werde, so ist er dazu nicht berechtigt. Es ist offenbar kein zweiter Suchender genannt, sondern in der Bezeichnung des Einen abgewechselt worden. Titan und Tag sind Synonyma.

„Der alles findet“ = der doch sonst alles findet. —

Daß Zeus die Tochter, die zugleich seine eigene Tochter war, aus ähnlichem Grunde wie Europa entführt habe, erschien der Mutter zu unglaublich, um bei dieser Möglichkeit länger zu verweilen. Und doch konnte die Tochter nur, da sie nicht auf der Erde zu entdecken war, im Himmel oder in der Unterwelt sich befinden. Ersteres war unwahrscheinlich; um so mehr denkt Ceres daran, daß Proserpina wohl von Hades geraubt sein möge, ja sie kommt zu dem Schlusse, daß ihre Tochter nur in der Unterwelt sein könne.

Str. 3. Die Griechen dachten sich die Seelen der abgeschiedenen Menschen als Schatten, d. h. zwar im Besitze der früheren körperlichen Umrisse, aber ohne Kraft und ohne Bewußtsein,*) als Schatten, welche in der Unterwelt den Weg finden, aber nicht rückwärts gehen dürfen (das verhindert der dreiköpfige Cerberus). Sie sind also als Boten nicht zu gebrauchen. Ein Gott (selges Auge) darf nicht hinunter gehen, ohne besondere Erlaubnis und Befehl des Zeus, und ein lebender Mensch (lebendiges Bild)**) kommt auch nicht über den Styx; der Kahn ist viel zu leicht gezimmert, um mehr als Schatten und Idole (Geister) tragen zu können.***)

---

*) Vgl. Odyssee XI, 602:
Und nach diesem erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Seine Gestalt, denn er selber sei'rt mit den ewigen Göttern
Himmlische Wonnegelag' und umarmt die blühende Hebe.

**) Bild = Gestalt, gesetzt statt des von dieser Gestalt umschlossenen Inhalts = Wesen und Geschöpf (Metonymie).

***) Die griechische und römische Sage kennen freilich Ausnahmen: Orpheus, Pollux, Herakles, Theseus, Odysseus, Äneas.

Tausend Steige = Die Griechen sahen jeden dunklen Schacht in der Erde als einen Weg zum Orkus an.

Str. 4. Sterbliche = genauer „als Sterbliche.“

„Durch des Grabes Flamme“ = durch den Scheiterhaufen, der ihre Gebeine verzehrt, und nachdem die Asche in der Urne beigesetzt ist. (Vgl. Arion und die Kraniche des Ibykus.) — Außer der Leichenbestattung war auch die einfache Einsargung und Bestattung bei den Alten üblich; erstere war sogar die außergewöhnliche, den Toten besonders auszeichnende, Bestattungsform.

„Jovis Haus“ = der Olymp, der Palast der Götter. (Jovis = Genetiv von Jupiter.)

„Nacht der Nächte“ = die höchste Steigerung für die dunkelste Nacht, = eine Nacht, die immer Nacht bleibt, und gegenüber der die gewöhnliche Nacht Tag genannt werden könnte.

Der „goldne Saal des Himmels“ ist der Olymp.

Die Unsterblichkeit, das Recht der Göttin, ist für die Mutter unter diesen Umständen zur Qual geworden, da nun die Trennung von der Tochter ewig dauert.

Str. 5. Der finstere Gatte Pluto wird geschildert als ein Gott, dessen Haare schlecht geordnet sind, über die Stirne herabhängen, sein Auge verfinstern.

Die Schatten sind körper- und darum gewichtlos, können somit im Gehen kein Geräusch hervorbringen. Ihre Stimme war nur ein Piepen; eine spätere homerische Stelle (Od. XI, 43) spricht freilich von einem graunvollen Geschrei der Schatten.

„Das goldene Licht“, nämlich des Tages. — Sphären (eig. Kugeln, Weltkörper) hier = Gestirne oder Räume überhaupt.

Das Auge fällt nicht auf die Mutter = Metonymie: Ursache statt der Wirkung (Auge = Blick.)

„Bis die Freude sie entdecket.“ Eine schwierige Stelle, von Götzinger, Viehoff und Hartert immer wieder anders gedeutet. Ich beziehe sie (Akkusativ) auf die Mutter im vorigen Verse und deute entdecken = aufdecken, offenbar machen, verraten. Die Freude ist Subjekt, und der Sinn ist: Die traurige Tochter schweift mit thränenfeuchtem Auge in die Ferne und sucht dort den geliebten Gegenstand vergebens; inzwischen steht ihre Mutter ganz nahe vor ihr, und die ausbrechende Mutterfreude entdeckt der Tochter die Mutter, macht die Mutter der Tochter kenntlich.*)

Der Orkus wird sonst durch menschliches Flehen nicht gerührt; Ausnahme ist nur der Sänger Orpheus.

Str. 6. gleiches Gleis = Allitteration und Assonanz.

---

*) Keller faßt die Freude = die Erfreute und nimmt eine Prolepsis an, so daß sie (Proserpina) Subjekt und die Freude (Mutter) Objekt wird. Neu ist das nicht. So ungefähr (nicht ganz) legt auch Hartert die Stelle aus.

Zeus befaßt sich nicht mit dem Reich der Finsternis, um sich in seiner glücklichen Stimmung nicht zu stören.

ewig — denn Aurora wird in Ewigkeit nicht diese Nacht des Tartarus erhellen, und Iris durch die Hölle (die Unterwelt) nie und nimmer ihre Bogen ziehen.

Str. 7. Konstruiere: (Ist) Keine Spur der teuren Hand (mir geblieben, welche bezeugen könnte), daß die Fernen sich noch lieben? Man nennt diese Umstellung der Satzglieder Inversion.

Eine solche Inversion findet sich auch V. 7. 8. — Aufgethan = geknüpft; eigentlich: eröffnet, ermöglicht.

„Die Fernen" kann auch heißen „die fern von einander wohnenden." Hartert bezieht den Ausdruck auf Olymp und Hades. Düntzer nimmt Anstoß an dem Ausdruck: die Fernen, „da ein solches Pfand doch ihre (der Mutter) eigene Liebe nicht zu beweisen brauche." Allein der Ausdruck will doch nur sagen: Ein Liebeszeichen von der Tochter Hand würde mir ein Beweis dafür sein, daß auch die größte Entfernung die Liebe nicht zerstört, daß jene mich so wenig vergessen habe, als ich es gethan.

Str. 8. „Das höchste Leben" = die Frucht der Pflanze, das kleine Samenkorn, in welchem das neue Leben schon keimartig beschlossen liegt. —

Styx = Hades: Ort für den darin befindlichen und herrschenden Gott = Metonymie. Alles, was nicht mehr auf der Oberfläche sich befindet, vielmehr in das Innere der Erde eingesenkt ist, kann als ein Opfer für den Hades angesehen werden.

Trauernd = unter Trauergedanken an das verlorne Kind. —

„Leg' es an des Kindes Herz", denn „unter der Oberfläche der Erde beginnt sogleich das Gebiet der Unterwelt." (Götzinger.) Allein damit ist doch der Ausdruck: „ans Herz des Kindes legen" noch lange nicht gedeutet. Die Schwäche der Wendung ist nicht hinwegzuerklären.

So verkündet es meine Liebe und zugleich meinen Schmerz.*)

Str. 9. Freudig verknüpfe mit Lenz = den fröhlichen Lenz.

„Dem Auge starben" = der Augenschein sieht nicht immer richtig. So ist auch der Same für das Auge nicht wirklich tot.

„Das Reich der Farben" = das Lichtreich, die Oberwelt. Nur in diesem Reich, wo es Licht giebt, giebts auch Farben. — Styx und Äther statt Unter- und Oberwelt (Pars pro toto: Synekdoche.). —

*) Das Wort mir kommt in dieser Strophe zweimal vor (Epanalepse=Wiederaufnahme), ein Gebrauch, den sich auch Schiller in der Braut von Messina II, 3,53 ff. und Uhland im Herzog Ernst II, 1 gestattet, worauf mich Keller mit den Worten aufmerksam macht, daß er dies in einem „Kommentar für Freunde der Litteratur" angeführt hätte, während er es in einem für die Schule allein bestimmten nur kurz angedeutet haben würde. So weit habe ich mir seinen Hinweis zu Nutze gemacht, auf das Gebiet der Textkritik einer horazischen Ode (II, 13), die er hier anschließt, kann ich ihm aber beim besten Willen nicht folgen. Da wirkt die Konzentrationsmethode entschieden das Gegenteil, zerstreuend.

Str. 10. sie selbst = die Persophone; er = Pluton.

Str. 11. „Des Nektars reinster Tau“ = Tau ist eine Metapher, und des Nektars Tau = die zweite; gemeint sind die Tropfen in den Blumenkelchen, süß wie Nektar, rein wie der Tau.

Der Tau glänzt in allen Regenbogenfarben.

V. 9—12. Ein vortrefflich ausgeführter Chiasmus.

Es lese jede zarte Brust

In des Lenzes heiterm Glanze — In des Herbstes welkem Kranze

><

meinen Schmerz und meine Lust.

3. **Gedankengang**: Die Klage der Ceres (und ihr Trost in der Klage).

I. Eingang: Die Frühlingsboten stellen sich alle ein — meine Tochter, die schönste Blume, bleibt aus.

II. Warum klagt Ceres? Str. 2—6.

Str. 2. Ceres sucht vergebens ihre verlorene Tochter. Auf der Erde findet sie keine Spur. Ob sie im Himmel — ob sie in der Unterwelt sei, weiß die arme Mutter nicht.

Str. 3. Kunde aus der Unterwelt zu empfangen ist unmöglich, und doch muß dort ihr Kind sein.

Str. 4. Ceres kann ihrem Kinde nicht nachfolgen.

Str. 5. Die Göttin denkt sich das Unmögliche als wirklich und malt sich ihre Vereinigung mit der geliebten Tochter aus. Solches Ausmalen vermehrt nur den Schmerz. (Str. 6, 1).*)

Str. 6. Ceres erkennt das Eitle und absolut Nutzlose aller solcher Gedanken. Es bleibt dabei: sie sieht die Tochter nicht wieder — nie wieder.

III. Wie tröstet sich Ceres? Str. 7—11.

Str. 7. Sie fragt: Ist ein Zusammenhang herstellbar zwischen Mutter und Tochter?

Str. 8. Ja, es ist eine Verbindung möglich. Das von mir im Herbste in die Erde gesenkte Samenkorn ist für die Tochter ein Zeichen meiner Liebe und meines Schmerzes.

Str. 9. Das im Lenze aus dem Tode zurückkehrende Leben begrüße ich als ein Zeichen, daß der Hades seine Beute nicht immer und ganz festhält.**)

*) Nach Keller ist dieser Satz rein erfunden. Ich habe ihn nicht aus Str. 5, sondern aus Str. 6, 1 entnommen. Mit welchem Rechte, beurteile der geneigte Leser. Keller nennt dieses sogar eine sog. „Schillerverbesserung“, d. h. er imputiert mir, daß ich Schiller habe verbessern wollen. Das ist mir nun gar nicht in den Sinn gekommen. Wie blind macht doch das Vorurteil.

**) Keller hält auch diesen Satz für rein erfunden. Der geneigte Leser wolle Str. 9 mit diesem Satze vergleichen und dann über die Berechtigung des Tadels urteilen. An eine christlich-symbolische Deutung des Gedichtes habe ich an dieser Stelle nicht gedacht.

Str. 10. Auch im Tode giebts ein Fortleben, das verkündigen die Blumen als die süße Antwort meiner lieben Tochter.

Str. 11. Darum sollen mir die Blumen ein Gegenstand meiner sorgsamsten Pflege sein. Ihr Welken im Herbste ist Sinnbild meines Schmerzes, meiner Klage; ihr Erwachen und Erblühen im Lenze das Sinnbild meiner Hoffnung und meines Trostes.

4. Die allegorische Bedeutung des Gedichtes:

Daß das Gedicht eine allegorische Bedeutung habe, hob schon Goethe*) hervor, und behaupten nahezu alle Interpreten.**) Sie sind nur nicht einig in der Idee, welche sie in dem Gedichte ausgesprochen finden. Dennoch hat unter allen allegorischen Auslegungen die entschieden den Vorzug, welche in dem Gedichte den Schmerz und Trost über den Verlust geliebter Toten dargestellt annimmt.

In der Natur sehen wir in einem Kreislauf alles wiederkehren; auf die Zeit des Todes folgt das Leben — im Lenze wieder. Nur das Grab, welches unseres geliebten Toten irdische Reste umschließt, öffnet sich nicht wieder. (Str. 1.) — Auf der ganzen Erde finden wir das geliebte Angesicht nicht wieder, so sehr wir auch fragen und suchen mögen. (Str. 2.) — Kein Bote verkündet uns, wie es unserm Geliebten in dem Totenreiche ergehe. Viele Tausende gehen den Weg hinwärts, keiner findet den Rückweg. (Str. 3.) — Es bleibt uns allerdings die Hoffnung, daß über kurz oder lang wir denen nachfolgen werden, die uns vorangegangen sind. Verkehrt aber wäre es, verwehrt ist es uns, diese Frist eigenwillig abzukürzen. (Str. 4.) — Wie schön aber wäre auch die Freude des Wiedersehens! Wie schön wird einst die Stunde sein, wo wir, des Erdenlebens müde, denen nachfolgen, welche uns jetzt schon vorangegangen sind, Wohnung bereitet und unser Herz mit dem Abschiede von hier vertraut gemacht haben! (Str. 5.) Traurig wäre es, wenn wir klagten, wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. (Str. 6.) — Und doch verbindet das Reich der Lebenden mit dem der Toten ein süßes festes Band. (Str. 7.) — In dem Absterben und Erwachen der Samenkörner liegt unsere Hoffnung beschlossen. (Str. 8.) Es kommt ein Tag der Auferstehung des Fleisches, wo auch die Erde ihre Saat, von Gott gesäet, wieder zu neuem, unvergänglichem, herrlichem Leben hervortreiben wird. (Str. 9.) — Die Blumen, welche in der dunklen Erde aus kleinen Samen hervorkeimen, sprießen und blühen, sind mir ein Unterpfand dieser Hoffnung und ein Sinnbild meines Glaubens an ein ewiges Leben. (Str. 10.) — So sollen denn die Blumen, welche die Gräber unserer

*) Er sagt (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, S. 44): „Das Gedicht ist gar schön geraten, die Gegenwart und die Allegorie, die Einbildungskraft und die Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlingen sich gar schön in einander; ich wünsche es bald zu besitzen."

**) Düntzer allein macht eine Ausnahme.

Lieben zieren, Sinnbilder unserer Hoffnungslust sein, so lange sie blühen, und, wenn sie welken, Zeichen unseres Schmerzes und der schmerzenreichen Liebe. (Str. 11.)*)

---

*) Ich habe absichtlich an dieser Stelle nicht ein Wort geändert, um nicht dem Vorwurfe mich auszusetzen, ich verdiene den Tadel Kellers deshalb nicht, weil ich meine Fehler ausgemerzt habe. Ich bekenne nun ganz offen, daß ich mich am Schlusse des ersten Absatzes unter 4 etwas deutlicher hätte aussprechen können. Ausdrücklich hätte ich sagen sollen: „Im Folgenden will ich versuchen, die Allegorie in die Gegenwart (um Goethes Worte zu gebrauchen) zu übertragen. Wir Christen würden den Inhalt der einzelnen Strophen etwa folgendermaßen festgehalten oder ergänzt oder geändert haben." Diesen Satz kann man wünschen, und insofern war in der Darstellung eine Unkorrektheit. Aber diese letztere berechtigt Keller nicht zu dem Folgenden: „Geradezu unbegreiflich ist es, wie Leimbach die „Heidengöttin" [Keller erweckt den Glauben, daß ich diesen Ausdruck gebraucht habe! Wo ist das von mir geschehen?] Ceres zur Trägerin einer christlichen Idee, ja zur Repräsentantin der Christenwelt machen kann." [Ich bin Kellers Begriffsvermögen oben etwas zu Hilfe gekommen.] „Er deutet Str. 5 der „Klage der Ceres" also: „traurig wäre es, wenn wir (Ceres spricht) klagten, wie die Heiden, die keine Hoffnung haben." [Das ist kein Mißverständnis mehr, sondern ein absichtliches Nichtverstehenwollen! Aus diesem Satze hätte ein ehrlicher und verständiger Kritiker entnommen, daß ich etwas andres darbieten wollte, als eine Inhaltsangabe des Gedichtes — diese war auf der vorigen Seite schon gegeben — nämlich eine Entwicklung unserer Christenhoffnung unter äußerer Anlehnung an die Klage der Ceres. Ceres bleibt, was sie ist. Sie wird **nicht** als Sprecherin des ebenangeführten Satzes hingestellt. Auf der ganzen Seite 165 der vorigen Auflage kommt das Wort Ceres gar nicht vor. Subjekt der ganzen Ausführung ist wir (Christen)!! Unter diesen Umständen kann ich nicht anders als eine hochgradige Sinnenverblendung oder Böswilligkeit bei Keller annehmen.] „und Str. 8: „„es kommt ein Tag der Auferstehung des Fleisches, wo auch die Erde ihre Saat von Gott gesäet wieder zu neuem, unvergänglichem, herrlichem Leben hervortreiben wird"" — „und so wird das ganze Gedicht in all seiner Herrlichkeit allegorisch" [jetzt hat Keller den rechten Ausdruck doch gebraucht!] „zerdeutelt und zerdreht", ganz nach dem Grundsatz: „im Auslegen seid frisch und munter." Wo sagt denn Schiller mit einer Silbe, daß Demeter und Persephone sich wiedersehen?" [Wo sage ichs denn?] — „und wenn Schiller auch so geschrieben hätte, mußte man denn das ganze hellenische Gedicht erst auf christlichen Boden verpflanzen, um es zu verstehen? [Es war zunächst aus sich selbst heraus erklärt worden und dann erst habe ich zur Vergleichung unsere christliche Unsterblichkeitshoffnung herangezogen. Verstehen Sie mich ganz, Herr Keller?] „Auch im heidnischen Mythus liegt ja die Hoffnung auf eine Art Auferstehung", [um so mehr war ich zu einer Vergleichung berechtigt] „der Glaube an eine neue, schönere, bessere Welt, wenn auch der Heide nicht egoistisch genug war, sich einzubilden, daß seine persönliche Wenigkeit unbedingt mit dabei sein müßte." [Das ist Spiel mit Worten. Was Keller Auferstehung nennt, ist keine. Die griechischen Heiden hatten eine Hoffnung auf ein persönliches Fortleben, aber nicht die Hoffnung auf Auferstehung. Nur modernen Heiden erscheint diese Hoffnung egoistisch, besonders Herrn Keller, der nicht genug an mir tadeln kann, daß ich einer tieferen Kenntnis unserer national-heidnischen Weltanschauung ermangele. Nun, ich darf Herrn Keller versichern, daß „die persönlichen Wenigkeiten", welche „die Auferstehung von den Toten" als einen „Egoismus" verschmähen, keineswegs „unbedingt" bei der Auferstehung, soweit sie ein Hoffnungsartikel ist, „mit dabei sein müssen" und die Meinung aussprechen, daß solche schwerlich, falls sie fehlen sollten, vermißt werden. Es wird wohl auch ohne Keller gehen.] — Herr Keller macht mir zum Vorwurf, daß ich nicht Parallelen zwischen der althellenischen und der altgermanischen Mythologie gezogen habe. (S. 417.). Das hätte ihm besser gefallen; aber mir gefiel nun eine Parallele zwischen Althellenentum und Christentum besser, und meine Freiheit soll mir ein Kritiker

5. **Die Entstehung des Gedichtes**: In diesem Gedichte hat Schiller den Mythus absichtlich mehrfach verändert (in welcher Beziehung, das ergiebt sich sehr leicht), zugleich aber auch, wie Hinrichs hervorhebt, „die alte Vorstellung, nach welcher Persephone das Sinnbild der aus dem Samen keimenden Pflanze ist, umgekehrt und die Pflanze zum Symbol der verlorenen Tochter gemacht.“ Diese Veränderung der Idee ist für Schiller charakteristisch. Auch die Verallgemeinerung des Mythus und die Füllung mit tieferem, bedeutenderem Gehalte sind wir an Schiller gewohnt. Interesse flößt uns noch der zwiefache Umstand ein, 1. daß Schiller zur Komposition dieses Gedichts veranlaßt zu sein scheint durch den frühzeitigen Tod der jüngsten, von Schiller innigst geliebten, Schwester des Dichters, Nannette, welche im Frühjahre 1796 von einem epidemischen Fieber, welches infolge der Kriege in Süddeutschland ausbrach, in der Blüte der Jugend weggerafft wurde, und 2. daß auch zu diesem Gedichte die erste Anregung von Goethe, welcher damals mit der Farbenlehre sich eifrig beschäftigte und der über den Einfluß des Lichts und des Dunkels auf die Farben der Blumen Experimente anstellte, mag gegeben sein. Das Gedicht, im Juni 1796 entstanden, war das erste poetische Produkt jenes Jahres; es erschien im Musenalmanach 1797.

6. **Die Form**: 12 Verse bilden eine Strophe. Jeder Vers ist ein 4füßiger trochäischer Vers, die ungraden Verse sind vollständig, ihr Reim klingend; die graden unvollständig und der Reim stumpf. Das Reimbild ist ababcdcdefef, und so zerfällt eigentlich jede Strophe in drei gleiche Abteilungen mit 4 Versen und gekreuztem Reime.*)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Mythos der Proserpina. — 2. Vergleichung der Mythos mit dem Gedichte. — 3. Der Gedankengang der Klage des Ceres. — 4. Die Unsterblichkeitshoffnung Schillers nach diesem Gedicht, der Glocke und dem Säemann (Epigramm) dargestellt. — 5. Die Blumen — das Unterpfand der Auferstehung der Toten. — 6. Die sterbende Blume (von Rückert) mit diesem Gedicht verglichen. —

[Litterarisches: Klautzsch, Progr. der Realschule zu Brandenburg 1857. — Winckelmann, Programm des Gymn. zu Salzwedel 1843. S. 30. — Lüben, prakt. Schulmann XII, 496. — *Kurz III, S. 292. — *Viehoff II, S. 138. — *Hinrichs I, S. 51. — *Götzinger II, S. 160. — *Düntzer II, S. 121. — *Hartert I, S. 27. — *Gude III, S. 126. — *Reuter S. 321. — *Armknecht S. 225.]

---

nicht nehmen. Ich überlasse ganz dem Herrn, seinen Kommentar wesentlich anders einzurichten. Mir gefällt meine Weise und mißfällt vielleicht die seinige. Es darf auch umgekehrt so bleiben.

*) Eine solche Strophenabteilung hätten wir sogar vorzuziehen vollen Grund, da die Wiederholung dreier gleichartiger Systeme zu 4 Versen keine Strophe genannt werden kann, wie Düntzer richtig bemerkt. Westphal zählt freilich nur 6 katalektische Tetrameter mit Binnenreim und größeren Pausen (Gedankenabschnitten) nach der 2. und 4. Periode.

14. Kassandra. 1802.*)

[Werke in 4 Bdn. I, S. 164. Cotta, 1874.]

1. Zum äußeren Verständnisse des Gedichtes.

Kurz vor der Zerstörung Trojas trat nach einer nachhomerischen Sage ein Ereignis ein, welches einen befriedigenden Abschluß für die belagerte Stadt herbeizuführen schien: Achill (der Pelide Str. 1.), von unbesieglicher Liebe zur Tochter des Priamus, Polyxena, entbrannt, hielt um ihre Hand an, versprach um den Preis derselben von den Griechen sich zu trennen und auf die Seite der Trojaner zu treten, und erhielt die Zustimmung der Eltern und die Einwilligung der reizenden Prinzessin. Die Hochzeit soll im Tempel des Apollo stattfinden, welcher von Schiller nach einem Tempel in Thymbra (Dorf bei Troja) der Thymbrier, von andern der Thymbräer genannt wird. Das Ereignis, ein Wendepunkt zum Guten für die schwergeprüfte Stadt, wie es schien, hatte alle Troer zu ausgelassener Lustigkeit angeregt, so daß sie ein Fest des Bacchus (bacchantische Lust: Str. 2) zu feiern scheinen (vgl. Erl. IV² S. 24). Kassandra oder Alexandra allein (Vgl. Schillers Siegesfest, Str. 13) nimmt an der Freude keinen Anteil: sie zieht sich in einen heute vereinsamten Lorbeerhain des Apollo zurück (ungesellig d. h. von niemandem begleitet), während die Übrigen mit dem Apollo heiligen Lorbeeren den Tempel und sich selbst schmücken. Als die Seherin sich allein weiß, wirft sie in höchster Leidenschaft ihre Priesterbinde auf die Erde und bricht in laute Klagen aus: „Alles freut sich und hofft — ich allein kenne keine Freude, ich weiß ja der Stadt Untergang vor der Thüre. Es ist nicht Hymens, des Hochzeitsgottes Fackel, welche ich brennen sehe, vielmehr eine Totenfackel, ich schaue die Totenopfer, ich höre schon des Gottes Schritte, der da kommt, dies frohe Fest zu zerstören.**) Man schilt mich darum einfältig, man verlacht mich.“ (Das ist der Fluch, den Apollo seiner Gabe der Weissagung zur Strafe für Kassandra, welche um jene gebeten, aber des Gottes Werbung nachher nicht angenommen hatte, zufügte; sie wußte die ganze Zukunft, aber ihre Vorausverkündigung hatte das Schicksal, nie geglaubt zu werden; doch liegt der Schwerpunkt des Schillerschen Gedichtes nicht in diesem Momente, der Fluch, von dem die Sage weiß, ist für Schiller etwas Nebensächliches.) „Ich sehe alle Gefahren und vermag keine zu wenden, keiner zu entrinnen. O wüßte ich wenigstens nicht, was mir und uns allen bevorsteht, so könnte ich doch für Augenblicke glücklich sein; die Stunden des Schmerzes, der Trübsal kann ich doch nicht vermeiden.“ Sie will Apollo,

*) Anfangs Februar begonnen, ward das Gedicht erst im August jenen Jahres vollendet.

**) Str. 5, 8: „Der sie jammervoll zerreißt“; jammervoll ist nicht das Beiwort der Beschaffenheit, sondern der Bewirkung; der Gott zerreißt die Feste, sodaß sie jammervolle Tage werden“. (Götzinger a. a. O.)

dem pythischen Gotte*), ihre Gabe zurückgeben, die sie unglücklich gemacht habe, die sie der Mädchenfreuden beraubt, die ihr die Jugend entzogen habe. Sie preist Polyxena in ihrem Wahne glücklich, denn das Wissen der Wahrheit sei zugleich das Unglück, ja mehr als das, der Tod. Auch Kassandra (die schönste Tochter des Priamus und der Hekuba) liebt einen herrlichen Jüngling, den Homer Othryoneus (Il. XIII, 363 ff) und Vergil Koröbus (Aen. II, 340 ff.) nennt,**) und wird von ihm geliebt; allein ihr Brautstand ist um so unglücklicher, da sie weiß, daß der Geliebte während der Eroberung Trojas und bei der Verteidigung seiner Braut fallen wird. Sieht sie auch Tags den Mann ihrer Wahl, in jeder Nacht sieht sie nur sein Schattenbild („styg'scher Schatten", nach dem Styx in der Unterwelt benannt.***) (Vgl. Klage der Ceres Str. 3.). Und nicht nur sein Antlitz, sondern eine unzählbare Menge von Schattenbildern gewahrt sie, obgleich die Verwandten und Bekannten, welche jenen gleichen, noch leben; sie schließt aus ihren Erscheinungen auf den nahen Tod derselben. Es ist, als ob Proserpina (Erl. Bd. IV², S. 158) ihr immerfort Schattenbilder (Larven) zusende. Ja ihr eigenes Ende, den Tod in der Fremde von den Meuchelmördern, welche Ägisth und Klytämnestra gedungen hatten, oder von letzterer selbst (vgl. IV², S. 127), schaut sie voraus und kann doch an ihrem Geschicke nichts ändern. So klagt sie noch — da dringt an ihr Ohr verworrner Laut aus dem Tempel Apollos; der Held Achilles, der große Sohn der Thetis, ist durch einen Pfeilschuß des heimtückischen Paris meuchlings getötet; den einzigen verwundbaren Fleck, die Ferse, hat der Mörder, von Apollo unterstützt, getroffen. Mit der Hochzeit ist es aus. Die Streitgöttin Eris reizt aufs neue zum Krieg, wie sie schon bei der Hochzeitsfeier der Thetis, der Mutter des Achilles, gethan hatte.

---

*) Von dem alten Namen Delphis, wo Apollos berühmtester Tempel sich befand, so benannt. Von Pytho abgeleitet ist auch Pythia, die wahrsagende Frau in Delphi.

**) Vergil berichtet, daß Koröbus erst kurz vor Einnahme Trojas mit Hilfstruppen in Troja erschienen und um den Preis der Kassandra den Troern zu helfen versucht habe. Man braucht übrigens Othryoneus und Koröbus nicht für identisch anzusehen; es scheinen vielmehr zwei Verehrer, natürlich nach einander, der Kassandra gewesen zu sein. Das Scherzhafte dieser Bemerkung hat der humorlose Herr Keller nicht verstanden, er meint, ich hätte die Zweizahl der Verehrer erst entdeckt. Das ist nun nicht der Fall. Es haben vor mir verschiedene Erklärer auf die verschiedenen Lebensschicksale dieser zwei Persönlichkeiten hingewiesen. Daß ich alles für wahr und wirklich geschehen halte, was die Dichter erzählen, ist weitaus nicht das Schlimmste, was Keller von mir sagt, denkt und dichtet.

***) Hr. Keller versucht, das Wort „nur" pressend, allerlei Witzeleien zu machen, indem er mich als Kollegen der Kassandra unkollegialisch von ihr denken läßt. Für solche Erbärmlichkeiten ist Schweigen die beste Antwort. — Nächtlich = dunkel zu fassen und mit Schatten zu verbinden, wie Keller thut, ist zu gesucht. Eben das Vorausschauen seines Schattenbildes giebt Kassandra die Gewißheit seines baldigen Todes und ihrer Nichtvereinigung, sowie ihrer (der Kassandra) Hoffnungslosigkeit inbezug auf ihren Brautstand und ihr Lebensglück.

Die Götter weichen von Troja; das Ende Ilions und der Troer ist nahe.*)

2. **Disposition:**

Einer historischen Einleitung (Str. 1—3.) folgt der eigentliche Hauptteil, die Klage der Kassandra, dem Monologe in einem Trauerspiele zu vergleichen (Str. 4—14), auf welchen nur noch Str. 15. als Schluß folgt. Ein Teil der Visionen der unglücklichen Seherin erfüllt sich sogleich; Achill wird getötet — der blutige Kampf tobt aufs neue.

3. **Der Grundgedanke** dieses Gedichtes ist in den beiden Versen enthalten:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Kassandra schaute all den Jammer der Zukunft und die Unabwendbarkeit desselben; darum konnte sie in der Gegenwart nicht glücklich sein. Sie war freilich ein Prophetin; aber man braucht nicht gerade Seher zu sein, man braucht nur gesunde Augen und den Trieb zu haben, durch den oft blendenden Schein und berauschenden Genuß des Augenblicks hindurchzuschauen auf den Kern, auf das Wesen, auf das Los und Ende aller irdischen Dinge, und es ist mit der Wahrheit der Ernst eingekehrt, und eine volle, reine Freude ist unmöglich. Der Blick in die Zukunft zieht schwere Wolken über den Horizont unseres Lebens und vernichtet die Freuden der Gegenwart.

Das Glück des Menschen ist nur deshalb möglich, weil Gott dem Sterblichen den Blick in die immer leidensvolle Zukunft versagt hat. So giebt sich der Mensch dem Genusse des Augenblickes hin, glücklich in seiner Blindheit; — denn

„Nur der Irrtum ist das Leben,**)
Und das Wissen ist der Tod“ (Str. 8, 3. 4.)
„Schrecklich ist es, deiner (Gottes) Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.“***)

4. **Kassandra†) und die Jungfrau von Orleans** bieten eine überraschende innere Ähnlichkeit, wie schon Götzinger bemerkt hat. Sie seufzen

---

*) Das Ende der Polyxena war traurig genug; sie wurde von Pyrrhos, dem Sohne Achills, an des letzteren Grabhügel geopfert.

**) Der Irrtum, d. h. das Nichtwissen, der Wahn, einem glücklichen Leben entgegenzugehen, ist Leben, d. h., er schafft irdische Lebensfreude.

***) Das Wort findet seine volle Bestätigung auch bei den Propheten des alten Bundes. Deshalb lassen sich letztere so schwierig finden, Gottes Berufung zum Prophetenamte anzunehmen. Wir denken an Moses, welcher anfangs seine schwere Zunge vorschob, dann aber gar sprach: Sende, wen du willst; wir erinnern uns an Jona, welcher Gott zu entlaufen sucht, an Jeremias und Jesaias. — Und wie gern wäre mancher das an Haß und Spott, Verfolgung und Entsagung so reiche Amt wieder los, oder wünscht wenigstens seines Lebens Ende herbei, wie Elias unter dem Wachholderbaume.

†) Die Form des Gedichtes (vier katalektische trochäische Tetrameter) bietet weiter keine Schwierigkeit.

beide unter einer Bürde, welcher ihre Seelenkräfte sich nicht gewachsen zeigen. Johanna soll aller irdischen Regungen sich entäußern, wie Kassandra auf alles irdische Glück verzichten soll. Beide sind von Gott auserkorene Jungfrauen, Werkzeuge in seiner Hand, zu einem Amte berufen, das Kassandra ihrem Gotte Apollo mit der Kopfbinde vor die Füße wirft und doch wieder aufnehmen muß, und welches Johanna im Anfange des vierten Aktes nie empfangen zu haben vergeblich wünscht. („Wärst du nimmer mir erschienen"). Ihre Seelen zerreißt dieser Kampf zwischen dem heiligen Amte und der menschlichen, auch an die Erde mannigfach geknüpften, Natur. Auch äußerlich besteht zwischen der *Form* der Dichtungen eine überraschende Ähnlichkeit, insofern auch Kassandras Klage eigentlich ein dramatisierter Monolog ist, wie jene Rede der Jungfrau von Orleans, und Kassandra denselben Strophenbau annimmt, in welchem der Schluß jenes (ein Jahr früher entstandenen) Monologs gedichtet war. Selbst die *Situation* ist analog. Denn mit der Schilderung einer großen Festfreude, welche auf Krieg und Haß gefolgt ist, und an welcher doch die *Eine* nicht teilzunehmen vermag, beginnen *beide* Dichtungen. (Vgl. Jungfrau von Orleans: 4. Akt.)

5. **Schriftliche Aufgaben**: 1. *Kassandra* (Gedankengang.) — 2. Kassandra und Jeanne d'Arc. Eine Vergleichung. — 3. „Herb ist des Lebens innerster Kern". (Schiller.) — 4. Die Verwandtschaft zwischen *Kassandra* und dem *Siegesfest*. — 5. Der Genuß des Lebens und der Blick in die *Tiefe* oder Ferne, als die Schranke für jenen. —

[Litterarisches: *Gude III, S. 115 ff. — *Hartert I. S. 90. — *Viehoff, II, S. 221. — *Hoffmeister, 236 ff 242 ff. — *Götzinger II, S. 341. — *Düntzer II, S. 215. — *Armknecht, S. 207. — *Hinrichs I, S. 47. — *Keller a. a. O. S. 417. — *Westphal, S. 68.]

---

15. Das Eleusische Fest.

[Schiller a. a. O. S. 146.]

1. **Die Form**: Schiller hat in dieser Dichtung zwei verschiedene Strophen, eine nur 3mal wiederkehrende daktylisch-trochäische und sonst eine trochäische Form gebildet. Die erstgenannte findet sich in Strophe 1, 14. und 27 und besteht aus vier zweigliedrigen Perioden, von denen jede Periode aus zwei Tetrapodien, und zwar einer mit klingendem Ausgange und einer mit stumpfem Ende besteht. Die Grundform der Strophe würde folglich eine viermalige Wiederholung folgenden Schemas sein:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ || — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Allerdings ist nicht selten an die Stelle eines Daktylus ein Trochäus

getreten, dessen betonte Silbe einen zweizeitigen Ton haben müßte. Freilich sind gerade die hier verwandten Trochäen: denn die — die Be— die den — und in und ähnliche, deren erste Silbe ohne jeden hervorragenden Wortaccent ist, nicht sehr glückliche Stellvertreter eines Daktylus.

Die übrigen Strophen sind rein trochäisch, vier zweigliedrige Perioden, deren erste Glieder akatalektisch-trochäische Tetrapodien, während die letzten, V. 2. 4. 6. 8., katalektisch-trochäische Tetrapodien sind. Jede Periode hat demnach folgendes Aussehen:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ —

2. **Die Entstehung der Dichtung**: Mit der Idee dieser Dichtung, d. h. mit der Darstellung der Bildung des rohen Naturmenschen durch die Kunst, hat sich Schiller schon lange vorher getragen, ja zeitweilig den Lieblingsplan gehegt, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch darzustellen. An die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes ist das eleusische Fest getreten, so berichtet Wilhelm von Humboldt. Der Plan mag im Jahre 1795 konzipiert worden sein, die Ausführung des Gedichtes gehört den letzten Tagen des August 1798 an. Trotz heftigen Schnupfens ward dies unmittelbar nach der „Bürgschaft" begonnene Gedicht am 7. September, wie aus Schillers Notizenbuch hervorgeht, abgeschlossen. Es erschien zuerst im Musenalmanach für 1799 und führte anfänglich die Überschrift „Bürgerlied." Bei der Aufnahme in die Gedichte änderte Schiller die Überschrift und nannte es „das Eleusische" statt das eleusinische Fest.

3. **Erläuterungen**: **Str. 1.** Der daktylische Rhythmus deutet überall, wo er erscheint, auf freudige Empfindungen hin; unser Gedicht will als eine eigentliche Festhymne für die eleusische Feier angesehen sein. „Cyanen," centaurea cyanus, die sogenannte blaue Kornblume; das Fremdwort ist von Schiller offenbar um des Wohllauts willen gewählt. V. 4. „Die Königin" Demeter oder Ceres, die Göttin des Getreides, welche hier als Gründerin der bürgerlichen Gesellschaft und der Kultur überhaupt bezeichnet werden soll, vgl. das geschichtliche Ehrenprädikat: *Δημήτηρ θεσμόφορος* = Demeter legifera. Königin wird Ceres genannt, weil sie als erste von allen Göttinnen verehrt ward. (Vgl. Düntzer am angeführten Orte.) V. 7. 8. Der Bau fester Wohnungen ist als Gegensatz zum beweglichen Zelte des Nomadenlebens und zugleich als ein Zeichen, daß sich die Menschen zu Menschen gesellen, hingestellt worden. Irrig ist die Annahme Düntzers, daß diese Beschränkung der Geselligkeit auf die festen Wohnsitze anstößig sei. Es ist vielmehr hier die Geselligkeit, im weiteren Sinne, nicht die, welche zur Gründung einer Familie führt, gemeint, und diese der Demeter oder Ceres zugeschrieben.

Str. 2. Die unvollkommneren Stufen der Gesittung sind das Troglodytenleben, das Nomaden- und Jägerleben. Die ersteren, die Höhlenbewohner, stehen freilich den letzten beiden Klassen noch erheblich an Gesittung nach; den Ausdruck „Troglodyte" hat Schiller Herodot entlehnt, welcher ihn einem

äthiopischen, in Höhlen wohnenden, Volke beilegte. Alle drei Arten von Menschen kannten dem Fremden gegenüber keinerlei Mitleid, sie schlachteten die unglücklichen schiffbrüchigen Fremdlinge, wie es von den Scythen an der taurischen Küste berichtet wird, welche die Fremdlinge ihrer Artemis opferten. Ja, Götzinger denkt sogar bei diesen Worten an die schauerliche Sitte der Menschenfresserei.

Str. 3. V. 2. Ceres oder Demeter fand einst, als sie die Erde nach dem geraubten Kinde der Proserpina durchsuchte, die verlassene Küste, an welcher sie keine Spur glücklicher Menschen antraf, auch keine Anzeichen, daß das Land von götterfürchtigen Leuten bewohnt sei. Das „Begrüßte“ in V. 1 ist allerdings nicht ganz passend und aus Reimnot für das einfachere Wort „sah“ gewählt. „Vertraulich“ bedeutet soviel als heimisch, heimelich. Die „heitere Säule“ sagt Schiller in Beziehung auf den gesamten Charakter der griechischen Architektur, welcher vorwiegend Heiterkeit zeigt; darum sagt Schiller auch anderwärts, Str. 23, V. 7: „Und der Tempel heitre Wände“ und in den „Göttern Griechenlands“ Str. 7 V. 1: „Eure Tempel lachten gleich Palästen.“

Str. 4. Die Reste von menschlichen Gebeinen zeigen der Göttin, daß hier Menschen geopfert werden; die schon oben angedeutete Grausamkeit an der taurischen Küste, welche Schiller aus der Iphigenie des Euripides ersah, hat ihm wohl bei dieser Schilderung vorgeschwebt. Wenn der Göttin ein Opfer angenehm war, so wäre ein solches das Opfer von süßen Ähren gewesen. Düntzer sagt: Dem Dichter schwebte bei der Frucht der süßen Ähren der Ackersmann Abel vor, der dem Herrn Früchte des Feldes opfert. Allein von einem Ackersmann Abel ist sonst nichts bekannt, wohl aber von einem Schäfer, der auch nicht Früchte des Feldes, sondern Schafe, Erstlinge der Herde und fette Schafe, dem Herrn als Dankopfer darbringt. (Vergl. 1. Mos. 4). Unter diesen Umständen wollen wir es nicht dem Dichter zur Last legen, daß ihm unrichtige Vorstellungen vorgeschwebt haben, sondern ausschließlich seinem Erklärer. — „Auf gräßlichen Altären dörret menschliches Gebein“. Logisch müßten freilich die Altäre hinter Gebein gebracht werden; denn erst der Umstand, daß menschliche Gebeine auf ihnen dorren, macht sie zu gräßlichen. V. 5 – 8. Es war nicht nur eine vereinzelte Wahrnehmung verwilderter Sitte, sondern Ceres fand Roheit und mit ihr im Bunde Elend überall, auf der ganzen Erde und auch bei den Griechen, und darum ist ihr großer Geist von Mitleid oder Jammer über den Fall der Menschen erfüllt.

Str. 5. V. 1. und 2. Es ist ja allerdings am stärksten und klarsten die Gottebenbildlichkeit des Menschen in der heiligen Schrift betont, aber sie ist auch den Griechen und Römern nichts unbekanntes. Berichtet doch Ovid in den Metamarphosen I, daß Prometheus die Menschen nach dem Bilde geformt der alles beherrschenden Götter. Unter diesen Umständen muß aber der Dichter den jetzt von Ceres vorgefundenen Zustand als eine Verwilderung, als einen Fall ansehen, und dieser Gedanke ist von Schiller auch an

den verschiedensten Orten (vergl. „der Genius“, „die vier Weltalter“, „der Spaziergang“) ausgesprochen werden. „Dessen schöngestalte Glieder droben im Olympus blühn.“ Die schöngestalten Glieder sind die der Götter, freilich sind sie noch schöner, als die menschlichen. Der Ausdruck „schöngestalt“ entspricht ähnlichen Bildungen, ungestalt, mißgestalt, bei Schiller und Goethe. V. 4—8. Die Erde wird hier ein „Götterschoß“ genannt; aber obgleich Viehoff darauf hinweist, daß die Erde wirklich ein Götterschoß gewesen sei, da sie den Uranus und Pontus geboren und mit jenem das ganze Göttergeschlecht der Titanen erzeugt habe, so kann doch hier das Wort nur bedeuten den Schoß, welcher wegen seiner Herrlichkeit selbst Götter befriedigen müßte, und einen Schoß nennt der Dichter die Erde, als die Hervorbringerin zahlloser Gaben. Auch das folgende Wort „Königssitz“ deutet darauf hin, daß der Mensch die Erde beherrschen und zu dem Sitze eines Königs machen sollte, während er nunmehr elend und heimatlos auf ihr umherschweift.

Str. 6. Wenn kein Gott Mitleid mit den Menschen hat, keiner seine Rettung unternehmen will, so will ich es thun. Viehoff verweist hier auf eine Stelle in Herders „entfesseltem Prometheus,“ aus dem Jahre 1802, in welches, wie er meint, einige Reminiscenzen aus dem vorliegenden Gedichte, sowie aus der „Klage der Ceres“ übergegangen seien. Dort spricht Ceres:

Seit meine Tochter mir vom Untergott
Entrissen ward und keiner der Himmlischen
Auf meine Klage achtete, den Schmerz
Der Mutter niemand fühlte, da verließ
Ich traurig den Olymp und wandte mich
Zu deinen Menschen, hilfreich dir Prometheus
Zu deinem großen Werk. Ich lehrte sie
Die edlen Saaten säen und erziehen;
Entwöhnend sie von Blut und Streifereien,
Gewährt ich ihnen Eigentum und Recht.
Ich lehrte sie auf jede Jahreszeit,
Auf jede Hora merken, bildete
Des Weltalls Ordnung ihnen thätig ein.
Dann baut ich ihnen väterliche Hütten
Und labete (so tröstet sich beraubt
Der eignen süßen Tochter eine Mutter
An fremden Kindern) — also labt' ich mich
An ihren Mutterfreuden, sah in jeder
Jetzt neu begrab'nen, jetzt aufgrünenden
Frohen Saat Proserpina mein Kind. —
Auch süß ist's für die Menschen sorgen, wirken,
Mit ihnen leiden, hoffen und sich freuen.

„Die Wehen der Menschheit“ sind wohl, wie auch Götzinger andeutet, aus Reimnot entstanden. Ceres, als die selbst über den Verlust ihrer Tochter tief Betrübte, ist allein fähig und bereit, mit den Menschen zu fühlen und für sie eine Hilfe zu schaffen.

Str. 7. Ceres nimmt sich vor, die Menschen zu lehren, mit der Erde einen Bund zu stiften und die Jahreszeiten den Mondwechsel genau zu beobachten. „Daß der Mensch zum Menschen werde,“ d. h. zu der von Gott ursprünglich in ihn gelegten Natur zurückkehre. Der ewige Bund, welchen der Mensch gläubig mit der frommen Erde schließen soll, ist der Bund des Ackerbaues, wonach der Mensch der Erde mit vollem Vertrauen seine Saat übergiebt, in der Hoffnung, daß die Erde fromm, mit reichen Zinsen das Anvertraute zurückgeben werde. „Seinen mütterlichen Grund“, die Erde ist ja auch des Menschen Mutter. V. 5. „Ehret das Gesetz der Zeiten.“ Die Jahreszeiten werden von der Natur mit größter Regelmäßigkeit zurückgebracht, der Mensch soll diese Regelmäßigkeit zu seinem eignen Vorteile beobachten

und ausnutzen. „Der Monde heil'gen Gang". Unter diesen Monden sind die Planeten zu verstehen, heilig wird ihr Gang genannt, weil in der unendlichen Dauer und Unveränderlichkeit ihres Laufes etwas Heiliges, Verehrungswertes liegt, wie Schiller anderwärts von der Zeit überhaupt (Vgl. Wallensteins Tod) eine heiligende Kraft behauptet.

„Der melodische Gesang" ist eigentlich etwas pleonastisch ausgedrückt, gemeint ist mit dem wohlklingenden Gesang die sogenannte Harmonie der Sphären oder Musik der Sphären, d. h. jene vollkommenste Übereinstimmung oder Harmonie der Planetenbahnen, welche die alten Weisen als eine Art von Musik bezeichneten. Schiller erwähnt anderwärts die Harmonie des Himmels auch als eine, durch die Bewegung der Sterne hervorgebrachte, dem Ohre der Dichter und Weisen verständliche Musik. (Vergl. „die Teilung der Erde," Str. 7.)

Str. 8. Aus dem Nebel pflegen die Götter plötzlich wie aus einer Verhüllung herauszutreten, und in den Nebel pflegen sie ihre Lieblinge zu verhüllen, wie z. B. den Odysseus (Odyss. 7, 143), den Äneas (Verg. Än. 1, 586. ff.). V. 4. „Ein Götterbild". Sie wird sofort als Göttin erkannt, nicht von den rohen Barbaren überfallen, sondern von denselben als Göttin durch Überreichung der blutgefüllten Schale geehrt. Wir sollen ohne Zweifel hier nicht an Tieropfer, sondern an Menschenopfer denken und zwar Opfer von Feinden, welche besiegt und gefangen waren und dann geschlachtet wurden.

Str. 9. Mit Schaudern weist die Göttin ein solches Opfer zurück; solche Mahlzeiten sind für einen Tiger verzeihlich, für den Menschen ein Frevel, für den Gott ein Gräuel und Ekel; denn ein Gott will reine Opfer haben (V. 5), an denen kein Mord haftet, und am liebsten die Früchte des Herbstes, den Ertrag des Feldes.

Str. 10. Die Göttin läßt sich herbei, die Menschen den Ackerbau zu lehren, sie in den Bund mit der Erde einzuführen, indem sie mit der Wucht des Speeres, d. h. mit dem wuchtigen Speere, den leichten Sand furcht, um gerade auch bei dem unfruchtbar scheinenden Erdboden die Wunderkraft ihrer Handlung zu zeigen. Der Kranz, welcher ihr Haupt wie ein Diadem ziert, enthält eine Menge wunderkräftiger Ährenkörner, sodaß ein Korn, welches durchaus nicht tief (vergl. „die zarte Ritze") in die Erde eingesenkt ist, sofort zu keimen beginnt. Der „Trieb des Keimes" steht statt der treibende Keim. (Hypallage).

Str. 11. Durch das Wunder der Ceres wird das gesamte, sonst einen Jahreslauf ausfüllende Pflanzenleben auf wenige Augenblicke zusammengedrängt. V. 3. 4. Man beachte die Allitteration des W (weit, wogt, wie, Wald); sie entspricht der Bewegung eines Ährenfeldes. Golden deutet auf die Reife der Ähren hin. Ob zwar sonst tief betrübt, erscheint die Göttin in diesem Augenblicke freudig lächelnd, im Vorgefühle des Glückes, welches sie dem Menschen bringen darf. „Wählt den Feldstein sich zum Herde." Irgend ein zufällig sich darbietender Stein wird zur Opferstätte bestimmt; an einen Grenzstein dürfen wir, wie Düntzer mit Recht hervorhebt, nicht

denken. Der Wechsel des Subjekts in der Periode V. 5—8 ist nicht glücklich zu nennen.

Str. 12. V. 1. Vater Zeus, so nennen ihn nicht nur die Götter, sondern auch die Menschen. Die Wortbrechung über alle — Götter ist deshalb weniger bedenklich, weil V. 1 und 2 als die beiden Glieder einer Periode, eines Langverses anzusehen sind, wie wir oben gesehen haben. —

Str. 13. Ceres heißt die Schwester des Zeus, da auch sie eine Tochter des Kronos (und der Rhea) war. Der Blitzstrahl aus blauer Höhe, welcher das Brandopfer entzündet, ist das göttliche Zeichen, daß Zeus die Bitte der Schwester erhört habe. Ein weiteres Zeichen seines Wohlgefallens ist der in V. 7 u. 8 erwähnte heilige Adler. Unwillkürlich wird man an die alttestamentlichen Opfer, welche durch göttlichen Blitzstrahl entzündet werden, namentlich an das von Elias auf dem Berge Karmel dargebrachte, erinnert. (Vergl. 1. Kön. 18, 36—39.)

Str. 14 bildet die Übergangsstrophe zur zweiten Abteilung. In dem Versmaß der Strophe 1 wird der Eindruck der bisherigen Handlung der Göttin auf die wilden Menschen dargestellt. Das Eis der Roheit schmilzt in dem ersten edlen Gesichte, welches die Königin oder Herrscherin erweckt hat, in dem Gefühle der Menschlichkeit oder Persönlichkeit, und in diesem Gefühle werfen die Menschen ihre blutigen Waffen von sich und lauschen mit Begier der Lehre, welche die göttliche Lehrerin ihnen darbietet, und welche den Zusammenhang der Menschen mit einer unsichtbaren, aber höheren Welt darstellt. „Öffnen den düstergebundenen Sinn" so sagt Schiller ähnlich über den rohen Naturmenschen im 24sten Briefe über die ästhetische Erziehung der Menschen: „In dieser dumpfen Beschränkung (in der er mit seiner Menschenwürde unbekannt ist) irrt er durch das nachtvolle Leben, bis die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet."

Str. 15. Unter den Göttern, welche mit dem Menschen jetzt in Gemeinschaft treten, und die letzteren ihrer Segnungen teilhaftig machen, tritt nach Demeter zunächst Themis auf, die Göttin des Rechts und der Sitte, sonst mit der Wagschale, hier mit dem Maßstabe erscheinend; denn sie hat in das Bewußtsein des Menschen den Begriff des Eigentums einzuführen und das Eigentum durch die heiligen Eide, welche unter Anrufung der verborgenen Gottheiten der Unterwelt, des Styx, geschlossen wurden, zu sichern.

Str. 16. Als dritter erscheint Vulkan oder Hephästos, der Gott der Esse (V. 1.), ein Sohn des Zeus, während die ebengenannte Themis als Gemahlin des Zeus aufgeführt wird, eine Tochter des Kronos und der Gäa und die Mutter der Horen ist. Hephästos repräsentiert vor allem die Schmiedekunst: Zange, Blasebalg, Hammer, Amboß sind die Werkzeuge, durch deren Gebrauch der Pflug, das wichtigste Werkzeug des Ackerbaus, entsteht.

Str. 17. Minerva, wie die Römer Pallas Athene, wie die Griechen die Göttin der Weisheit nennen, die Tochter des Zeus, welche den Städtebau, Gewerbe und Ackerbau, Mauern, Bürger, Häfen und alles, was zum Wohl des Staates im Krieg und Frieden geschehen kann, lehrt und schützt:

Sie trug auf dem Haupte den Helm, auf der Brust die Ägis, ein schuppiges Fell, welches, von Schlangen umrandet, in der Mitte das Gorgonenhaupt enthielt, ein entsetzliches Schreckbild des Hades, dessen Blick versteinernd wirkte. Ursprünglich war Pallas die Göttin des Krieges, aber nicht des rohen, wilden Krieges, welchen Ares (Mars) vertrat, sondern des Krieges als der Kunst der Schlachten, als der Feldherrnweisheit. Späterhin und hier tritt sie als das Symbol der städtebildenden Kraft auf. Das Neue, was Minerva hinzubringt, ist das Moment des Wohnens in befestigten Plätzen, welche mit der größeren Sicherheit auch ein höheres Maß von Vertraulichkeit erwecken.

Str. 18. Der Grenzgott, welcher nunmehr auftritt, ist eigentlich nur eine römische Gottheit, Terminus, und er fügt den Begriff des Staatseigentums dem bisher schon bekannten Begriff des persönlichen Eigentums hinzu. Man feierte später am 23. Februar die Terminalien und bekränzte an diesem Tage alle Grenzsteine. Vergl. Ovid. Fast. 2, 661. ff.: „Er begrenzet die Völker, die Städt' und gewaltigen Reiche, streitig wird ohne ihn jeglicher Ackerbesitz." Daß mit der Stadt auch Hügel und Fluß verbunden wird, erklärt sich daraus, daß dieser erste Stadtbezirk weder des Wassers, noch des Feldes und Waldes entbehren kann, und eben durch die Handlung der Minerva und des Grenzgottes wird das gesamte Gebiet geweiht und damit für unverletzlich, d. h. heilig, erklärt. —

Str. 19. Die Nymphen oder Oreaden wurden in der „Klage der Ceres" (Str. 1.) näher erklärt. Sie sind die Begleiterinnen der Artemis oder Diana, der Schwester des Apollo, der Spenderin des frischen, fröhlichen Naturlebens, also der edleren Jagdfreuden. Vergil (Än. 1, 498 ff.) läßt Diana von tausend Oreaden umschwärmt sein, und Homer schildert (nach Od. 6, 103 ff.) ihr Treiben also:

„So wie Artemis herrlich einhergeht, froh des Geschosses,
Über Taygetus Höh'n und des waldigen Erymanthus
Und sich ergötzt Waldeber und flüchtige Hirsche zu jagen,
Sie nun zugleich und Nymphen, des Ägiserschütterers Töchter,
Ländliche, hüpfen in Reih'n, und herzlich freuet sich Leto;
Denn sie raget vor allen, an Haupt und herrlichem Antlitz."

Daß die Bergnymphen hier als Holzfällerinnen verwandt werden, ist nicht völlig begründet; die Oreaden lieben zwar die Berge und Waldgebirge, aber sie zerstören doch nicht ihr eigenes Heim und verfolgen damit nicht die Dryaden, die Baumnymphen. Immerhin will der Dichter zum Bau der Stadt die Mitwirkung der Götter heranziehen, und in Ermangelung besserer Helfer ruft er die Oreaden herbei.

Str. 20. „Der schilfbekränzte Gott," welcher sich ebenfalls im Dienste der Minerva zeigt, und bei dem Städtegründen in seiner Weise bethätigt wird, ist nicht Neptun, sondern der betreffende Stromgott Potamos, in dessen Nähe die Städtegründung geschehen soll; der Flußgott aber wurde mit einem Schilfkranze dargestellt. Er schafft das im Walde gefällte Bauholz zur Stelle in Form großer Flöße (Schiller sagt den Floß statt das

Floß). „Die leichtgeschürzten Stunden“ sind die Horen, die Dienerinnen des Zeus, welche hier zum Abrunden und Zubereiten der Baumstämme verwandt werden.

Str. 21. Poseidon, der Meeresgott eilt jetzt heran und zertrümmert mit seinem Dreizack (tridens oder trident) die Felsen. Er versteht sich auf das Mauerbauen; hat er doch im Vereine mit Apollo die Mauern Ilions errichtet. „Die granitnen Säulen“ geben den Erklärern Veranlassung, auf die großen erratischen Blöcke im germanischen Tieflande hinzuweisen, welche einst Meeresgewalt von den Bergen Skandinaviens losgerissen und so weit nach Süden fortgeschleudert hat. V. 7. Hermes, der Sohn des Zeus und der Maja, der Götterbote, Geleitsmann der abgeschiedenen Seelen, Gott des Handels und der Industrie, auch der Diebe Schutzgott, wird als der gewandteste unter den Göttern dem Poseidon zur Seite gestellt, und beide deuten so die aus dem Städtebau sich ergebenden großen Verkehrsarten der Schiffahrt und des Handels an.

Str. 22. Auch die Künste haben jetzt Raum in der neuen Stadt, und Apollo, der Führer der Musen, lockt aus den goldenen Saiten die Harmonie, den Einklang verschiedener Töne, das holde Maß der Zeiten (V. 3.), den Rhythmus der Töne und die Macht der Melodie, d. i. die in ihrem Wechsel und Zusammenhange das Herz des Hörers ergreifende Anzahl von Tönen. Der Gesang wird durch die Kamönen oder Musen, deren die alte Welt neun zählte (Kalliope, die Göttin des epischen Gesanges; Euterpe, die des lyrischen Gesanges; Melpomene, die tragische Muse; Erato, die Muse der Liebespoesie und der Mimik; Polyhymnia, die Muse der Musik; Thalia, die Muse der Dichtkunst, der Komödie; Terpsichore die Muse des Tanzes; Klio, die der Sternkunde,) verschönt. V. 7. 8. In der Sage von Amphion wird berichtet, daß sich die Steine zur Mauer Thebens nach dem Klange der Lyra Amphions selbst zusammenfügten.

Auch Amphion, so heißt es, lenkte durch Lyragetön und sanft einschmeichelnde Bitte Felsen herab, u. s. w. (Horaz, ars poetica 394.) — Leise nach des Liedes Klange, die drei L. = Lautmalerei.

Str. 23. Cybele oder Rhea, die Tochter des Uranus und der Gäa, ist die Mutter des Zeus und des Poseidon und vieler anderen Götter, die sie dem Uranus geboren hat. Sie hieß auch wohl die große Mutter und trug als Attribut eine Mauerkrone, unter welcher ein Schleier herabwallte. Ein Löwengespann fuhr sie von einem Orte zum andern. Sie ist das Symbol der Fruchtbarkeit der Erde; hier ist sie es, welche die Thore einsetzt und damit den Städtebau (den Wunderbau, weil ihn Götterhände gefertigt haben) vollendet. Es fehlt auch nicht an heiteren Tempeln in dieser neu gegründeten Stadt, deren Existenz für alle die wie ein Wunder erscheint, welche den großen Bildungsunterschied zwischen den unkultivierten und jetzigen Menschen ermessen und zu der kurzen Spanne der dazwischenliegenden Zeit in Verhältnis setzen.

Str. 24. Die erste Ehe ist das Werk der Juno oder Hera. Juno ist die Beschützerin der Ehen, und ein schönerer und engerer Bund, als die Ehe,

kann in dem neuen Staate nicht gedacht werden. Freilich ist dann unter dem Ehebunde der geweihte, heilige Bund gemeint, welcher den Myrtenschmuck verdient und auf eine höhere Stufe der Gesittung, auf die Stufe der Sittlichkeit, schließen läßt. V. 3. Noch waren die Menschenkinder im günstigsten Falle Hirten, erst durch die Einführung in die Stadt werden sie zu städtischen Bürgern. Die Anmut und das Glück der Ehe bringt Venus oder Aphrodite mit ihrem holden Knaben Eros (bei den Römern Amor oder Cupido). Nunmehr haben Pallas und auch Ceres ihr Werk an der Gesittung vollendet.

Str. 25. Die letzte Segnung der von den Göttern geliebten ersten Bürger vollzieht Ceres am Altar des Zeus, des höchsten Gottes. V. 7. Das Händefalten ist den Alten fremd, welche entweder die Hände betend erhoben, oder segnend senkten.

Str. 26. Alles, was Ceres erreicht hat, faßt sie in diese Worte zusammen: „Der Mensch unterscheidet sich von dem Tiere und von den Göttern wesentlich. Das Tier ist ebenso wie der Gott frei, nur besteht des Tieres Freiheit darin, daß es seiner Natur, beziehungsweise dem Instinkte, folgt. Aber das Tier hat trotz seiner Ungebundenheit keine wirkliche sittliche Freiheit; es erstrebt die Unabhängigkeit vom Menschen, und am meisten thun das die wilden Tiere (das Tier der Wüste), aber es gehorcht nimmer Vernunftgesetzen. Die Götter sind auch frei, sie haben kein Gesetz, keine Pflicht, keine Sorge.“ Gleichwohl bleibt V. 3 und 4 dieser Strophe schwer zu erklären. Armknecht meint, diese Worte könnten nur heißen sollen: Ihre Lüste stimmen mit dem Naturgebote überein; aber dem widerspricht schon allein das Wort „zähmen“; Viehoff meint, daß nach Schillers Auffassung bei den Göttern kein Konflikt der Vernunft und der Sinnlichkeit stattfinde; ihre göttliche Natur nötige sie so zu handeln, wie sie handeln. Die Notwendigkeit ist bei den Göttern mit der Freiheit vermählt. Götzinger sagt: „Das Tier ist frei, weil es ganz Tier, der Gott ist frei, weil er ganz Gott ist“; bei jenem liegen Vernunft und Sinnlichkeit nicht im Streite, bei diesem sind die physischen und sittlichen Forderungen eins, Angenehmes und Gutes sind für ihn dasselbe, und so ist für Gott der Streit ausgeschlossen. Nur der Mensch, welcher in der Mitte zwischen Tier und Gott steht, hat den Kampf zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit zu kämpfen. Darin, daß er durch einen geselligen Verkehr mit dem Nebenmenschen seine Sinnlichkeit beschränkt, ein gesetzmäßiges, gerechtes Handeln zu seiner Lebensgewohnheit oder Sitte macht, und sich selbst so als eine sittliche Persönlichkeit zeigt, kann er Freiheit mit Kraft vereinen. Tiere und Götter bedürfen der staatlichen Institution nicht, der Mensch kann derselben nicht entraten; nur in der Unterwerfung unter das Urteil einer Gesamtheit liegt die Gewähr für die Erhebung des einzelnen zur Sittlichkeit, d. i. zur wahren Freiheit und Kraft des Menschen.

4. **Die Idee des Gedichtes** steht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem schon oben erwähnten Lieblingsgedanken Schillers, der Darstellung der Einführung erster Gesittung in Attika durch fremde Einwanderungen. Es ist ein kulturhistorisches Gedicht, wie auch der später zu

behandelnde Spaziergang, und Schiller stellte sich die Aufgabe, den Übergang der Menschheit aus der Stufe der Wildheit zu der festen Bürgerordnung (Viehoff) darzustellen und lehnte diese Darstellung an eine zu Ehren der Ceres dienende, frei erfundene Sage an. Ceres ist die Göttin, welche als Erfinderin und Schützerin des Feldbaues, als Stifterin geselliger Vereine und Staaten und endlich als Begründerin der Ehe verehrt wurde. Vielleicht dachte Schiller sich diese Dichtung als eine Art Festhymnus zur Feier der Thesmophorien, eines Festes, welches von vermählten, untadligen Frauen Attikas zu Ehren der Ceres gefeiert wurde und von den eleusinischen Festen im engern Sinne unterschieden werden muß. Letztere waren zum Teil geheime, vermittelten Geheimlehren, vielleicht besonders über die Unsterblichkeit, und galten ebenso der Proserpina, der Fürstin der Unterwelt, als ihrer Mutter, der Ceres. Es soll die Mitteilung nicht unterlassen werden, daß Viehoff an die großen Eleusinien (9tägige Feste) denkt und unsere Dichtung als eine für diese verfaßte Festhymne ansieht, so daß Strophe 1, 14 und 27 eine Art Chorgesang des Volkes, die übrigen aber als vom Hierophanten, dem Leiter des Festes und dem Offenbarer der geheiligten Dinge, wie sein Name sagt, vorgetragen angesehen werden sollen.*)

[Litteratur: *Götzinger II. S. 291 ff. — *Viehoff II. S. 151 ff. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte IV. S. 133 ff. — *Hartert I. S. 44 ff. — *Armknecht S. 325.

---

16. Pegasus im Joche.

[Schillers sämtl. Werke 1874. Stuttgart, Cotta Bd. I, S. 258.]

1. **Erläuterungen:** V. 1. Haymarket war ein Flecken in England, wohin nach uraltem Recht ein jeder Ehemann der Umgegend sein untreues Weib an einem Stricke führen und zum Verkaufe bringen durfte. Hierdurch erklärt sich die scherzhafte Äußerung Schillers „wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln". Durch das „vielleicht" wird der Erzählung der launige Ton verliehen. Beiläufig bedeutet das „Haymarket" eigentlich Heumarkt, und es ruht der Ton keinesfalls derartig auf der Schlußsilbe, daß dies Wort sich hätte im Ernste als reimend mit „Poet" (V. 3) verwenden lassen.

*) Eleusis, eine kleine Stadt Attikas, lag 2 Meilen von Athen, an der Grenze von Megara, und in der Nähe dieser Stadt wurde alljährlich das rharische Feld zum Andenken daran feierlich gepflügt, daß hier das erste Getreide gesät worden war. Anfänglich feierten nur eleusinische Einwohner eine Art Saat- und Erntefest, jenes die kleinen, dieses die großen Eleusinien. Am sechsten Tage des letzten Festes fand später, als die Athener an dem Gottesdienste in Eleusis Anteil nahmen, ein feierlicher Zug von Athen nach Eleusis statt, an welchem nicht nur die Obrigkeiten und Priester, sondern auch Tausende von Mysten oder Eingeweihten, mit Eppich und Myrte bekränzt, Ähren, Ackergerät, Fackeln in den Händen tragend, teilnahmen. (Vgl. Hartert am angeführten Orte.)

V. 4. Das „Musenroß“ wird in der Überschrift „Pegasus“ und im Verlaufe der Dichtung Hippogryh genannt. Es ist das Flügelroß des Perseus, welches den Namen Pegasus trug und später zum Musenroß wurde, nachdem es am Helikon mit seinem Hufe die Musenquelle Hippokrene geöffnet hatte. Unter Hippogryph ist eigentlich etwas durchaus anderes zu verstehen, als das griechische Flügelroß Pegasus, nämlich der bei italienischen Dichtern, z. B. Ariosto, vorkommende Bastard des Vogel Greif und einer Stute und als solcher das Roß des Zauberers Atlas, so im „Rasenden Roland“ Gesang 4. V. 8. — Wieland gebrauchte den Hippogryph als ein Fabeltier des Mittelalters in seinem Oberon, und Schiller scheint die beiden fabelhaften Rosse für identisch gehalten zu haben.

V. 5. Das „helle Wiehern“ des Tieres deutet auf den kräftigen Mut desselben hin, wie auch

V. 6. „und bäumte sich in prächtiger Parade,“ d. h. in vollendeter edler Haltung und Stellung. (Vergl. Hartert).

V. 31. „Krabbe“, eine verächtliche oder komische Bezeichnung einer unansehnlichen, aber gleichwohl rührigen Person; die rasche Beweglichkeit des Tieres ist hier für den Ausdruck maßgebend geworden, da wir uns den Pegasus keineswegs als besonders klein vorzustellen haben.

V. 32. „Koller“ wird sonst die Tollheit der Pferde, die Tollsucht genannt; hier ist es ein Ausdruck für Wildheit überhaupt.

V. 34. „Klepper“. Im Niederdeutschen bedeutet „kleppen“ laufen, und unter Klepper verstehen wir gewöhnlich ein minder gutes, aber immerhin zum Laufen noch brauchbares, Pferd.

V. 48. Der „Tollwurm“ ist eine Krankheit des Pferdes; die Raserei der tollen Hunde wurde auf einen Wurm unter der Zunge zurückgeführt, den man wegschneiden müsse, wenn die Hunde nicht toll werden sollten. Hier ist natürlich die Tollheit des Pferdes, nicht das tolle Pferd mit dem Ausdruck Tollwurm gemeint.

V. 57. „Der Greif“, von seinem Vater, dem Greif, hat der Hippogryph das Streben in die Höhe geerbt.

V. 60. „Phöbus' stolzes Roß“. Da Apollo oder Phöbus der Führer der 9 Musen ist, so bedeutet das stolze Roß des Phöbus nichts anderes, als das oben erwähnte Musenroß.

2. **Geschichtliches:** „Pegasus im Joche“ erschien zuerst im Musenalmanach des Jahres 1796, allerdings unter dem Titel: „Pegasus in der Dienstbarkeit“. Am 20. Juli 1795 war Schiller mit diesem Gedichte beschäftigt, am 7. August sandte er es an Wilhelm von Humboldt zur Einsicht auf dem Aushängebogen des Musenalmanachs. Humboldt war durch diese, an Schiller völlig ungewohnte, Art der Dichtung sehr überrascht und erfreut. „Es sei ihm göttlich gelungen“, so schreibt er, „die Erzählung eile sehr leicht und unterhaltend weiter, die Schilderung sei überaus lebendig und charakteristisch, der Schluß von V. 84 an sei majestätisch und verrate unverkennbar seine Hand.“ Allein gerade jenen

Schluß hat Schiller verändert, er ließ die Rede des den Pegasus besteigenden Apollo, welcher die Moral des Stückes aussprach, auf Körners Rat weg und fand auch hierfür die nachträgliche Zustimmung Humboldts. Übrigens ist letztere Veränderung als eine Art Kompromiß anzusehen, da Körner am liebsten gesehen hätte, wenn der Pegasus am Hungertode zu Grunde gegangen wäre, während für den Dichter Apollo unentbehrlich und der Hungertod zu platt schien. Friedrich Schlegel hat mit heftigen Worten über dieses Gedicht abgeurteilt und sich dafür in den Xenien (Nr. 306) verspotten lassen müssen: „Meine zarte Natur chokiert das grelle Gemälde".

3. **Gedankengang und Idee des Gedichtes**: In heiterer Stimmung stellt der Dichter in dieser Allegorie gewissermaßen sein Lebensschicksal dar. Der Dichter kann nicht allein vom Ideale leben, er lebt auch auf dieser Erde und muß sein Brot haben. Aber wenn er auch in niederer Arbeit um das tägliche Brot ringen will, so gelingt ihm das nur höchst unvollkommen. Dem Pachter scheint die Kraft des Tieres sehr brauchbar; die Menge bewundert das Talent, und der einzelne sucht es auszunutzen. In einer bürgerlichen Anstellung findet der Dichter Aussicht auf Brot, aber seine Leistungen sind so ganz andersartig, als sie erwartet waren, daß er alles sehr bald aus dem Geleise und an den Rand des Abgrunds bringt. So denkt der Pachter, nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hat, das Tier allein arbeiten zu lassen, besonders klug zu handeln, wenn er es zwei abgearbeiteten Kleppern vorspannt und nun der Hoffnung lebt, diese würden jenes ebenso zu zügeln vermögen, als sie andererseits von jenem zu größerer Beweglichkeit hingerissen werden würden. Auch im Staatsleben mußte man sich bald überzeugen, daß das Genie nicht allein arbeiten dürfe, aber vielleicht nütze sein Feuer zur Belebung langsamer Beamten, die im Dienste eingeübt und wegen ihres Mangels an innerem Eifer jenen zu zügeln im stande seien. Aber auch dieser Versuch muß scheitern. Über kurz oder lang vergißt das Genie die routinierten Mitarbeiter und will eigenmächtig vorgehen. Der Verdruß der Vorgesetzten ist groß, und, um den Genialen überhaupt brauchen zu können, wird derselbe zurückgesetzt und gestraft, zu den niedrigsten Arbeiten verurteilt, zum Hungern gezwungen. Der Dichter stellt dies so dar, daß er den Pegasus mit einem Ochsen zusammengekoppelt vorführt, d. h. zu solchen Arbeiten verwertet zeigt, die schließlich jeder Dummkopf auch leisten kann. Das muß den Geist des Genialen lähmen, niederdrücken. Pegasus siecht dahin und stürzt endlich unter den Scheltworten seines Herrn, dessen Versuche, das teuer erworbene Tier zweckmäßig auszunutzen, ebenso viele Zähmungsversuche des eigenartigen Geistes dieses Tieres sind, zusammen. Der Pachter Hans verzweifelt an diesem total unnützen Tiere, das zu garnichts, nicht einmal zum Ackern, tauglich ist. Da kommt der Retter. Ein Jüngling, der den inneren Wert des Tieres erkannt, naht, geschmückt mit goldenem Stirnband, in der Hand

eine Zither, und ihm ist es ein Leichtes, das ganze Wesen umzuwandeln, da er dem Pegasus andere Ziele steckt. Das alte Feuer, die Kraft, das königliche, majestätische Wesen erwachen, und die Schwingen, welche der Pachter binden oder stutzen wollte, weil er ihren Zweck nicht erkannte, tragen das Roß zu den Höhen des Himmels empor. Mit anderen Worten: Nachdem bisher Hohn und Verachtung, Mißhandlung und Strafe den Dichter, der sich in seiner Umgebung und in den ihm aufgedrungenen Beruf nicht schicken wollte, verfolgt hatten, hat ihn ein Auge erblickt, welches seinen vollen Wert erkennt und ihm nunmehr die Möglichkeit giebt, ganz seinem Ideale zu leben, ohne durch die Not der Erde irgend wie noch ferner behelligt zu werden. Allerdings sind viele Dichter in dem Kampfe ums Dasein unterlegen oder doch wesentlich niedergedrückt worden. Ich erinnere an Lessing, Bürger und andere, welche für ein bürgerlich Amt sich unpraktisch oder untauglich erwiesen und schließlich doch auch nicht fähig waren, die volle Kraft ihres Genies zu entfalten, da ihnen die Anforderungen des realen Lebens stets neue Hemmnisse bereiteten. Der Dichter vermag nur dann das Höchste zu leisten, wenn er, unberührt von der Not des Lebens, nur seinem Genius leben kann. Seine Kraft in den Dienst eines gewöhnlichen, niederen Berufes zu stellen und den Genius zu zwingen, sich mittelmäßigen Geistern zu akkommodieren oder gar den Daseinskampf in seiner armseligsten und drückendsten Gestalt zu kämpfen, ist thöricht, schädlich für die Gesamtheit und vor allem verderblich für den Genius selbst.

Es ist nicht unmöglich, daß Schiller, wie oben schon angedeutet wurde, sein eigenes Lebensgeschick zur Darstellung gebracht hat, wenigstens möchte ich Streicher, Schillers Jugendfreunde, Recht geben, welcher sagt: „Ohne eigene Erfahrung hätte Schiller in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung „Pegasus im Joche" unmöglich so natürlich hinstellen können, daß derjenige, der mit den Verhältnissen vertraut ist, sich alles auf den Verfasser deuten kann." Als junger Mann war er gezwungen, auch ohne Neigung und inneren Beruf die Arzneikunst auszuüben; in Jena mochte manche prosaische Natur, die ihm als Kollege zugesellt war, seinen Dichtergenius dämpfen, Entbehrung und Armut, sowie den Druck der Arbeit hatte er zur Genüge kennen gelernt; und ich möchte wirklich Hofmeister Recht geben, welcher in dem Apollo, dem blondgelockten Jüngling, einen Hinweis auf den größeren Genius Goethes sieht, von dessen Meisterhand geleitet sich Schillers niedergedrückter Genius leicht, schnell und königlich zu seiner Ideenwelt emporgehoben habe.

[Litteratur: *Viehoff III, S. 353. — *Götzinger II, S. 64. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte 1874. IV., S. 334. — *Hartert I., S. 166.]

17. Die Macht des Gesanges.

[Schillers sämtl. Werke. 1873 Cotta, Stuttgart. I, S. 219.]

1. Erläuterungen: Str. 2. V. 1—4. Die Konstruktion dieses Satzes ist schwierig, die Apposition: „Verbündet mit den furchtbaren Wesen u. s. w." gehört nicht zu wer, sondern zu des Sängers, und es drückt dieser Satz den Gedanken aus: Wer kann den Zauber des Sängers lösen, der mit den furchtbaren Wesen im Bunde steht? Unter den „furchtbaren Wesen" sind selbstverständlich die Parzen, die Schicksalsgöttinnen zu verstehen, Klotho, Lachesis und Atropos. (Vergl. „Klage der Ceres" Str. 4.) Der Dichter kann wohl insofern mit den Schicksalsgöttinnen verbündet bezeichnet werden, als die Entscheidung jener unabwendbar und sein Gesang unwiderstehlich wirkend ist. Auch in dem folgenden Gleichnisse der Strophe ist die unwiderstehliche Wirkung der Poesie der Vergleichungspunkt der letzteren mit dem Rate des Götterboten (V. 5.). Merkur, als des Führers in die Totenwelt, des Inhabers der Zauberrute, durch welche Wachende in den Schlaf, Lebende in den Tod versenkt, Verstorbene in das Leben zurückgerufen wurden.

Str. 3. V. 8. „Jede Larve", hier = jede Verstellung. —

Str. 3. u. 4. bilden übrigens eine einzige Periode.

2. Gedankengang der einzelnen Strophen: Wie ein Regenstrom aus Felsenrissen mit donnerähnlichem Getöse niederstürzt, Bergtrümmer mit sich ziehend, die Eichen unterspülend und zu Falle bringend, und sein Brausen für den Wanderer ein Gegenstand des Staunens wird, so hört und spürt der Edle mit einem Grausen, dem die Freude untermischt ist, die übernatürliche Gewalt der Poesie, aber den Quell beider kennt weder jener, der Wanderer, noch dieser.*) (Str. 1.) Und nicht allein unergründlich in Bezug auf seinen Quell und gewissermaßen göttlichen Ursprungs, sondern auch überwältigend in seiner Wirkung ist der Gesang, ja er ist ebenso unwiderstehlich, als die Entscheidungen der Schicksalsgöttinnen unabwendbar sind, und wunderbar wie die Zauber des Hermes; denn es ist beides dem Dichter möglich; er kann das Herz erstarren machen und fast in Todesnacht versenken und wiederum zu dem fröhlichsten Leben emporführen; ja es ist ihm ein Leichtes, den vollen Wechsel der Gefühle zwischen dem tiefsten Ernste und dem heitersten Scherze in den Seelen der Hörer hervorzurufen. (Str. 2.) Noch mehr; der Gesang übt dieselbe Wirkung aus, welche in einer von oberflächlicher Freude erregten Menge ein schweres Schicksal hervorruft; der Jubel verstummt, die Mummerei hat ihr Ende, und man beugt sich vor dem geheimnisvollen, ungeheuren Schicksale. So vermag es auch der Dichter, mit der Kraft der Wahrheit, die ja auch in seiner Poesie wohnt, uns der Welt der Nichtigkeit, Leerheit und Lüge zu entreißen, uns in das Reich der Ideale hinaufzuheben und auf uns seinen erhebenden, heiligenden, läuternden Einfluß auszuüben. Ja, das Reich der Ideale ist zugleich das Reich der Freiheit, der Kummerlosigkeit, der seelischen Erleichterung. (Str. 3 und 4.) Der

*) Vgl. Joh. 3, 8.

Dichter vermag noch eins, er vermag uns aus der Welt des Scheins, der Unnatur, vom Ausland erborgter Sitten und dem Zwange kalter Regeln zu der wahren, unschuldigen, ewigjugendlichen Natur zurückzuführen und in uns dasselbe Gefühl zu erwecken, welches ein Kind empfindet, das nach langer Zeit der Trennung, des Heimwehs und des Unfriedens, voll Thränen, Sehnsucht und Reue zur Heimat zurückkehrt und zu der verlassenen Mutter und im tiefsten Schuldbewußtsein und im Glauben an ihre treue Liebe an deren treue Brust sich wirft. (Str. 5.).

3. **Zur Geschichte der Dichtung:** Dieses bilderreiche Gedicht stammt aus dem Jahre 1795 und gehört zu den ersten Dichtungen Schillers nach einer längeren, historischen und philosophischen Berufsstudien gewidmeten, Zeit. Durch den näheren Verkehr mit Goethe und die Beschäftigung mit dramatischen Arbeiten wird auch die bisher gebannte Lust zur lyrischen Poesie wieder befreit, und es strömen eine Menge Dichtungen, die im Herzen wunderbar schliefen, aus Schillers Geist hervor, ihm selbst in ihrem Ursprung ein Geheimnis. Eines dieser Zeugnisse, daß der Strom der Poesie die Felsenkammern des Herzens gesprengt habe und von unerklärlicher, unergründlicher Herkunft, unwiderstehlicher, den Thaten der Götter ähnlicher, Kraft, sowie das Herz erhebender, von der Last der Erdensorge befreiender und wahrhaft beseligender, Wirkung sei, ist vorliegende Dichtung. — Übrigens hat der Dichter selbst in einem Briefe an Körner als die Einheit des Liedes, als die Grundidee derselben den Satz ausgesprochen: „Der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her." Unter diesem Gesichtspunkte würde die Schlußstrophe die Pointe, das Ziel angeben, und die ersten 4 Strophen es erklären, warum der Gesang erhabene und erhebende Wirkung haben könne; weil er göttlichen Ursprungs ist, von unwiderstehlicher, alles mit sich fortreißender Kraft (Str. 1), weil er mit Zauberkraft ausgerüstet ist (Str. 2), weil seine Macht, als die Macht der Wahrheit, eine alles Scheinwesen niederschlagende ist (Str. 3), weil er in ein heiliges, reines, von der Unnatur, Lüge und Sünde der Welt unbeflecktes, Reich erhebt (Str. 4).

Doch wird es nötig sein, noch auf zwei Punkte den Blick zu lenken. In Strophe 2 wird der Dichter als mit den Schicksalsgöttinnen im Bunde dargestellt, und es erklärt sich nicht ohne weiteres die Unwiderstehlichkeit des Gesanges als eine Folge der Verbindung des Sängers mit den Repräsentantinnen der Unabänderlichkeit. Götzinger glaubt die Verbindung so herstellen zu können: Der Dichter erregt und leitet unsere Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, von denen unser Schicksal abhängt. Damit wird gewissermaßen unser Thun und Lassen zur Voraussetzung unseres Schicksals gemacht, und somit der Dichter zu dem auf unser Schicksal, weil auf Gefühl und Thun Einfluß übenden, Geiste. Wilhelm von Humboldt spricht dieselbe Ansicht in folgender Form aus: „Das geheime Leben, die innere Kraft jedes Wesens, von

welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unbekanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen. Diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillt im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun gleichsam durch ein Einverständnis mit ihr jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen; denn daß er das letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön. Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz, aber durch die eigene Kraft desselben." Dagegen hat Viehoff folgendes Raisonnement: „Im Schoße der Parzen liegt für uns Wohl und Wehe, Freude und Schmerz; sie stürzen den Menschen vom Gipfel des Glücks in grenzenloses Unglück und heben ihn wieder aus dem Staube zu glänzender Höhe. Ihrer Gewalt gleicht die des Dichters über die menschliche Brust. Auch er weckt Furcht und Hoffen, Liebe und Abneigung, Schmerz und Freude, wie es ihm gefällt. Hermes führt die Seelen der Verstorbenen jetzt zum schauervollen Tartarus hinab, jetzt an die glanzvollen Regionen des Lichts. Vergl. Vergil Än. IV, 242 ff.:

Drauf ergreift er den Stab, womit er vom Orkus die bleichen
Seelen entführt und andre zum traurigen Tartarus hinschickt.

So führt der Dichter unsere Phantasie bald vor die Abgründe grausenvoller, menschlicher Schicksale, bald erhebt er uns zu den glänzenden Höhen menschlicher Verherrlichung."

Mir will weder die eine noch die andere Auslegung ganz zusagen. Zunächst ergiebt sich aus der Konstruktion des Satzes, daß in der Verbindung des Sängers mit den Parzen die Zauberkraft des Sängers liegt, der sich niemand entziehen kann und der niemand zu widerstehen vermag, und daß wir somit berechtigt sind, V. 1—4 der zweiten Strophe in folgende Form zu übertragen: Weil der Sänger mit den furchtbaren Wesen, die still des Lebens Faden drehn, im Bunde steht, so ist sein Zauber unlöslich, und sind seine Töne unwiderstehlich. Inwiefern aber kann von einem solchen Bündnis die Rede sein? Ich glaube insofern, als die geheimnisvolle Kraft der Poesie, welche den Dichter befähigt, Lebensläufe tragischer Helden zu spinnen und in der Katastrophe zu beenden, also gleichsam dasselbe zu thun, was die Schicksalsgöttinnen zu Gunsten oder Schaden der Menschen thun, eine übernatürliche, göttliche, gewissermaßen von den Schicksalsgöttinnen selbst durch freie Entschließung abgetretene und den Dichter in gewisser Beziehung in die Kategorie jener furchtbaren, über das Leben und Sterben der Menschen endgiltig beschließenden, Wesen erhebende Kraft ist.

In Strophe 5 findet Götzinger wohl mit Recht die beiden Hauptarten der Poesie angedeutet, die sentimentale und die naive. In seiner

Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung bezeichnet Schiller die Natur als die einzige Flamme, aus der sich überhaupt der Geist des Dichters, des sentimentalischen wie des naiven, nährt. Aus ihr allein, heißt es dort, schöpft er seine Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen." Viehoff fährt fort: „Diesem aber erscheint, wie uns eine frühere Stelle sagt, die Natur als eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Übermut unserer Freiheit hinaus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren und hören im Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme." Soweit Viehoff am angeführten Orte. Somit wäre die Natur der Kunst entgegengesetzt, und letztere als das ferne Ausland fremder Sitten anzusehen. Doch viel ungezwungener verbindet sich Str. 5 mit der dritten und vierten dergestalt, daß in Strophe 3 die plötzlich wirkende Gewalt der Poesie als der Wahrheit, in Strophe 4 die heiligende, erhebende Kraft des Gesanges dargestellt wird, während in Strophe 5 die Wiederherstellung der Wahrheit im Menschenherzen unter dem Bilde einer reuig zur Mutter Natur zurückkehrenden, abtrünnigen Tochter vorgeführt und die Poesie selbst als das Reich der Jugend, der Unschuld und der Liebe, ihre Wirkung somit als eine schlechthin beglückende bezeichnet wird. Dann ist die Natur gleichbedeutend mit der Wahrheit, von welcher man sich in demselben Maße entfernt, als man unter die kalten, starren Regeln der Konvenienz und der Unwahrheit sich unterordnet, wie sie allerdings nicht sowohl die Kunst, als die Scheinkultur hervorbringt. Eben dieses Leben führt in die Fremde aus der Heimat, aus der Unschuld in die Reue, aus der Fülle in die Leere, aus der liebewarmen Hand der Mutter in die liebeleeren kalten Formen und Fesseln der Fremde; wohl dem, welcher durch die Macht der Poesie seinen Rückweg findet zu dem einst preisgegebenen und später so sehnsüchtig begehrten, so schmerzlich vermißten Paradiese der Kindheit, dem Reiche und Quell des Friedens, der Unschuld und der Seligkeit.

[Litteratur: *Viehoff III, S. 89. — *Hartert II, S. 125. — *Götzinger II, S. 57. — *Pollack in Dietlein u. s. w. Aus deutschen Lesebüchern Bd. III, S. 9.]

---

18. Das Mädchen aus der Fremde.

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 196.]

1. Die metrische Form des Gedichtes:

Wir finden hier einfache, vierzeilige Strophen mit gekreuztem Reim (abab). Die je erste und dritte Zeile jeder Strophe sind hyperkatalek-

tische (überzählige) vierfüßige Jamben, die graden Zeilen sind vollständige vierfüßige Jamben.*) Somit ist der Reim a klingend, b stumpf.

2. **Das Mädchen aus der Fremde:**

So klar und verständlich das Lied Schillers scheint, so ergiebt sich doch bei genauer Betrachtung, daß wir es hier mit einem Bilde zu thun haben, und zwar nicht sowohl mit einem offenen, als vielmehr mit einem verschwiegenen Gleichnis oder einer Allegorie. Ja die Allegorie ist so künstlich, so absichtlich verdeckt, daß für diese Art die Bezeichnung Rätselgleichnis wohl angebracht ist. Was hat Schiller gemeint? Zwei Deutungen kannte man bisher; man hielt „das Mädchen aus der Fremde" einmal für den Frühling, und dann für die Poesie.

Das „junge Jahr", das Schwirren der Lerche gab zu ersterer Deutung Veranlassung. Und doch war dies nur ein großer, leicht erkennbarer Irrtum. Setzen wir nur in der ersten Strophe statt der Worte: junges Jahr den bildloseren Ausdruck Frühjahr, so hätten wir folgenden Gedanken: In einem Thal bei armen Hirten erschien in jedem Frühjahr der schöne, wunderbare Frühling! Str. 3 wäre sehr dunkel, und Str. 4, wo der Frühling Blumen und Früchte bringen soll, welche auf einer anderen Flur gereift wären, völlig unverständlich. Auch die fünfte und sechste Strophe böten neue Schwierigkeiten für die Deutung.

Die meisten Ausleger verwerfen die erste Deutung mit Recht, und erklären: Das Mädchen aus der Fremde ist die Poesie. So namentlich Götzinger, Hoffmeister, Viehoff und alle neuen. Allein alle Interpreten erkennen die Schwierigkeiten, welche auch dieser „Lösung" ankleben; man ist der Lösung allerdings näher gekommen, aber man hat sie nicht. Was fehlt, soll durch des Dichters Schuld fehlen, welcher das Bild nicht zu voller Klarheit durchzuarbeiten vermocht habe. Allein Unklarheit in der Ausführung von Bildern sind wir an Schiller am allerwenigsten gewohnt.

Götzinger und Viehoff erklären das Thal als die Erde (?), die armen Hirten als die Menschen, welche vom Schicksal an die Bedürfnisse des Augenblicks gebunden seien (!), oder als die Menschen, „welche friedlich und ruhig, frei von Bosheit und Ränken, in einfachen, reinen Sitten leben" (Hartert). Der Frühling soll der „Frühling erfreulichen, geselligen Daseins" sein (Viehoff), oder, weil die Zeit, welche von den Hirten am meisten begrüßt werde, der Frühling sei, so wirke auch das Erscheinen der Poesie immer Freude; überdies sei der Frühling (d. i. die Jugend) der Poesie am günstigsten. (Hartert.) — Str. 2 weise dann

---

*) Westphal nennt solche Strophen zwei Perioden mit 2 Gliedern, das erste Glied jeder Periode ist eine katalektische, das letzte eine brachykatalektische jambische Pentapodie (dort fehlt die Länge des Jambus, hier ein ganzer Jambus).

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ = | ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — = =.

Durch das Zeichen = habe ich die Pausen angedeutet.

auf den überirdischen und geheimnisvollen Ursprung der Poesie und ebenso auf die Unmöglichkeit hin, die entschwundene Poesie willkürlich zurückzurufen (Viehoff.) Für diese beiden Gedanken lassen sich allerdings Analogien in den Gedichten Schillers finden (vgl. Graf von Habsburg, Macht des Gesanges, Gunst des Augenblicks). — Str. 3 erklärt Viehoff: „Die herzerweiternde Wirkung der Poesie, der Kunst empfindet jedes nicht ganz verstockte Gemüt, aber zugleich fühlt jeder, daß die Poesie eine edle, höhere, ehrfurchtgebietende Erscheinung ist."*)

Doppelt sind nach Str. 4 und 5 die von dem Mädchen ausgeteilten Gaben: Blumen und Früchte. Diese beiden Gaben lassen sich nach Viehoff nicht auseinanderhalten und werden von letzterem als die verschiedene Disposition der Empfänger gegenüber der Gabe der Poesie gedeutet.

Künstlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, Zweifel, ungelöste Knoten bleiben, wie wir sehen, auch bei dieser Deutung noch übrig.

Prov.-Schulrat Karl Bormann hat nun in einem kleinen Büchlein: „Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Enthüllung eines Schillerdenkmals," wie mir's scheint, die richtige Lösung dargeboten. Ein „liebliches Rätsel" nennt ja auch Körner, der Vater des Freiheitsdichters und Helden, das Gedicht in einem Briefe vom 11. Okt. 1796. — **Das Mädchen ist** (nach Bormann) **die Muse** [des Almanachs vom J. 1797.**]

Ich folge Bormanns Deutung und gebe zunächst im Zusammenhang den bildlosen, ja nackten Gedankengang des Gedichtes und dann die notwendig erscheinenden Erläuterungen.

3. Die Deutung:

In der Mecklenburger Tiefebene[1]) unter armen Bauern[2]) erscheint alljährlich[3]) und mit den ersten Frühlingsboten ein Musenalmanach.[4]) Sein Inhalt ist dort nicht entstanden, die Meisten kennen seine Verfasser nicht,[5]) und diese Gedichte wollen nur als Kinder des Augenblicks, was sie sind, Freude und Lust des Augenblicks wecken.[6]) Längere Wirkung beanspruchen sie nicht. Und doch erquickt den Dichter die neue Beschäftigung mit der Dichtkunst nach so langer Unterbrechung und Beschäftigung mit rein philosophischen, zwar wertvollen, aber sehr undankbaren Studien[7]) und so erquickt, wie gehofft werden darf, der Inhalt dieses Almanachs auch alle Leser. Zugleich aber ist die Erhabenheit der Poesie derart, daß zwischen den Lesern und den Dichtern eine Schranke bleibt.

---

*) So spricht sich in einem Briefe an Körner vom 20. Nov. 1805 Schiller über die Erbprinzessin Maria Paulowna aus: „Sie ist äußerst liebenswürdig, und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignatät zu paaren, die alle Vertraulichkeit entfernt."

**) Viehoff nennt zwar die Schrift Bormanns eine ziemlich anspruchsvolle, giebt aber doch zu, daß Schiller die von Bormann angedeuteten speziellen Beziehungen vorgeschwebt haben könnt n.

Der Inhalt des Almanachs sind lyrische Gedichte (Blumen)[8]) für die Freunde und Xenien[9]) (Früchte, Küchenpräsente, spanischer Pfeffer) für die zahlreichen Anfeinder der Dichter Schiller und Goethe. Sie sind zu Weimar und Jena unter einem angenehmeren Himmelsstriche und in der Umgebung glücklicherer Menschen entstanden. Die Gaben sind zum Verteilen bestimmt, für Jung und Alt, für Freund und Feind; es sind eben Gastgeschenke. Das schönste Gedicht aber in dem Musenalmanach von 1797 ist den Liebenden geboten in der Idelle: Alexis und Dora von Goethe.[10])

4. **Erläuterungen:**

[1]) Mecklenburg ist ein Tiefland; besonders ist Strelitz mit seinen zahlreichen Seelen eine Thalsenkung, so daß es passend ein Thal genannt werden kann.

[2]) Fast alle Mecklenburger beschäftigten sich damals (und noch heutzutage 71 Prozent!) mit Ackerbau und Viehzucht; solche Landleute nennt Schiller öfters Hirten. (Vgl. „Huldigung der Künste.") Damals noch leibeigene Bauern verdienen aber wohl das Epitheton arm.

[3]) Der erste Almanach war bei dem Hofbuchhändler Michaelis in Neustrelitz im Frühjahre 1796 erschienen, und Schiller nahm, als dies Gedicht entstand (vielleicht im Juli 1796), noch an, daß dieser Verleger jährlich den Almanach herausgeben werde. Erst, nachdem das Gedicht, die liebliche Allegorie, das tiefe Rätsel, entstanden war, übernahm Cotta den Verlag.

[4]) Die Muse wird von Schiller oft personifiziert. (An die Muse. Die Gunst der Muse. Sängers Abschied oder Abschied vom Leser im Musenalmanach 1796). Sie ist ihm sonst die Quelle aller dichterischen Begeisterung und Kraft und im Abschiede vom Leser eben die Jungfrau mit errötenden, verschämten Wangen.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu erlangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie — es nicht.

[5]) Wilhelm vom Humboldt hatte von Berlin aus die Korrektur besorgt, die Herausgabe des ersten Jahrgangs geleitet. Die eigentlichen Verfasser traten großenteils durch die Anonymität zurück (die meisten Gedichte erschienen 1796 und auch noch 1797 anonym, namentlich auch die 400 Xenien, die tabulae votivae, die Epigramme von Venedig). —

[7]) Vgl. 1796: Abschied vom Leser; Str. 2.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönen Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Dieses letzte Gedicht im Musenalmanach für 1796 steht zu dem ersten Gedichte Schillers im folgenden Jahrgang in mehr als einem Punkte in schönster Beziehung.

7) Die Herausgabe der Horen, 1794 beschlossen, mit vorwiegend ästhetisch-philosophischem Inhalt, hatte Schiller und Goethe, wie den andern Mitarbeitern, zahlreiche Feinde zugezogen, deren Angriffe besonders der reizbare Schiller schwer empfand. Jetzt hatte Schiller sich der Poesie wieder zugewandt und in ihrer „beseligenden Nähe" sich wieder erholt, sein Gemüt beruhigt.

8) Blumen nennt Schiller alle lyrischen Gedichte, besonders aber 18 Distichen („Frühling" in Goethes Jahreszeiten) von G. und S., in welchem unter dem Bilde von Blumen Mädchen und junge Frauen besungen wurden.

9) Die Xenien (eigentlich Gastgeschenke) waren kleine Gedichte, meist einfache Distichen (im Jahrgang 1797 des Almanachs 400), in welchem die Feinde Schillers und Goethes (vgl. Erläut. 7) für ihre Liebe und Freundschaft belohnt werden sollten. Unter dem Scheine völliger Seelenruhe heißt man die Gäste willkommen, giebt ihnen, sie bewirtend, Küchengeschenke; aber es ist kein Braten, Gemüse oder Wein, sondern spanischer Pfeffer. Vgl. Xen. 364.

Xenien nennet ihr Euch? Ihr gebt Euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn — mit Vergunst — spanischen Pfeffer bei Euch?

Die Wirkung dieses kitzelnden „spanischen Pfeffers" war groß genug. —

10) Dieses Gedicht steht darum 1797 auch vorn an der Spitze des Almanachs. — An der Spitze aller Lieder Schillers aber steht, wie eine Widmung, „das Mädchen aus der Fremde." —

5. **Schluß**: Hat das „liebliche Rätsel" Schillers an Reiz verloren? Ich fürchte nicht — ich bin vielmehr gewiß, daß es an Wert gewonnen hat, wie auch Bormann das als seine zuversichtliche Hoffnung ausspricht. — Wir freuen uns des Dichters, der in so lieblicher Weise die oben angegebenen prosaischen Gedanken poetisch idealisiert, ja kunstvoll in einem Liede verhüllt hat, welchem seine Erklärer „anmutvolle Goethesche Klarheit, Einfachheit der Sprache" mit vollstem Rechte nachrühmen. Viehoff glaubt nicht an die Richtigkeit der Bormann'schen Lösung, weil es Schillers Art nicht sei, ein eigentliches Gelegenheitsgedicht zu dichten, vielmehr „das Individuelle und in der Wirklichkeit Gegebene zu verallgemeinern, zu idealisieren und die Spuren des Persönlichen möglichst zu verwischen zu suchen." Aber hat das Schiller hier nicht gethan? und sagen er und Körner nicht ausdrücklich, daß dies Gedicht ein ganz eigenartiges, daß hier die frühere Manier Schillers verlassen sei, daß eine Erweiterung der Natur Schillers an diesem Gedichte gezeigt und verzeichnet werden könne?

Das Lied ist ein Lieblingslied des deutschen Volkes geworden, als es ein ungelöstes Rätsel war; es wird ferner der deutschen Nation lieb

und wert bleiben, nachdem diese die tiefsten Beziehungen erkannt hat. Der Schleier ist erst spät gelüftet, — aber um so größer ist jetzt unser Interesse, unser Beifall, und Schiller bleibt derselbe große Geist, auch nachdem wir diese ungeahnte Seite erschaut haben. Ja wir werden ihn sogar noch lieber gewinnen, noch mehr bewundern.

Doch darf ich freilich auch nicht übergehen, in welcher schroffen Weise Düntzer über Bormanns „anspruchsvolle" Schrift zu Gericht sitzt. Er nennt diese Schrift Bormanns geradezu eine Versündigung an Schiller, und sagt weiter: „Zur Widerlegung dieser Verbormannung, die ihre Xenienfrucht in sich selbst trägt, brauchen wir nicht darauf zu verweisen, daß der Almanach nicht im Frühling, sondern im Herbst erschien, nur im ersten Jahr in den Januar sich verspätet hatte, daß der bedeutendste Teil der Gedichte Schillers und Goethes Namen trug, außer ihnen noch elf Dichter namentlich genannt waren. Bormann läßt das Gedicht, das bereits im Jahre 1796 gedruckt wurde, wie ich sieben Jahre vorher gezeigt hatte, im September 1797 (soll heißen 1796) entstehn, und behauptet, erst später sei der Verlag an Cotta übertragen worden, da dies doch bereits im Frühjahr geschah; schon am 19. August erhielt Cotta Aushängebogen. Zur Erklärung Schillers gehört in unserer Zeit etwas anderes, als diese seltsame Enthüllung eines Schillerdenkmals, welche die wunderlichste ästhetische Anschauung voraussetzt, dazu mitbringt."

Der arme Bormann! Aber es rächt sich, wenn man Düntzers Gedichtserläuterung im Jahre 1872 nicht kennt, obgleich sie schon 1865 erschienen war, es rächt sich noch mehr, wenn man gar diesen Namen totschweigt. Im Übrigen verdient das Epitheton „anspruchsvoll" Bormann weit weniger als andere Ausleger. Endlich ist, was Düntzer gegen Bormanns Deutung vorbringt, ziemlich unwesentlich. Man kann getrost das Gedicht in den Juni zurückdatieren und den Übergang des Verlags an Cotta noch nach der Entstehung des Gedichts ansetzen. Der Hauptsache nach kann die Erläuterung Bormanns aufrecht erhalten werden, auch wenn dem, welcher sich erst selbst in dieser Spezialfrage orientieren müßte, zwei kleine Irrtümer nachgewiesen werden können. Daß man aber das Erscheinen eines Jahrbuches oder Kalenders in das junge Jahr verlegt, ist doch begreiflich, da ein solcher Kalender die neue Jahreszahl trägt. Wenn um der Konkurrenz willen die Schrift im Buchhandel eher zu haben ist oder eher zu haben sein soll, so ist das für diese Frage gleichgiltig. Schließlich ist noch sehr die Frage, ob nicht Bormann zur Erklärung und Würdigung Schillers ebenso viel oder noch mehr Urteil und Geschmack mitbringe, als der, welcher ihn deshalb so scharf zu richten scheint, weil er durch den Nebentitel: „Auch eine Enthüllung eines Schillerdenkmals" sich, den unbeachtet gebliebenen früheren Erläuterer, persönlich angegriffen und beleidigt wähnt.

6. **Schriftliche Aufgaben**: 1. Deutung der Allegorie. — 2. Die Muse unter dem Bilde einer Jungfrau. (Schilderung.)

Abschied vom Leser.*)

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 268.]

1. Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

2. Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönren Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

3. Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein munter Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

[Litterarisches: Eckardt, Anleitung, deutsche Musterwerke zu lesen, S. 100. — Rochholz, der deutsche Aufsatz, S. 287. — *Kriebitzsch, deutsche Dichtungen, S. 28. — Neuling, prakt. Schulmann, VIII, S. 593. — Herling II, S. 165. — *Viehoff III, S. 12. — *Kurz III, S. 290. 300. — *Götzinger II, S. 158. — *Düntzer II, S. 367. — *Hartert I, S. 154. — *Hinrichs I, S. 106. — *Bormann, das Mädchen aus der Fremde. 1872. Berlin, Wiegand u. Grieben.]

---

19. Die Teilung der Erde.

[Schillers sämtl. Werke. 1874. Cotta, Stuttgart I, S. 195.]

1.. **Erläuterungen: Str. 1.** Das „ew'ge Lehen" in V. 3 bedeutet nichts anderes, als ein bleibendes Geschenk; denn Lehen ist eigentlich nur das zum Gebrauch unter der Bedingung der Rückgabe oder des Rückfalls Übergebene. Hier sind derartige Bedingungen durch das Wort „ewig" ausgeschlossen. — Die Wahl des Wortes „Zeus" in dieser parabelähnlichen Dichtung ist durchaus zweckmäßig; man vergleiche, was hierüber in Kleist's „Arist" (Erläuterungen, Bd. II.) gesagt ist. „Von seinen Höhen" kann ebensowohl vom Olymp als vom Himmel selbst verstanden werden.

*) Es war das erste Mal, daß Schiller im Bau von Stanzen (Oktaven) sich versuchte. Stanze ist eine achtzeilige, italienische Strophe, bestehend aus einem sechs Verse umfassenden, in drei Glieder geteilten Auf- und einem aus 2 Versen bestehenden Abgesang. 5 Jamben (mit teilweise überschüssiger Silbe) bilden einen Vers. Reim der reinen Stanze immer a b a b a b c c. Schiller charakterisiert „die achtzeilige Stanze" so:

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

Str. 2. „Birschen“ bedeutet das Jagen mit Spürhunden im Walde zum Unterschiede vom Beizen, der Jagd auf Vögel mit Hilfe abgerichteter Falken.

Str. 3. V. 2. „Der Firnewein“ bedeutet eigentlich den vorjährigen und somit abgeklärten Wein; hier ist Firnewein in der Bedeutung des alten Weines zu fassen.

Str. 5. Jovis = Genetiv von Zeus oder Jupiter.

2. **Die Geschichte der Dichtung**: In seiner ersten Gestalt ist dieses Gedicht im Anfange Oktober 1795 gedichtet und unter dem 16. Goethe zur Einsicht mitgeteilt, der dasselbe sehr artig, ja ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich fand. Schiller schlägt in diesem Gedichte, ähnlich wie im früher besprochenen „Pegasus im Joche“ einen heiteren Ton an. Nachdem es im 11. Stück der Horen, Mitte Dezember, aber anonym erschienen war, fand es allgemeinen Beifall. Später wurde es mehrfach verändert; die Varianten siehe weiter unten.

3. **Gedankengang und Idee der Dichtung**: Zeus übergiebt den Menschen zum bleibenden Eigentume und Gebrauche die ganze Erde unter der einzigen Bedingung, daß sich die Menschen brüderlich in dies Geschenk teilen. Jeder beeilt sich, das für seinen Geschmack Angenehmste auszuwählen. Der Ackermann (wir sagen heute Ackersmann) erwählte sich des Feldes Früchte (d. h. die fruchtreichen Felder), der Adlige den Wald für die Freuden der Jagd (Str. 2), der Kaufmann füllt den Speicher mit allerlei Produkten, der Abt füllt seinen Keller mit edlem Weine, der König führt Brücken- und Straßenzölle ein und beansprucht außerdem den Zehnten aller Einnahmen. (Str. 3.) Als alles verteilt war, kehrt der Poet aus weiter Ferne zurück und überzeugt sich, daß für ihn nichts mehr übrig gelassen ist. (Str. 4.) In dem Wahne, daß nicht seine Schuld, sondern des Zeus Schuld es sei, wenn er unter allen Sterblichen allein der irdischen Freude entbehre, trägt er in tiefem Schmerz seine Klage Zeus vor. (Str. 5.) Allein dieser weist dieselbe zurück, der Poet sei allein an seiner Armut schuld, er habe die rechte Zeit versäumt, doch stimmt Gott die Antwort des Poeten, daß er während der Teilung der Welt bei ihm, bei Gott, mit seinen Gedanken geweilt habe, die höchsten Wahrheiten durchdacht und an himmlischen Gütern seinen Geist erquickt habe, mild (Str. 6 und 7), und da die Erde thatsächlich an Gütern nichts mehr dem Poeten übrig gelassen habe, so ladet er ihn zur Entschädigung in seinen Himmel ein.

So schön und genußreich es auch für den Dichter sein mag, im Reiche der Träume oder der Ideale zeitweilig zu leben, so ist und bleibt er doch ein Kind der Erde und kann der irdischen Bedürfnisse nicht dauernd entbehren, und es treten dann für ihn Zeiten ein, in welchen er seiner Armut, ja der bitteren Not in empfindlicher Weise sich bewußt wird. Und doch giebt es nur einen Rat für ihn, er muß auf irdische

Güter freudig verzichten, und sich mit den geistigen Genüssen begnügen, welche ihn die Schöpfungen seines Geistes bereiten, und über diesen rein geistigen Genüssen die irdischen Bedürfnisse zu vergessen suchen und müssen. Schiller nannte seine Dichtung in jenem Briefe an Goethe eine Schnurre. Dieses Wort soll auf den heitern Ton hinweisen und auf die fröhliche Stimmung, in welcher der Dichter bereits der irdischen Sorgen Meister geworden ist. In Wahrheit erfreut an der Dichtung nicht nur die Heiterkeit des Tones, sondern auch der Tiefe des Gehaltes.

4. **Varianten:**

Str. 1. V. 1—3:

Da! nimmt sie hin, die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschenkindern zu; nehmt! sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum ew'gen Lehen;

Str. 2. V. 1:

Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten.

Später hat Schiller statt „griff" „lief" geschrieben.

Str. 3:

Der Kaufmann füllte hurtig sein Gewölb', die Scheune
Der Fermier*), das Faß der Seelenhirt;
Der König sagte: „Jeglichem das Seine,
Und mein ist, was geerntet wird."

Str. 4. V. 1:

Jetzt spät erschien, nachdem die Teilung längst geschehen,
Auch der Poet.

Später in der ersten Ausgabe steht die heutige Form mit Ausnahme der Worte: „Naht der Poet", für welche Schiller damals noch schrieb: „Erschien auch der Poet."

Str. 6. V. 1:

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,

Antwortete der Gott (Horen), antwortet ihm der Gott (erste Ausgabe).

Str. 7. V. 1:

Mein Auge hing an deinem Strahlenangesichte.

Str. 8. V. 1:

Was kann ich thun? spricht Zeus — —

5. **Die Form:** In der jetzigen Gestalt zeigt das Gedicht vierzeilige Strophen und zwar in V. 1 und 3 hyperkatalektische, fünffüßige Jamben, in V. 2 akatalektische, in V. 4 um einen Fuß verkürzte, also vierfüßige jambische Verse. Nur in Strophe 8 ist vielleicht unabsichtlich der fünffüßige Jambus stehen geblieben.

[Litteratur: *Götzinger II, S. 68. — *Viehoff III, S. 8. — *Harter I, S. 151. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte IV, S. 364.]

---

*) Der Pachter. Da übrigens der Ackermann schon genannt war, eine nicht passende neue Kategorie.

20. Der Handschuh.

[Schillers sämtl. Werke 1874. Cotta, Stuttgart I. S. 182.]

1. **Geschichtliches**: Der Handschuh entstand kurz nach Beendigung des Tauchers und wurde am 19. Juni 1797 vollendet. Die Quelle war für Schiller eine Anekdote in dem essai sur Paris von St. Foix (Vierte Ausgabe 1766). Dieselbe lautet im Bd. I folgendermaßen: Eines Tags, als Franz I einem Kampfe seiner Löwen zusah, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu de Lorges: „Wollt ihr mich glauben machen, daß ihr mich liebt, wie ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf". De Lorges steigt hinab, hebt den Handschuh aus der Mitte dieser schrecklichen Tiere auf, steigt wieder zurück, wirft ihn der Dame ins Gesicht (le jette au nez de la dame) und wollte sie nachher nie wiedersehen, ungeachtet vieler Anträge und Neckereien von ihrer Seite. Götzinger weist eine ausführliche Rezension dieser Sage, welche St. Foix in die Löwenstraße, neben St. Paul in Paris verlegt hat, bei Brantome: „Leben galanter Damen" (Teil 2, sechste Unterhaltung) nach, wo sie ebenfalls von de Lorges, einem mutigen Hauptmann des Fußvolkes, erzählt wird. „Er geht ohne zu zögern, den Mantel um die Linke, den Degen in der Rechten, herzhaft unter diese Löwen, um den Handschuh aufzuheben. Und das Glück war ihm günstig. Ohne eine Miene zu verziehen, wies er mit schöner Festigkeit die Spitze seines Degens den Löwen, sodaß diese ihn nicht anzugreifen wagten. Nachdem er den Handschuh genommen, kehrte er zu seiner Geliebten zurück und überreichte ihr denselben. Sie und alle Umstehenden priesen ihn deshalb sehr hoch, aber man sagt, Herr von Lorges habe sie verlassen, aus Unwillen darüber, daß sie ihren Scherz auf diese Weise mit ihm und seinem Mute habe treiben wollen. Auch setzt man hinzu, er habe ihr vor Verdruß den Handschuh ins Gesicht geworfen. Lieber hätte er gesehn, daß sie ihm geboten, in ein Bataillon Fußvolk einzubrechen, was er gelernt habe, als einen Kampf mit Bestien zu bestehen, der wenig Rühmliches habe."

Gewisse Proben sind weder schön, noch der Ehre gemäß, und die Personen, welche dieselben machen, sind sehr zu tadeln.

Da König Franz wirklich für Löwengärten und Tierkämpfe eine besondere Liebhaberei hatte, so ist man einigermaßen versucht, in dieser Anekdote den Kern historischer Wahrheit anzunehmen. Allein die Sage ist offenbar spanischen Ursprungs und wird dort auf einen spanischen Ritter, Don Manuel Ponce de Leon zurückgeführt, welcher am Hofe des Königs Ferdinands des Katholischen durch ein Edelfräulein der Königin in die hier geschilderte Lage gebracht wird. Die Novelle ist in dieser Form bei Sansovino (Centonovelle scelte, Tag 10. Nov. 2.) und hier wieder aus Candello (Bd. III, Novelle 39) weitläufig erzählt und kann bei Götzinger am angeführten Orte (S. 37) nachgesehen wer-

den. Ferdinand Wolf veröffentlicht in der Rosa de romanses (Leipzig, Brockhaus 1846) eine Romanze über Don Manuel, welche Liebe in dem neuen Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache (Bd. VII, S. 419) in Übersetzung darbietet. Götzinger teilt folgendes Stück aus derselben mit:

Um zu sehn nun, wer der Kühnste
Aller wäre, ließ die Dame,
Gleichwie durch Unachtsamkeit,
Einen Handschuh niederfallen,
Sagt hierauf, daß der Verlust
Gar sehr schweres Leid ihr mache;
Dann sie noch mit Schmeichelworten
Solcher Weise weiter fragte:
„Welcher Ritter wird es sein,
Der sich zeigt so kühn und tapfer
Und den Handschuh von den Löwen
Bringt mir, den so hoch ich achte?"
Denn ich geb' ihm mein Versprechen,
Sein bin ich an diesem Tage,
Mehr als alle acht' ich ihn,
Lieb ihn mehr als alle andern.
Dieses hört der Manuel,
(Ein gar edler Ritter war er)
Und auch er fühlt sich getroffen
Von der Schmach der andern allen.
Aus der Scheid den Degen ziehend,
Rollt er um den Arm den Mantel
Und trat in den Löwenzwinger,
Scheinend so noch viel erhabner.
Und die Löwen schauen es,
Doch rührt keiner sich von dannen.
Durch die Thür, die ein ihn ließ,
Frei und ungehindert kam er,
Stieg die Trepp' hinauf; den Handschuh
In die Linke hat gefaßt er.
Doch eh' er ihr diesen reichte,
Einen Backenstreich ihr gab er
Und mit Worten voller Mut
Und voll hohen Sinnes sprach er:
„Nehmet! Nehmt, und nimmer wieder
Bringet in Gefahr der Schande
Eines Edelmannes Ehre,
Einen Handschuh zu bewahren.
Und wer glaubt, daß ungeziemend
Sei, was jetzt gethan ich habe,
Tret' hervor nach Ritterweise,
Kämpf mit mir im offnen Kampfe."

Donna Anna de Mendoza fühlt sich aber in dieser Erzählung gar nicht beleidigt, sondern reicht Don Manuel die Hand, und dieser nimmt sie an.

Baron von Pöllnitz erzählt in seinen Memoiren (Bd. III, S. 216.) ebenfalls die spanische Sage und zwar auch mit erfreulichem Ausgange.

Der noch tiefer in die Kenntnis der spanischen Litteratur eingedrungene Johannes Fastenroth teilt uns im „spanischen Romanzenstrauße" mit, daß die Sage aus dem 16. Jahrhundert stamme, aber die betreffende Romanze einen Unbekannten zum Verfasser habe, sowie daß die Heldenfamilie Ponce de Leon in der berühmten Universitätskirche von Sevilla ihre Grabstätten besitze und daß diese Romanze auch von Heine schon fast wörtlich in einem Briefe an Steinmann übertragen worden sei. Nach Pöllnitz hat Adolf Stöber in diesem Jahre (1884.) die Romanze in folgender Weise nachgedichtet. (Vgl. Leimbach, Feierabend 1884. S. 94.)

Der Donna Handschuh und Hand.

Von Adolf Stöber.

In Hispaniens Königsschlosse
Wandeln Edelfraun und Ritter;
Drunten tief im Erdgeschosse
Schließt den Löwenhof ein Gitter.

Von den Marmorgallerien
Schaun die Damen auf die Tiere,
Die mit Grimm die Stirn verziehen,
Löw' und Löwin, ihrer viere.

Sieh, da fällt ein Handschuh nieder
Auf die Bestien vom Balkone.
„Ach wer bringt den Schmuck mir wieder?“
Frägt die Dam' in weichem Tone.

„Welcher von den Kavalieren
Wagt's, den Handschuh zu entreißen
Diesen wild ergrimmten Tieren?
Den will ich als Helden preisen.“

Donna de Mendoza war es,
Die so umfrug bei den Rittern,
Don de Leon, lockgen Haares,
Wagt es ohne Furcht und Zittern.

Aller Augen vom Altane
Suchen bang den jungen Ritter,
Der da trotzt dem Löwenzahne,
Sieh, da öffnet er das Gitter.

Murrend regen sich die Tiere,
Drohend funkeln ihre Blicke
Auf dem Sprung sind alle viere,
Wie entrinnt er dem Geschicke?

Von den Bestien rings umbrüllet,
Steht er fertig da zum Fechten
In den Mantel fest gehüllet
Und den Degen in der Rechten.

Flugs den Handschuh raffend, lähmt er
Ihre Mordlust, stolz besonnen,
Und mit Geisteskraft bezähmt er
Ihre Wut — und ist entronnen.

Alsbald eilt der junge Degen
Auf die Gallerie zurücke;
Beifall jubelt ihm entgegen,
Und er strahlt von Ruhm und Glücke.

Auch die Donna hochgebrüstet
Will nun ihren Helden grüßen;

Doch de Leon wirft entrüstet
Ihr den Handschuh zu den Füßen.

„Künftig, Donna, wollt verwegen
Nimmer solchen Frevel wagen,
Eines schlechten Handschuhs wegen
Ritter in den Tod zu jagen.

Ungern hab' ich euch beleidigt,
Und Genugthuung zu geben
Dem, der eure Ehr' verteidigt,
Setz' ich ein mein junges Leben.“

Nein, so fleht sie angstgehoben,
Nimmer will ich euch gefährden,
Was bedarfs auch neuer Proben
Eures Muts, des altbewährten?

Daß ihr mich zurecht gewiesen,
Dank ich euch, anstatt zu grollen;
Keinen bessern Mann erkiesen
Könnt' ich als den weisheitsvollen.

Ja, der Mann ist ganz der meine,
Der den Mut hat, auch zu rügen.
Das ist Liebe, golden reine,
Die auch züchtigt ohne Trügen.

Don de Leon! Euer, Euer
Bin ich ganz mit Seel und Leibe;
Ist's genehm Euch, Vielgetreuer,
Nun so nehmet mich zum Weibe!

So hat edle Frucht getragen
Seine Saat, mit bestem Hoffen
Schließt den Bund er ohne Zagen
Mit der Braut so kindlich offen.

Gerne hat er ihr vergeben
Auch die leidge Handschuhsache;
Ihre Hand, ihr Herz fürs Leben
Ward ihm so zur süßen Rache.

Fastenraths Bearbeitung lautet dagegen also: (Vergl. Ein spanischer Romanzenstrauß, 1866, Leipzig, S. 112.)

Der Handschuh.

Donna Ana de Mendoza
Wandelt in dem Schwarm von Freiern,
Die sie all ob ihrer Schönheit
Und ob ihres Geistes feiern.

Doch ob jeder seine Gluten
Warm ihr wie die Sonne preise,
Wie ein Stern bleibt sie gefühllos,
Kalt vernimmt sie's, lächelt leise.

Von den Freiern schaut sie plötzlich
In des Löwenzwingers Schrecken,

Wo sich vier gewalt'ge Löwen-
Mähnen majestätisch strecken.

Wie von ungefähr den Handschuh
Läßt sie ihrer Hand entsinken,
Zu den Löwen fällt er nieder,
Und sie spricht mit gnädgem Winken;

Zu dem Schwarm der Kavaliere
Spricht sie da mit Honigstimme:
„Wer von Euch vermag zu bieten
Trotz dem wilden Löwengrimme?

Wer von Euch holt mir den Handschuh
Wieder aus dem Löwenzwinger?
Meine Hand will ich ihm geben
Und mein Herz dem Wiederbringer!"

Mit Sirenenlächeln spricht sie's,
Alle stehn in starrem Bangen,
Einer nur, Don Manuel Ponce,
Ist voll Zorn hinabgegangen.

Öffnet kühn die Löwenpforte,
Zieht das Schwert aus seinem Gurte,
Tritt dann unter die vier Löwen,
Aber ihrer keiner murrte.

Von den Schrecklichen hat ruhig
Er den Handschuh sich genommen,
Und ist wieder dann gegangen,
Ruhig wie er hergekommen.

Ist die Stufen aufgestiegen
Mit dem Handschuh und im Drange
Giebt der Dame mit dem Handschuh
Einen Streich er auf die Wange.

Dann erst hat er den verlangten
Ihr gereicht und sagt ihr bitter:
„Nehmt, doch kränkt um einen Handschuh
Nie mehr einen span'schen Ritter!

Groß für alle Edelleute,
Donna, war heut eure Kränkung,
Großes gilt mir meine Ehre,
Doch Geringes eure Schenkung.

Wer von Euch mir widerredet,
Ist gefordert zum Tourniere!
Doch die Donna spricht errötend:
„Friede diesem Kavaliere!

Er ist Tapferster der Tapfern,
Ihn nur wollt ich heut erproben —
Don Manuel, an dir die Kühnheit
Muß ich und den Freimut loben.

Du machst mich zum frommen Lämmchen,
Allen Stolz machst du zunichte,
Und zu dir hebt sich mein Auge
Wie zum goldnen Sonnenlichte.

Einen Mann, wie du nur lieben
Kann ich, einen heldentüchtgen,
Und auch du liebst: Nur aus Liebe
Konntest du mich also zücht'gen.

Willst du noch mich zur Gemahlin?"
Fragt sie glühend ihn mit Beben,
Und Manuel hat vor den Rittern
Ihr die Heldenhand gegeben.

2. **Erläuterungen:** **Str.** 1. V. 1. Das Wort Garten in „Löwengarten" hat die Bedeutung eines ringsum abgeschlossenen Raumes; wir müssen uns diesen Löwengarten in Paris denken. V. 3. König Franz, ein leidenschaftlicher Freund der Tierkämpfe, regierte in Frankreich von 1515—1547. V. 4. Unter den „Großen der Krone" haben wir uns die ersten Würdenträger des Reichs zu denken. V. 5. Etwas schwierig bleibt die Erklärung des Wortes Balkon an dieser Stelle. Am bequemsten erscheint noch die Auslegung, nach welcher die Damen zu beiden Seiten, entweder in gleicher Höhe mit der königlichen Loge oder noch höher als diese, auf altanähnlichen Gerüsten Platz genommen haben.

Str. 2. Der „Zwinger" scheint gerade gegenüber der Loge des Königs gewesen zu sein. Früher verstand man unter Zwinger den Raum zwischen der inneren und äußeren Stadtmauer, dann einen ringsum eingeschlossenen Ort, in welchem Tiere eingesperrt wurden, z. B. Hundezwinger; hier ist offenbar der Behälter gemeint, in welchen die Tiere vor bzw. nach dem Kampfe eingeschlossen wurden.

Das „Gähnen" der Löwen ist nicht ein Zeichen momentaner Langweile, sondern eine bei den Löwen häufig vorkommende und hier doppelt charakteristisch wirkende Unart.

Str. 3. Der Tiger bewegt sich viel rascher als der König der Tiere, aber er wagt doch keinen Angriff auf diesen. V. 27 hieß früher „Und leckt sich die Zunge". Goethe erhob gegen diese Zeile die Einwendung, daß man

doch wohl so sich nicht ausdrücken dürfe, worauf Schiller die Zeile in „Und recket die Zunge" veränderte.

Str. 4. Die zwei Leoparden, welche aus dem Zwinger der wilden Tiere gleichzeitig durch Öffnen zweier Thüren ins Freie hinausgelassen werden, gehen zum Angriff auf den Tiger über, allein trotz des wütenden Hervorspringens wagen sie doch von dem Augenblicke den Kampf nicht mehr, in welchem der Löwe sich mit gewaltigem Gebrüll aufrichtet. So lagern denn vier „große Katzen", d. h. vier wilde, dem Katzengeschlecht angehörige, Tiere, jedes an einer anderen Stelle des Löwengartens, alle von gleicher Mordlust erfaßt und doch nicht aufgeregt genug, um den Kampf zu beginnen.

Str. 5. V. 1. Ob von des Altans oder Balkons Rand der Handschuh gefallen oder geworfen ist, ist nicht deutlich ausgesprochen. Trotz des Ausdrucks „fällt" darf man annehmen, daß die Dame den Handschuh absichtlich habe fallen lassen.

Str. 6. V. 1. De Lorges muß als französischer Name eigentlich de Lorsch gesprochen werden, ist aber hier wohl dreisilbig zu lesen und genau so auszusprechen, wie geschrieben steht.

Str. 7. V. 2. Diesmal ist unter dem „Zwinger" der Löwengarten selbst zu verstehen, also der eigentliche Kampfplatz. Schiller erwähnt nichts davon, daß der Ritter irgend welche Maßregeln zu seinem Schutze getroffen habe, während die Quellen, die wir oben kennen lernten, derartiges nicht unerwähnt lassen. Trotzdem geht aus dem Worte: „Mit festem Schritte" deutlich genug hervor, daß der Ritter trotz der Eilfertigkeit, mit der er dem Befehle Kunigundens nachzukommen strebt, seine Besinnung nicht verloren habe. Allerdings ist sein Wagnis viel mehr auf die Keckheit, die Selbstverständlichkeit seiner Bewegungen, als auf irgend welche Waffen zur Verteidigung seines Lebens gestützt.

Str. 8. V. 3. „Und gelassen bringt er den Handschuh zurück", nicht als ob er ohne jegliche Aufregung über die glücklich bestandene Gefahr habe zurückkehren können, vielmehr gelingt es ihm, seine Aufregung zu verbergen, und obgleich Kunigunde, nachdem ihre Eitelkeit befriedigt und ihr Anbeter durch eine so kühne That in den Augen aller Zuschauer aufs glänzendste sich ihrer Liebe wert gezeigt hat, ihn mit Blicken empfängt, welche ihm die Gewährung aller seiner Wünsche, die Hand und die Liebe des Edelfräuleins verheißen, so leistet er doch auf jeglichen Dank (so hieß der nach dem Ritterspiele den Siegern überreichte Preis) Verzicht und weist die Hand derer, welche um einer Bagatelle willen ihn der Todesgefahr aussetzen konnte, zurück, um ihr nie wieder mit Liebeswerbungen zu nahen.

3. Gedankengang und Würdigung der Dichtung: In die Zeit der Erwartung eines heißen, blutigen Kampfspiels, an welchem ein Löwe, ein Tiger und zwei Leoparden sich beteiligen sollten, fällt unerwartet, durch eine unvorsichtige und im gewissen Sinne leichtfertige Handlung und Äußerung veranlaßt, wie ein Intermezzo, die ritterliche That des de Lorges, welche um der Eigentümlichkeit der Zumutung, des Mutes in der

Ausführung und um des glücklichen Ausgangs willen alles Interesse für sich von dem erwarteten Tierkampfspiele hinweg nimmt. Freilich entspricht der Lohn dieser ritterlichen That nicht. Zwar fehlt es dem Ritter nicht an der Anerkennung aus dem Munde der Zuschauer, auch der höchste Lohn winkt ihm aus den Augen seiner Dame, aber in seinem innern Herzern ist er empört über die Leichtfertigkeit eines Weibes, welches sein Leben in so schmähliche Gefahr bringen konnte oder virlmehr, welches durch ihre Forderung den deutlichsten Beweis lieferte, daß sie der Liebe dessen nicht wert sei, dessen Leben sie offenbarer, vierfacher Todesgefahr auszusetzen fähig war. Charakteristisch aber für die Handlungsweise des Ritters ist, daß er erst nach der That und nachdem er die glänzende Probe seines Mutes abgelegt hat, zu einer thatsächlichen Kritik der Zumutung seiner Dame übergeht. Die Gründe, welche den Ritter zum Wagnis geführt haben, sind, mögen sie nun ihm voll bewußt gewesen sein, ehe er handelte, oder mehr unbewußt als die Konsequenzen seines Charakters ihn bestimmt haben, mannigfaltig. Es galt ihm offenbar, der Kränkung gegenüber, welche er erfahren hatte, in einer seiner würdigen Weise sich Luft zu machen, sodann der Dame zu beweisen, daß ihr Mißtrauen durchaus unbegründet sei, dem Hofe gegenüber und dem großen Kreise der Zuschauer sich keine Blöße zu geben, die spöttischen Worte der Dame durch eine nur zu ernste That zu bedecken und der Dame, welche mit seiner Liebe so leichtfertig gespielt hatte, den tiefen Ernst seiner Neigung und ihr, welche sein Leben so mutwillig preisgegeben hatte, den hohen Wert seiner Liebe zu bekennen und den Verlust der letzteren um so mehr zu Gefühl zu geben.

4. **Die Dichtgattung**: Schiller hat dieses Gedicht eine Erzählung genannt; ob er damit den anekdotenhaften Charakter des Stoffes oder die etwas freiere, metrische Form oder endlich das Fehlen einer tieferen, sittlichen Grundidee hat andeuten wollen, bleibt dahin gestellt. Jedenfalls ist die Erzählung von einer Anschaulichkeit und poetischen Kraft, daß wir sie getrost dem Besten, was Schiller gedichtet hat, zur Seite stellen dürfen. Eine besonders nahe Beziehung hat schon Goethe zwischen dieser Dichtung und dem Taucher hergestellt, allerdings durch die Bezeichnung „Nachstück zum Taucher", welche Schiller in einem Briefe gebraucht hatte, dazu veranlaßt. Daß der Ritter hier die That ausführt, obgleich er keinen Zweck, am wenigsten aber die Erreichung der Hand seiner Dame damit verbunden hat, hat schon Goethe erwähnt und auf den umgekehrten Zweck des Tauchers hingewiesen. Während der Taucher sich in die Todesgefahr begab, um den köstlichen Preis, die Hand der Königstochter, zu erwerben, hat dieser Ritter die Todesgefahr aufgesucht, um auf eine recht drastische Weise den Liebesbund zu zerreißen, auf welchen er zuvor den größten Wert gelegt hatte, während derselbe jetzt keinen Wert mehr für ihn besaß.

Die Schönheit der Schilderung beruht übrigens nicht nur in den

charakteristischen Beiwörtern, sondern auch in dem Wechsel der Zahl der Hebungen in den verschiedensten Strophen. Die Zeilen sind zwar ungleich inbezug auf die Silbenzahl, dagegen ziemlich gleichmäßig inbezug auf die Zahl der Hebungen. So finden wir 3 Hebungen regelmäßig angewandt bis zu dem Erscheinen des Löwen, während das letztere ebenso wie das Hervorspringen des Tigers in einer Reihe von Zeilen mit 2 Hebungen geschildert wird. Das Herbeistürzen der beiden Leoparden schildert Schiller in Versen mit 2, 3 oder 4 Hebungen. Immer aber mindert sich die Zahl der Hebungen, wenn es etwas den Löwen Angehendes zu berichten giebt, und gewöhnlich sinkt dieselbe dann auf zwei herab; erst im letzten Abschnitte finden sich fast durchgehends vier Hebungen angewandt. Daß auch sonst in den Versen durch Wörterwahl in großartiger Weise Wortmalerei anzuwenden gelungen ist, soll nur ausgesprochen, nicht im einzelnen nachgewiesen werden. Dieses Gedicht, welches im Musenalmanach von 1798 zuerst erschien, nachdem es am 19. Juni 1797 vollendet worden war, endigte weniger grob mit den Worten: „Und der Ritter sich tief verneigend spricht: Den Dank, Dame, begehr' ich nicht." Wie aus einem Briefe an Böttiger hervorgeht, hielt Schiller sich für verpflichtet, der Höflichkeit diese Abweichung von seiner Quelle zu konzedieren und zwar veranlaßt durch eine Bemerkung der Frau von Stein. Erst später überzeugte er sich, daß diese empfindliche Strafe des Edelfräuleins die der Situation gemäßeste sei und schrieb wieder wie anfangs: „Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht." Die tiefe Verbeugung, bemerkt Hoffmeister mit Recht, wäre ein Zeichen zu kalten Hohnes, zu gleichgiltiger Verachtung gewesen. Wir dürfen dagegen annehmen, daß der Ritter, wie er zu gerechtem Zorn über die Zumutung der Dame berechtigt war, sein sittliches Pathos in dieser absichtlichen Beschimpfung des Edelfräuleins am passendsten ausgesprochen habe. Körner hielt die Frage, ob die Verbeugung oder die stärkere Beschimpfung vorzuziehen sei, noch in späterer Zeit für strittig und meinte, jene sei die dem Ritter, diese die dem Menschen gemäßere Handlungsweise. Schiller läßt in den drei Dichtungen: „Kampf mit dem Drachen", „Taucher" und „Handschuh" einen Menschen mit einer Naturmacht und zwar einer menschenfeindlichen, absolut gefühllosen, den Kampf aufnehmen und im ersten und letzten Falle den Sieg erringen. Dadurch hat er wenigstens in diesen beiden Dichtungen, ganz abgesehen von der sonstigen Komposition, den eigentlichen Balladencharakter vermieden, und während wir den „Taucher" ohne weiteres den Balladen zuzählen dürfen, können wir die beiden anderen Dichtungen mit gutem Gewissen als Romanzen bezeichnen.

[Litteratur: *Hartert, II, S. 140. — *Viehoff, Schillers Gedichte III⁵, S. 118. — *Düntzer III, S. 152.]

21. Das verschleierte Bild zu Saïs.

[Schillers sämtl. Werke, Cotta, Stuttgart. 1874. S. 193.]

1. **Erläuterungen:** Saïs ist eine Stadt Unterägyptens, im Nildelta gelegen, in der sich ehemals die Residenz der Könige und ein prächtiger Neïttempel befand. Aus einem Briefe Wilhelm von Humboldts, welcher dieses Gedicht „Heliopolis" nennt, wird man wohl mit Recht schließen, daß Schiller anfänglich diese Überschrift der Dichtung gegeben habe. Heliopolis, die Sonnenstadt, von den Ägyptern „On" genannt, liegt ebenfalls in Unterägypten. Dort war der Sitz des ägyptischen Sonnendienstes und zugleich der Verehrung des heiligen Stieres Mnevis. Als nächstliegender Grund für die Änderung der Überschrift dürfen wir wohl die dem Metrum sich mehr anpassende Form [„Saïs"] ansehen.

V. 3. „Geheime Weisheit." Ob und welche Art geheimer Priesterweisheit in Ägypten Eingeweihten mitgeteilt worden sei, ist bis heute noch ein ungelöstes Problem, doch wird behauptet, daß die Griechen ihre Geheimkulte (Eleusinischen Mysterien und dergl.) erst von den Ägyptern überkommen hätten.

V. 4. „Schon mancher Grad." Der Dichter dachte sich ohne Zweifel die Eingeweihten in Ägypten, ähnlich wie die Mysten in Eleusis und etwa die Freimaurer der Neuzeit, in mehrere Grade gesondert, sodaß des eifrigen Studiums Lohn der Eintritt in den nächst höheren Grad war. Bei den eleusinischen Mysterien unterschied man 2 Grade, zuerst den der Mysten, später den den Epopten oder Schauenden, während der Inhaber und Ausleger der höchsten Weisheit der Hierophant war. (Vgl. V. 6.)

V. 19. Unter „Rotonde" haben wir uns ein durch Oberlicht erleuchtetes Rundgebäude vorzustellen.

V. 78. „Die Isis," die Personifikation des Nillandes, und Osyris, die Personifikation des Nilflusses sind zwei bekannte ägyptische Gottheiten; erstere, das weibliche Prinzip, nennt sich nach Apulejus die Allmutter Natur, die Herrscherin aller Elemente, die Erstgeburt aller Natur und Jahrhunderte, Heiligste der Gottheiten, Königin der Namen, Fürstin der Himmlischen, eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen, deren Wink über Himmel, Meer und Unterwelt gebietet.

2. **Gedankengang:** Ein Jüngling strebte mit unersättlicher Wißbegierde nach Wahrheit und gönnte sich nicht eher Ruhe, bis er nicht sowohl das letzte Stück derselben, sondern die eine, ungeteilte Wahrheit gefunden habe. In einem auch sonst geheimnisvollen Gebäude schaut er ein verschleiertes, riesengroßes Bild und fragt den Hierophanten, was für ein Bild der Schleier verhülle, worauf dieser ihm sagt, daß es die Wahrheit sei. Dem Jüngling, dem es ja nur um diese Wahrheit zu thun ist, ist nichts verwunderlicher, als daß dieselbe dem nach ihr Strebenden verhüllt werde. Die Antwort des Meisters klingt seinen Ohren noch wunderlicher. Die Gottheit selbst hat bestimmt, daß niemand diesen Schleier rücke, bis sie selbst ihn heben werde, und wer sich doch erkühnt,

mit schuldiger, ungeweihter Hand den heiligen, verbotnen Schleier wegzunehmen, der werde auch die Wahrheit schauen. Der Jüngling staunt ob der Seltsamkeit dieses Orakels, noch mehr aber, als er erfährt, daß der Hierophant den Schleier nie zu lüften gewagt und nie die Versuchung dazu in sich gespürt habe.

Von ihrem Anblicke trenne den Sterblichen nicht nur der dünne Schleier, wie der Jüngling wähne, sondern ein Gesetz, und die Übertretung dieses Gesetzes müsse wie ein Zentner das Gewissen des Übertreters beschweren. Der Jüngling beruhigt sich durch diese Weisung nicht, der Wissensdurst läßt ihm keine Ruhe, der Schlaf flieht sein Lager, und endlich rafft er sich um Mitternacht auf, um den Weg in die Rotunde zu nehmen. Es gelingt ihm die Mauer zu ersteigen und in die Rotunde hinabzuspringen. Hier kämpft er zunächst mit den grauenerregenden Eindrücken, die der einsame, von fahlem Mondlicht magisch erhellte Raum in ihm weckt, dann aber tritt er näher an das Bild heran, dessen Gestalt der Schleier verhüllt und andererseits als die einer furchtbar drohenden Gottheit zu enthüllen scheint. Noch einmal schreckt ihn des Gewissens Stimme von der verwegenen That zurück, und schließlich ruft er in die Totenstille des Raumes: „Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf. Ich will sie schauen." Spottend ruft dem sündigen Erdensohne das Echo der Wände nach: „Schauen,*) und er thut das Verbotne. Was er geschaut, davon wird uns nichts mitgeteilt, aber daß der Jüngling bewußtlos am anderen Morgen am Fußgestell der Isis ausgestreckt gefunden, und daß Zeit seines Lebens die Heiterkeit der Seele ihm genommen sei, und ein tiefer Gram seinen Tod beschleunigt habe, das wird erzählt und zugleich das warnende Wort, aus dem Munde des todunglücklichen, innerlich gebrochenen Mannes doppelt ergreifend: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

3. **Der Grundgedanke:** Etwas Rätselhaftes bleibt in dieser Dichtung, und es ist nicht zufällig, daß auch die Ausleger in gewissem Sinne vor dem Gedicht wie vor einem verschleierten Bilde stehen und jeder, welcher den Schleier gehoben zu haben glaubt, von den anderen sich belehren lassen muß, daß er wenigstens die Wahrheit nicht recht gesehen.

Karl Grün meint in dem Jünglinge ein Bild des Dichters, d. h. Schillers selbst zu sehen, welcher seinen eigentlichen Beruf als Dichter

*) Hierzu bemerkt Götzinger: Da die Wahrheit, das Beste der Dinge, ebensowenig mit dem Auge geschaut werden, als mit dem Verstande begriffen werden kann, so versuchte der Jüngling etwas Unmögliches; denn er konnte doch nur sehen was sichtbar ist. Deshalb spottet das Echo seines Ausrufes. Nach meiner Auffassung liegt nicht der Spott darin, daß der Jüngling etwas Unmögliches erstrebt, sondern vielmehr, wie ich weiter unten zu zeigen versuchen werde, darin, daß er Schauen und Besitzen für identisch hält. Die große Täuschung, deren jener sich dabei schuldig macht, läßt der Dichter dadurch ahnen, daß er aus dem Rufe des Echos den Ton des Spottes heraushört und gewissermaßen diese Empfindung anderen mitteilt.

in unschuldvoller Unmittelbarkeit, aber nicht im vorwitzigen Schauen die Wahrheit zu erkennen, überschritten und durch seine Hingabe an die Kantische Philosophie sich gegen seinen wahren Dichterberuf versündigt habe und durch die Lähmung seines dichterischen Genius bestraft worden sei. Hoffmeister sieht seinerseits in dem Bilde die Schranken veranschaulicht, welche unserer Wißbegierde durch das Sittengesetz gezogen seien, und ähnlich sagt Hinrichs, die Schuld des Jünglings bestehe darin, daß er eigenmächtig sich die Wahrheit nehmen wolle, welche sich nur freiwillig geben will. — So verliere er in dem Augenblicke die Wahrheit, das höchste Gut und das Ziel seines Strebens, wo er sie finde. Düntzer sagt, der Mensch dürfe die von der Gottheit ihm gesetzten Schranken der Erkenntnis nicht verrücken, nicht gewaltsam die ihm gewehrte Erkenntnis der Gottheit sich zu verschaffen suchen, sondern müsse ruhig abwarten, bis diese selbst ihm offenbare, was sie auf Erden zu sehen ihm verwehrt habe. Götzinger sagt: Das Gedicht will uns nicht lehren, daß der Mensch die Wahrheit nicht finden könne, ein Gedanke, den Schiller sonst häufig ausspricht, z. B. in dem „Künstler", oder in den „Worten des Wahnes":

> Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
> Wir können nur raten und meinen,

auch nicht, daß der Besitz der Wahrheit ihn unglücklich machen müsse, wie etwa die Kassandra (Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod), sondern die Worte: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld" sprächen den Sinn des Ganzen aus. Freilich betont Götzinger in diesem Satze nicht nur das Wort „Schuld", sondern sondern auch das Wort „gehen". Die landläufige Auffassung, daß dieser Satz besage: „Weh dem, welcher zu der Wahrheit durch Schuld gelangt", sei unrichtig, das Gehen deute nicht auf das Erreichen des Zieles hin, sondern nur auf den Weg, um zu jenem Ziele zu gelangen, und der wahre Sinn der Worte sei: „Weh dem, der durch Schuld zur Wahrheit zu gelangen sucht." Während sich im wesentlichen Viehoff der Auslegung Götzingers anschließt, spricht Hartert, welcher die Auslegung des Wortes „gehen", wie sie Götzinger gegeben, für zu gesucht hält, sich etwa so aus: Der Mensch soll im Bewußtsein der Schranken, die ihm, als endlichem Wesen, gesetzt sind, warten, bis die Gottheit ihm die volle Wahrheit enthüllt, und sich nicht aus Unzufriedenheit über die ihm gesteckten Grenzen des Wissens dadurch gegen Gott versündigen, daß er sich leichtsinnig über alle Überlieferung und die Anschauung seiner Zeitgenossen zu seinem eigenen Unheile hinwegsetzt. Dabei kann es denn geschehen, daß der Mensch trotz der Verletzung aller Pietät eine Stufe der verstandesmäßigen Erkenntnis weiter kommt, aber was er dadurch gewinnt, kann ihm nur schaden; denn das Wissen allein macht den Menschen nicht aus. So wurden auch dem ersten Menschenpaare durch den Genuß von dem verbot'nen Baume der Erkenntnis die Augen zwar

aufgethan, wie die Schlange dem Weibe verheißen hatte (vgl. 1. Mos. 3, 7 ff.), aber sie wurden dadurch nur gewahr, daß sie nackend waren. Richtig ist ohne Frage an der Hartertschen Auslegung, und darin gebe ich ihm entschieden im Gegensatz zu Götzinger Recht, daß die Wahrheit nicht vergeblich gesucht, sondern im gewissen Sinne aufgefunden wird; nur so bekommen die Worte: „Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein" die rechte Bedeutung und eine volle Kraft. Auch der Hinweis auf die Täuschung der Eva durch die Schlange ist nicht ungeschickt. Der Ton liegt übrigens meines Erachtens nicht sowohl auf dem Gehen zur Wahrheit, als einer unvollendet bleibenden Handlung, als vielmehr auf dem Sehen derselben. Der Jüngling sieht, wie der Priester vorausgesagt hatte, die Wahrheit, aber weil er durch Schuld zu diesem Anblicke gelangt ist, so gelangt er nicht zugleich zum Besitze, zum Genusse der Wahrheit; der Augenblick, der ihm die Wahrheit zeigte, entzog sie ihm. — Es giebt eine Erkenntnis des Guten; wer aber durch Schuld zu derselben gelangt, findet, daß sie nicht mehr ein Schatz, ein Glück für die Seele ist, sondern das größte Unglück, der Vernichter des Seelenfriedens. Charakteristisch ist ohne Frage, daß dieser Jüngling sich nicht von einer edlen, sondern von einer von Anfang an durch die sittlichen Vorschriften nicht geleiteten Wißbegier treiben und ziehen läßt; es fehlt ihm bei allem Streben nach Wahrheit jeglicher sittliche Ernst, und die Ungeduld, welche er dem Hierophanten so oft an den Tag legt, ist zugleich ein deutliches Zeugnis für die Ungenügsamkeit und Unbefriedigtheit an dem, bzw. durch den bisher gewonnenen Wahrheitsbesitz. Der nackte Wissensdurst gewährt auf keiner Stufe Befriedigung, und am allerwenigsten auf der letzten, höchsten, weil er endlich auch dann als ein verkehrter Weg, ja als ein schwerer Frevel erscheinen muß, wenn er das dem Menschen bei redlichem Suchen und Arbeiten mögliche, allmähliche, stückweise Erkennen durch eigenmächtiges Ansichreißen der vollen Wahrheit abzukürzen und überflüssig zu machen sucht. Insofern bleibt es auch nur ein Versuch, und das gesamte Streben nach dem Besitze endigt mit einem schauerlichen Ausgestoßensein aus der Reihe derer, welchen sich die Wahrheit freiwillig zu geben verheißen hat, aber nicht hingiebt, falls sie hierzu gezwungen werden soll. Gott, die höchste Wahrheit, läßt sich nur so weit erkennen, als er es erlaubt, und nur auf dem Wege, den er selbst gezeigt, anderenfalls endigt alles menschliche Streben mit dem vollsten Zusammenbruch der Seele, deren äußeres Abbild die Bewußtlosigkeit des Jünglings am Fuße der Isis, das frühe Siechtum und Ende dieses unglücklichen Forschers ist.

4. **Geschichtliches:**

a) Die Quelle der Dichtung hat Götzinger in Plutarchs Schrift über Isis und Osyris vermutet, in der sich folgende Worte finden: Das Heiligtum der Minerva zu Saïs, welche von einigen für die Isis gehalten wird, hat folgende Inschrift: „Ich bin das All, das gewesen

ist, das ist und das da sein wird, noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt.“ Voxberger bezeichnete aber als Schillers Quelle ein anderes Werk, „die ältesten hebräischen Mysterien“ von Br. Decius (Professor Reinhold), deren er in seinem Aufsatze „die Sendung Mosis“ gedenkt (1790). — Hier heißt es: Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist; und auf einer Pyramide zu Saïs fand man die uralte, merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben;“ und weiterhin im Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprunge nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit sein sollte . . . Diese Lade herumzutragen war das Vorrecht der Priester oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch „Kistophoren“ nannt. Keinem, als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder auch nur zu berühren. — Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei. Am Schlusse des Aufsatzes bezeichnete Schiller die obengenannte Schrift von Br. Decius als eine, von einem berühmten und verdienstvollen Schriftsteller verfaßten, „aus welcher er verschiedene, hier zu Grunde gelegte Ideen und Daten gewonnen habe.“ Voxberger hat denn auch in der Schrift von Reinhold diese Data entdeckt; der Verwegene, der den Kasten öffnete, war nach Pausanias (Antiq. I, 8. Kap. 12.) ein gewisser Euripilus, welcher durch den Anblick des im Kasten eingeschlossenen Bacchusbildes den Verstand verlor. Hiernach bleibt wohl kein Zweifel übrig, aus welchen Elementen Schiller seine Dichtung zusammengesetzt hat (Vergl. Viehoff am angeführten Orte). Daß die Inschriften in keiner Weise ägyptischen Charakter verraten, hebt Düntzer hervor, welcher auf Seite 355 mitteilt, daß der obenerwähnte Euripilus von seiner Krankheit später in der achäischen Stadt Paträ geheilt worden sei. —

b) Schiller hat im Jahre 1795 dieses Gedicht verfaßt und fand am 31. August jenes Jahres Humboldts volle Anerkennung, der in dem betreffenden Briefe einer ungünstigen Beurteilung durch Herder Erwähnung thut und an der Dichtung selbst sowohl die Wahrheit, als eine große und wichtige, als auch die Form als eine sehr poetische rühmt und nur das an dem Gedichte vermißt, daß ihm der Schmuck des Reimes fehle. Am 7. September jenes Jahres war, wie aus einem Briefe Schillers an Humboldt hervorgeht, das Gedicht mit der jetzigen Überschrift bereits an den Verleger der Horen abgesandt. Im neunten Stücke der Horen gelangte es zum Abdruck. Viehoff hält gerade bei dieser Art der erzählenden Poesie die Anwendung des reimlosen Blancverses für einen durchaus glücklichen Griff und hebt außerdem die Schönheit der

Sprache, den Wohllaut der Verse, den häufigen Wechsel der Cäsuren hervor.

5. **Zur Vergleichung**: Siehe: „Der Spiegel oder das Bild zu Saïs" von Justus Schumann (Gedichte 1884. Goslar, Koch.):

Im Tempel weilest Du, dem altersgrauen,
Von Wissensdrang Dich selbst zu schau'n geleitet
Vor Dir ein Spiegel, groß und klar bereitet,
Geschickt, mit reinstem Glanz Dich zu erbauen.

Du siehst hinein — er will Dirs nicht vertrauen,
So viel Dein Blick auch hin und wieder gleitet,
Denn um Dich her ist Dämmrung ausgebreitet,
Daß Du Dein eignes Bild nicht kannst erschauen.

Und wie Du noch vergebens Dich beflissen
Tritt hinter Dich, von Klarheit hell umlichtet,
Der Geist des Herrn zum Helfer Dir gesendet.

Nun strahlt im Glanz, der erst Dein Aug geblendet,
Des Spiegels Bild zu Dir aus Finsternissen:
Du siehst dich selbst — und starrst und stehst vernichtet!

[Litteratur: *Düntzer, Schillers lyr. Gedichte. IV, S. 354. — *Hartert II, S. 73. — Götzinger II, S. 79. — Viehoff III. S. 6.]

---

22. Deutsche Treue.

[Schillers sämtl. Werke in 12 Bdn. I, S. 386. Stuttgart, Cotta. 1838.]

1. **Form**: Das Distichon. Vgl. darüber II³, S. 246. (Göthe: Karl August von Weimar.)

2. **Gattung**: Über das Epigramm vgl. II³, S. 245.

3. Die **historische Grundlage** und der **Inhalt** des Gedichtes:

Am 19. Okt. 1315 war die Kaiserwahl in Frankfurt. Es sollte dem i. Jahre 1313 gestorbenen Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg*) ein Nachfolger gesetzt werden. Die Parteien konnten sich nicht einigen; so wählte die eine in Frankfurt den Herzog Ludwig von Oberbayern, die andere in der Vorstadt Sachsenhausen den Sohn Albrechts von Habsburg, Enkel des berühmten Rudolf, nämlich Herzog Friedrich den Schönen von Östreich. Jeder nahm die Wahl an, jeder erwirkte seine Krönung durch einen Erzbischof, jeder suchte sein Recht und seine allseitige Anerkennung mit dem Schwerte zu erringen. Acht Jahre wogte ein blutiger

*) In der ersten Ausgabe des Gedichtes 1795 war Luxemburg gedacht mit folgendem Distichon (dort das zweite in dem Gedichte):
Jenen schützte Luxemburgs Macht und die Mehrheit der Wähler,
Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst.

Kampf, der beider Erblande und andere schöne Gauen des Vaterlandes verwüstete, herüber und hinüber. (Str. 1.)

Endlich i. Jahre 1322 am 28. September entschied die Schlacht („bei Mühldorff") unweit des Dorfes Ampfing zu Gunsten Ludwigs von Baiern, da dessen schwaches, von Geld und Nahrung fast entblößtes Heer durch das Verdienst Siegfried Schweppermanns und eine List des Burggrafen Friedrich von Nürnberg nicht nur den Sieg und unermeßliche Beute gewann, sondern auch nach tapferster Gegenwehr Friedrich der Schöne selbst von dem baierischen Anführer Albert Rindsmaul gefangen genommen wurde. Der Austrier (d. h. Östreicher) war in des Feindes Gewalt, wurde aber von Ludwig freundlich begrüßt („Vetter, wir sehen euch gern, sehr gern") und dann nach Schloß Dornburg, später in die Burg Trausnitz (unweit Amberg) gebracht und dort verwahrt. (Str. 2.)

Leopold von Östreich aber, des Gefangenen Bruder, „die Blume der Ritterschaft", setzte den Kampf im Interesse Friedrichs fort und besiegte den Kaiser Ludwig bei Burgau in Baiern. Außerdem lastete der Bann des Papstes Johann XXII. auf Ludwig, während die Feinde von dem Papste begünstigt und unterstützt wurden. Da suchte denn Ludwig mit seinem Gegner zur Ruhe zu kommen. Diesen zu befreien, war von Leopold alles vorbereitet gewesen; ein Kerkerknecht hatte sich bestechen lassen und wollte Friedrich befreien; dieser aber wollte nicht heimlich fliehen. Da kam Ludwig selbst zu Friedrich, versprach ihm Befreiung und Versöhnung, wenn Friedrich auf die Krone Verzicht leiste und wider den Papst („gegen die Freunde") seinen Beistand zusage. Friedrich, des Lebens in der Gefangenschaft müde, unterschrieb das Verlangte, ward in Freiheit gesetzt und ging nach Wien. (Str. 3.)

Leopold, so sehr er sich über des Bruders Befreiung freute, wollte jedoch von solchem Vertrage nichts hören und erwirkte es, daß der Papst diesen Vertrag als erzwungen für ungültig erklärte und Friedrich seines ritterlichen Versprechens entband. Aber obgleich Leopold ihn bat, zu bleiben, obgleich die Gattin Friedrichs, die edle Elisabeth, sich schon blind um ihren Gatten geweint hatte, obgleich der Papst ihn von Versprechen und Gehorsam gelöst hatte, — Friedrich kehrte, seines Ritterworts gedenkend, das ihm mehr als das päpstliche Wort galt, in des Gegners Gewalt zurück und stellte sich auf's neue als Gefangenen Ludwigs.*) (Str. 4. 5.)

Dieser seltene Beweis von Treue überwältigte Ludwig. Er fiel Friedrich um den Hals und ließ ihn nun nicht mehr von sich. Sie aßen

*) „Da Friedrich sah, daß er nicht Wort halten konnte, stellte er sich von selbst zu München ein und warf sich seinem Gegner in die Arme, der, durch diese Großmut gerührt, nun mit Friedrichen als seinem besten Freund umging, mit ihm an einer Tafel speisete und in einem Bette schlief, ja sogar, da er seinem bedrängten Sohn nach Brandenburg zu Hilfe ziehen mußte, ihm die Statthalterschaft von Baiern auftrug." (Schmidt, Gesch. d. Deutschen III, 536.)

fortan an einem Tische und schliefen in einem Bette, wie zwei leibliche Brüder. Leopold aber setzte den Kampf gegen Ludwig fort. (Str. 4. 5.)

Am 5. Sept. 1326 schlossen sie einen neuen Vertrag, sie wollten auch die Herrschaft mit einander teilen, beide den Kaisertitel führen, sich Bruder nennen, täglich bei Unterzeichnung von Urkunden u. s. w.*) den Vorrang wechseln lassen. Schon vorher hatte Ludwig dem Friedrich die Statthalterschaft über Baiern vorübergehend übertragen, als ersterer in den Krieg außer Landes ziehen mußte. (Str. 6.)

„Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst" (oder, wie er auch wohl nach dem alten heidnischen Oberpriester zu Rom, dem Pontifex maximus, genannt wurde, Pontifex) „Johann, dem dieser Überrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber an den König [Karl] von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden." (J. M. Schmidt's Geschichte der Deutschen III., 356**) (Str. 7.)

4. **Grundgedanke** (welcher als Pointe am Schluß ausgesprochen ist): Die selbstverleugnende Treue, welche ein echter Deutscher zu beweisen fähig ist, überrascht alle Ausländer, sogar das Haupt der katholischen Kirche. Namentlich sollte in dieser deutschen Treue die italienische Hinterlist sich spiegeln.

5. **Entstehung des Gedichtes:** Wahrscheinlich entstand das Gedicht im Anfange des Sept. 1795. Körner erwähnt dasselbe in einem Briefe an Schiller vom 14. Sept. In den Horen (Stück 9) erschien es zuerst.

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Ludwig und Friedrich. Darstellung der Zeit ihres Streites und ihrer Freundschaft. — 2. Vergleichung der zwei Fürsten Ludwig und Friedrich mit den beiden Freunden Damon und Phintias (Vgl. die Bürgschaft von Schiller). — 3. Deutsche Treue und Harmosan. (Vgl. Platens Gedicht: Harmosan im Bde. 3.) Eine Vergleichung. — 4. Deutsche und römische Freundschaft. (Vgl. das folgende Gedicht.)

König Perses.***)

(Von Otto Friedrich Gruppe.)

[Geb. zu Danzig 15. April 1804, gestorben zu Berlin 7. Jan. 1876.]

1. Rom hat den Sieg davongetragen,
Ämilius Paulus hat gesiegt,
Doch Macedonien ist geschlagen,
Und König Perses unterliegt.

2. Den König bringen sie gefangen,
Und des Gefangnen Los ist schwer.
Er läßt den Blick am Boden hangen,
Er war einst König, jetzt nicht mehr.

*) Die deutschen Fürsten nahmen diesen Vertrag nicht an, doch lebten beide Freunde innigst verbunden, thatsächlich zusammenregierend bis 1330, in welchem Jahre Friedrich starb.

**) Eben durch diese Notiz in Schmidt's Werk ist Schiller zu dem Gedichte, das durch seine Kontraste das Merkwürdige und für einen Italiener Unbegreifliche deutscher Treue so schön darstellt, veranlaßt worden.

***) Perseus, der letzte König Macedoniens, regierte seit 179 v. Chr. Sein Römerhaß suchte den Krieg mit Rom und fand ihn. Anfangs siegte Perseus wiederholt über

3. Da quillt dem Sieger selbst die Zähre,
In seiner Brust ist tiefer Schmerz,
Er nimmt den König auf mit Ehre,
Er schließt ihn näher an sein Herz.

4. Verloren hat er Reich und Krone,
Jedoch gewonnen einen Freund:
O muß ein König erst vom Throne,
Um zu gewinnen einen Freund!

5. Sie teilten alles, und sie lagen
Auf Einem Polster bei dem Mahl,
Sie fuhren beid in einem Wagen,
Nur einmal nicht, ein einzig Mal:

6. Der Consul zieht mit weißen Rossen,
Im Lorbeerkranz, siegprangend, ein:
Der König folgt zu Fuß, geschlossen,
In schweren Ketten, hinterdrein.

[Litteratur: *Hartert, II, S. 140. — *Viehoff, Schillers Gedichte III⁵. S. 118. — *Düntzer III, S. 152.]

---

23. Die Johanniter. 1795.

[Ausgabe in vier Bdn. I. Bd. S. 224.]

Auch dieses Epigramm ist ein Abfall der obenerwähnten, geschichtlichen Studien über den Malteserritterorden; ja man kann dasselbe als eine poetische Bearbeitung einer Stelle aus des Dichters Vorrede zu Vertots Werk (S. Erl. IV³, S. 118) ansehen, welche folgenden Wortlaut hat:

„Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren, mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefecht hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagen-

---

römische Feldherrn, nutzte aber seine Erfolge nicht aus, verdarb vielmehr alles wieder durch seinen Geiz gegenüber den eigenen Söldnern. Ämilius Paulus erhielt jetzt (168) den Oberbefehl, ein Sohn des bei Cannä gefallenen Consuls gleichen Namens, und beendete den Krieg in 16 Tagen. Er siegte in der Schlacht bei Pydna am 22. Juni; eine Mondfinsternis ließ er am Tage vorher den römischen Soldaten vorausfündigen, um sie zu beruhigen, die Macedonier sahen dagegen in dieser Verfinsterung ein Vorzeichen des Unterganges ihres Reiches Die Schlacht dauerte nur eine Stunde, dann war das macedonische Heer, dessen Phalanx zersprengt worden war, auf voller Flucht. Der geizige Perseus floh mit seinen Schätzen nach der Insel Samothrake, wo er sich jedoch den Römern ergeben mußte. Seine Gefangenschaft ertrug er nicht würdig. Paulus tadelte sogar das unmännliche Benehmen seines besiegten Gegners; er behandelte ihn zwar mit Achtung, aber doch nicht mit der Herzlichkeit, welche Gruppe annimmt. Perseus starb nach zwei Jahren im Kerker zu Alba, nachdem des Ämilius Fürsprache noch die Strenge der Gefangenschaft zu mildern gewußt hatte. Sein Sohn Alexander wurde ein geschickter Schreiber und Drechsler. —

den Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichsten Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren?

So bedarf das Epigramm nur weniger Worte der Erläuterung: Akkon (im Mittelalter Ptolemais, von den Franzosen St. Jean d'Acre genannt) konnte von den Johannitern bis 1291, nachdem Jerusalem an die Ungläubigen verloren war, gehalten werden; Rhodus war Sitz des Ordens bis zum Jahre 1522, wo es an den türkischen Sultan Soliman verloren ging. — V. 4 werden die Johanniter dem Cherubim verglichen, welchen Gott nach 1. Mos. 3, 24 vor dem Garten Eden mit bloßem, hauendem Schwerte wachen und den Eingang ins Paradies verwehren ließ. So sind die Ritter Wächter und Beschirmer des heil. Grabes. — V. 6. „Söhne des edelsten Stammes" = der angesehensten, altadligen Familien.*)

Zwei Tugenden sind es, welche sich sonst so selten, hier aber so vollständig vereint finden: Demut und Kraft. Das Überraschende dieser Vereinigung wird am Schlusse des Epigramms ausgesprochen, bildet somit die Spitze (Pointe) des Gedichtes. Während Schillers Kampf mit dem Drachen diese beiden Tugenden nicht in ihrer harmonischen Vereinigung, sondern im Kampfe miteinander darstellt, dessen Ende der Sieg der Demut über den Eigenwillen und dessen Kraft ist, haben wir hier keinen Kampf, sondern nur Friede — Harmonie. Aber der Gegensatz ist großartig und überraschend, die Steigerung, daß man die Wärterschürze schöner findet, als die ritterliche Rüstung, nur angemessen, und der Zusammenschluß, welcher nur in der Religion der Christen, der Kreuzesreligion sich findet, eine Anerkennung der hohen, einzigartigen Stellung der christlichen Religion über den anderen.

[Litterarisches: *Hoffmeister, III, S. 338; IV, S. 75 f.; V. S. 415. — *Viehoff, III, S. 116. ff. — *Hartert, II, S. 140. — *Düntzer III, S. 139. — *Götzinger II, S. 133, — *Hinrichs I, S. 162.]

---

24. Odysseus.**) (1795.)

[Schillers Gedichte in 3 Bd. I. S. 223.]

1. Erläuterungen.. V. 2. „Der Scylla Gebell". Die Scylla (vgl. oben Erl. zu Schillers Taucher) kennt schon Homer, und ihm entlehnte Schiller den Ausdruck der bellenden Scylla, vgl. Homers Odyss. XII, V. 85:

*) Die Deutschen mußten z. B. 16 Ahnen nachweisen, also bis ins 4. aufwärts reichende Glied nur adlige Vorfahren haben.

**) Dies und die folgenden 4 Gedichte gehören der epigrammatischen Dichtungsart an, wie auch die beiden vorausgehenden.

Drinnen im Fels wohnt Scylla, das fürchterlich bellende Scheusal,
Deren Stimme so hell, wie des neugeborenen Hundes,
Hertönt; aber sie selbst ein entsetzliches Graun, daß schwerlich
Einer sich freut, sie zu sehn, und ob auch ein Gott ihr begegnet.

Unweit der Scylla war die Charybdis:

Dreimal strudelt sie täglich hervor und schlurfet auch dreimal
Fürchterlich.

V. 3. „Die Schrecken des feindlichen Meers". Neptun, der Gott des Meeres, war dem Odysseus feindlich gesinnt, weil dieser den Sohn jenes, den Riesen Polyphem, geblendet hatte. (Vgl. Od. I, 20.) Aber auch das Land brachte dem ebenso gewandten als tapferen Griechenfürsten vielerlei Gefahren und Verluste, so eine Niederlage seines Heeres im Kikonenland (Od. IX, 40 ff.) und im Lande der Lästrygonen den Verlust von 11 Schiffen (Od. X, 80), der Leiden im Lande der Cyklopen nicht zu gedenken.

V. 4. In Aïdes Reich (Im Musenalmanach 1796 findet sich noch die falsche Betonung des Wortes als eines Daktylus: „Selbst in des Aides Reich"), d. h. in dem Totenreiche war Odysseus besuchsweise nach Odyss. XI.

V. 5. 6. Es waren die Phäaken, welche den ganz einsam gewordenen Odysseus ehrenvoll aufnahmen und, nachdem sie ihn reich beschenkt haben, auch noch seiner Bitte willfahren und ihm das Geleit in das ungeduldig ersehnte Ithaka geben. Aber Odysseus ist im Schiffe eingeschlafen und wacht auch nicht auf, als die Phäaken den vielgeprüften Odysseus ans Land trugen, auf den Sand legten und, nachdem sie die Geschenke neben ihn gelegt hatten, heimwärts eilten. Vgl. Odyss. XIII, V. 187 ff.

Da erwacht der Held Odysseus,
Schlummernd im Vatergefild'; und nicht erkannt' er die Heimat,
Schon so lang ihr entfernt.
Auf nun fuhr er, und stand und schaute sein Vatergefild' an;
Laut dann jammert er auf und rief wehklagend den Ausruf:
Weh mir, in welches Gebiet der Sterblichen jetzo gelang ich?"

Der arme Dulder wähnt, daß die Phäaken treulos an ihm gehandelt und ihn auf einer unbekannten Insel ausgesetzt hätten; in Wahrheit aber hatte Athene, des Odysseus Gönnerin, die Heimat in Nebel gehüllt, damit Odysseus nicht eher erkannt werde, bis er den Frevel der Freier gerächt hätte.

„Er erkennt jammernd sein Vaterland nicht", d. h. er jammert, weil er sein Vaterland als solches nicht erkennt.

2. **Der Grundgedanke,** den schon Humboldt (11. Sept. 1795) „groß und tief" gefunden, aber nicht ausgesprochen hatte, wird von Viehoff in folgender Weise entwickelt: „Odysseus, der unter tausend Gefahren Meere und Länder durchkreuzt, um die Heimat zu finden, und selbst in den Hades hinabsteigt, und zuletzt, als er schlafend an der heimischen Küste gelandet ist, jammernd sein Vaterland nicht erkennt, ist ein Bild des Menschen, der aus allen Kräften nach beglückenden Verhältnissen ringt, und, wenn ihm endlich nach langjährigem Ringen ein günstiges Geschick ohne sein Zuthun, wie im Schlafe, das erstrebte Glück gewährt, die

inneren Bedingungen eingebüßt hat, dieses Glückes froh zu werden, ja sogar die Fähigkeit, es als das angestrebte zu erkennen. Selbst ein anderer geworden, sieht er das Erreichte in anderem Lichte, als es ehedem seiner Phantasie erschienen, und fühlt sich nicht dadurch beglückt.“ Aber der Ton liegt meines Erachtens doch darauf, daß Odysseus das Ziel seiner Sehnsucht nie erreicht, so lange er es mit eigener Kraft erstrebt; er irrt und duldet, so lange er sucht, und findet das Vaterland endlich, selbst schlafend, so ganz ohne sein Zuthun, so ganz aus freier Huld, daß er die Heimatinsel anfangs nicht einmal erkennt, ich will nicht sagen, weil sie sich wesentlich verändert, als weil er sie noch nicht so nahe geglaubt, weil er das Ziel seiner Irrfahrt noch nicht erwartet hat.

[Litteratur: *Hinrichs, a. a. O. S. 152. — *Viehoff III, S. 115. — *Hartert II, S. 138.]

---

25. **Der Kaufmann.** (1795.)

[Schillers sämtl. Werke a. a. O. I, S. 223.]

1. **Erläuterungen:** V. 1. „Sidonische Männer“, d. h. Phönizier (Sidon war die alte Hauptstadt Phöniziens) unternahmen im Altertum ihre weiten Handelsreisen, auf welchem sie bis an die Scillyinseln oder auch nach Britannien (wo das Zinn geholt wurde) und sogar bis an die Ostseeküste (wo Bernstein gewonnen wird) vorgedrungen sein sollen. Beide Länder gehören dem „frierenden Nord“ an, wenngleich dieses Attribut nur vergleichsweise jenen Gegenden beigelegt werden kann und als eine der Übertreibungen angesehen werden könnte, welche den Phöniziern bekanntlich sehr geläufig waren. Jedenfalls scheut der Kaufmann die klimatischen Gefahren und Unbequemlichkeiten ebensowenig, als die Gefahren des Meeres und die anderen Strapazen der Seefahrt und des Handels in der Fremde.

V. 3. Neptun ist statt Meer gesagt, der Beherrscher statt des Reiches

V. 5. Der Kaufmann gehört den Göttern. Er ist allen Göttern verpflichtet, da sie ihm alle Beistand leisten müssen, wenn er sein Ziel erreichen und seinen Reisezweck erfüllen will, Zeus, der Gastliche, Neptun, der Meerbeherrscher, die Winde in des Aeolos Reich, Merkur, der Gott des Handels u. s. w.; sie alle haben aber auch zugleich ein Interesse an den Fahrten der Kaufleute, weil diese, ohne es zu wissen und oft, ohne es zu wollen, während sie nur nach dem Erwerbe irdischer Schätze trachten, die Bahnbereiter der Kultur und Bildung sind. So sollen die alten Phönizier in ihre Pflanzstädte und an die Handelsplätze in fremden Ländern nicht nur ihre Tauschwaren, sondern auch ihre Erfindungen und Künste (Glas- und Purpur-Bereitung, Schreib- und Rechenkunst) nach fremden Ländern gebracht haben. Und mehr als das trägt der Kaufmann nach fernen

Ländern: mit den Erzeugnissen einer höheren Kultur bringt er den unkultivierten Völkern die Kultur selbst; die Gelehrten folgen den Spuren des Kaufmanns, die Forscher (Geographen, Historiker, Sprach- und Naturforscher) und nicht zuletzt die Verbreiter der höchsten und besten Civilisation, des Christentums (die Missionare).

2. **Grundgedanke**: Derselbe ist in den beiden letzten Zeilen ausgesprochen. Der Kaufmann verdient und findet den Schutz der Götter (Gottes), weil er trotz seiner materialistischen Richtung und Bestrebungen unwillkürlich der Beförderer der edelsten Bestrebungen der Menschheit ist.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 151. — *Viehoff III, S. 114. — *Hartert II, S. 137.]

---

26. Der Sämann. (1795.)

[Schiller a. a. O. I, S. 223.]

1. **Historisches.** Die bisher (vgl. Nr. 24—25) behandelten Epigramme, sämtlich 1795 entstanden, fanden ganz besondere Anerkennung durch Herder und Wilh. von Humboldt. Herder rühmte besonders den Odysseus, Humboldt fand grade dieses Epigramm der Sämann im Ausdruck besonders vollendet. Auch dies kleine Gedicht erschien zuerst im Musenalmanach 1796.*)

2. **Grundgedanke:** Sehr sonderbar ist Hinrichs Raisonnement: „Ohne Arbeit kann das menschliche Leben nicht sein. Diese ist vielmehr zugleich Inhalt des Lebens. Das Arbeiten ist vom Leben und Genießen ungetrennt. Der Sämann muß den Acker pflügen, ehe er den goldenen Samen der Erde anvertrauen kann. Auch folgt der Lohn nicht sogleich auf die Arbeit, der Samen muß keimen und wachsen: „Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich 2c.?" so fragt der Dichter. Aber das Leben und Genießen läßt die Arbeit nicht ruhen; es bedarf der Mittel immer fort und fort. Darum kann der Sämann keine für die Ewigkeit blühenden Thaten säen. Er sorgt fürs Leben, und sorgt dafür, daß die Weisheit solche Thaten säen kann." Namentlich die letzte Hälfte dieser Ausführung ist ziemlich ganz unverständlich und verkehrt. Wir sollen vom Landmann fröhliche Hoffnung und felsenfestes Vertrauen lernen, damit wir nicht ferner uns dann bedenken, solche Thaten zu säen, deren Keimen und Blühen von uns nicht mehr erlebt, aber ganz gewiß ebenso sicher eintreten wird, als die Ernte der Aussaat des Landmanns folgt.

---

*) Einzige Variante: Sieh, voll im M. A. ist weit besser als die jetzige Lesart Siehe, voll (als — ◡ ◡)!

Thaten bleibenden Wertes sind die Thaten der Weisheit; diese sind dem Samenkorn gleich, ein Organismus, der nach Entwicklung hindrängt, auch in späteren Zeiten und kommenden Geschlechtern noch Gegenstand der Freude (Blüte) und des Segens (Frucht) ist. Auf den Erfolg in der Mitwelt, bei Lebzeiten mußt du verzichten lernen und dich trösten mit dem Verständnis deines Thuns, welches die Nachwelt für dich haben wird. Jede Zeit aber ist geeignet (gefurcht), diese Aussaat deiner Weisheit aufzunehmen. Nur warte und wirke, von fröhlicher Hoffnung unterstützt und getrieben.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 150. — *Viehoff III. S. 113. — *Hartert II, S. 137.]

---

27. Kolumbus.

[Werke in 4 Bdn. I, S. 224. 1874. Cotta.]

1. **Erläuterungen:**

Witz ist hier nur ein vermeintlicher Scharfsinn beschränkter Geister, welche vielmehr durch Spott ihrer kleinen Seele die großen Ideen des Genius angegriffen und dessen Pläne zerscheitern machen wollten. — Lässig ist die Hand der meuterischen Schiffsleute, welche nicht mehr weiter fahren wollten. —

2. **Inhalt** und **Grundgedanke:**

Achte nicht den Spott der Feinde, trotze fest dem Widerspruch und Widerstand der Untergebenen — steure nach Westen; das Land deiner Berechnung liegt deutlich vor dir! Du wirst es finden. Denn was der Genius verspricht, leistet die Natur sicher.

Der Abglanz Gottes, der ewigen Wahrheit, ist die Wahrheit in der Natur und die im menschlichen Genius. Letzterer ahnt die Wahrheit in der Natur, — und seine Beharrlichkeit krönt „der leitende Gott“ mit dem Finden des Gesuchten.

3. **Zur Würdigung** dieses in mehrfacher Beziehung wichtigen und tiefen Epigrammes will ich noch auf Humboldt hinweisen, welcher in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller sich also ausspricht:

„Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Kolumbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach

auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachhing, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia, in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: Als Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere einging . . . findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.*)"

4. **Schriftliche Aufgaben**: 1. Über die Folgen der Entdeckung Amerikas. — 2. Das traurige Lebensende eines großen Mannes. (Vgl. F. Wehls Gedicht: Kolumbus' Sterbewunsch.) — 3. Vergleichung von Wehls: Kolumbus' Sterbewunsch mit Platens: Der Pilgrim St. Just. (Erl. III³, S. 286.)

5. **Zur Vergleichung:**

1. Kolumbus' Sterbewunsch.

(Von Feodor Wehl.**)

[Feodor von Wehlen, geb. 19. Febr. 1821 zu Waldenburg i. Schl., jetzt Generalintendant des Hoftheaters in Stuttgart.]

1. Zu Valladolid¹) in seiner Sterbestund'
Christoph Kolumbus sprach mit bleichem Mund:

2. „Von allen Ehren, die die Welt mir gab,
Nicht eine nehm' ich mit mir in das Grab.

3. Den Königsmantel von San Salvador²)
Die Schulter lang in Fetzen schon verlor.

4. Der Grandenhut,³) mit dem man mich geschmückt,
Zerstampft ward er, zertreten und zerstückt.

5. In tausend Scherben sprang das goldne Vließ,
Mit dem Fernando einst mich zieren ließ.⁴)

6. Die Würden, die mir Isabell verlieh,
Der Haß und Neid mit Geifer mir bespie.

7. Die Ketten nur, in die mich Undank schlug,
Unangetastet ich durch's Leben trug.⁵)

8. So holt sie nun, die ich gar treulich barg,
Und legt sie mit der Leiche in den Sarg.

9. Der eine neue Welt dem Erdball gab,
Der nimmt als Lohn die Ketten mit in's Grab.⁶)

Erläuterungen zu Kolumbus' Sterbewunsch.

¹) In Valladolid (spr. Waljadolid), der damaligen Hauptstadt des Königreichs Kastilien, starb Kolumbus im 59. Jahre seines Lebens am 20. Mai 1506.

²) Kolumbus war vor seiner Abreise zum Großadmiral aller von ihm zu durchsegelnden Meere, sowie zum Vicekönig aller zu entdeckenden Länder durch Isabella ernannt worden. Somit kehrte er nach der Entdeckung von Guanahani, welche er San Salvador nannte, als Vicekönig dieser Insel nach Spanien zurück.

³) Den Grandenhut, d. h. die Würde eines spanischen Granden, erhielt Kolumbus nach seiner Heimreise unter andern Gunstbeweisen von Isabella und Ferdinand.

---

*) Die von Humboldt angezogene Stelle heißt: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltenentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hemisphäre zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis, zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?"

**) Seine kleineren Gedichte erschienen unter dem Titel: „Von Herzen zu Herzen." Leipzig 1867.

[4]) Das goldene Vließ ist der höchste spanische (und österreichische) Orden, am 10. Jan. 1429 vom Herzog Philipp dem Guten von Burgund zu Ehren der an diesem Tage stattfindenden Vermählung mit Isabella von Portugal gestiftet; der Orden hatte stets nur eine Klasse und wurde nur an Fürsten und die höchsten und verdienstvollsten Edelleute verliehen. Er ist ein goldenes Widderfell, welches an einem blau emaillirten, flammenspeienden Feuersteine hängt. Auch die an Festtagen getragene Ordenskette bestand aus Feuerstählen und flammenspeienden Feuersteinen. Die Ordenskleidung ist eine sehr kostbare.

[5]) Franz von Bovadilla, jener elende Höfling des Königs Ferdinand, ließ den verleumdeten Kolumbus ohne alle Untersuchung auf Hayti im August 1500 in Ketten legen und in Ketten nach Spanien senden. Der edle Villêjo, Befehlshaber des Schiffes, welches den Gefangenen nach Spanien bringen sollte, wollte Kolumbus die Ketten abnehmen, aber dieser sprach: „Mein König hat mir befohlen, den Anordnungen Bovadillas Folge zu leisten. In des Königs Namen wurde ich gefesselt, und nur des Königs Befehl kann mir die Freiheit zurückgeben Willig werde ich sie tragen, diese Ketten, und stets sollen sie mich daran erinnern, welcher Lohn mir für meine Dienste geworden ist!“ Schon vor der Landung im Hafen von Cadix war übrigens der Befehl des Königs angelangt, daß Kolumbus sofort befreit und mit aller Auszeichnung behandelt werde. Bovadilla war in seiner ganzen Nichtswürdigkeit entlarvt worden.

[6]) Er wurde in der Karthäuserkirche zu Sevilla beigesetzt, seine Ketten wurden nach des bekannten Historikers Keller Ermittelungen nicht mit ins Grab gelegt, wie Kolumbus doch gewünscht hatte. Später ward er in San Domingo in der Kathedrale (1516) beigesetzt, und nach Verlust dieser Insel brachten die Spanier die teure Leiche nach Havanna auf Kuba, wo sie jetzt in der Kathedrale unter einer einfachen Pyramide ruht. (Man vgl. oben S. 51.)

2. Kolumbus im Tode.

(Von Heinrich von Mühler.)*)

[Geb. 4. Nov. 1812 zu Brieg, gestorben zu Potsdam als preuß. Kultusminister a. D. am 2. April 1874.]

1. Zu Valladolid im Dome
Brennen Kerzen am Altare,
Drinnen auf der Leichenbahre
Liegt Kolumbus todesbleich.[1])

2. Seinen Helden noch zu schauen,
Drängt das Volk sich an den Thüren,
Noch das Grabtuch zu berühren
Und zu küssen seine Hand.

3. Waffengraue[2]) Krieger stehen,
Stumm gefaltet ihre Arme,
Aus den Wimpern rollen warme
Thränen in den greisen Bart.

4. Sturmgewohnte Meeressöhne
Beugen ihre harten Glieder
Zwingend[3]) zum Gebete nieder,
Weich das kampferstarrte Herz.

4. Keine Thräne, keine Klage
Kann den Toten wiedergeben!
Den verraten ihr im Leben,
Keine Reu' erweckt ihn mehr!

6. Statt des meerdurchgeh'nden Schiffes
Birgt ihn jetzt des Sarges Hülle,
Statt der weißen Segel Fülle
Wallt um ihn das Leichentuch.

7. Statt der frischen Morgenwinde
Dumpfe Grabesluft ihm wehet.
Und das Land, wohin er gehet —
Kein Gefährte geht mit ihm!

8. Großer Christoph! wie doch gleichet
Deinem Heil'gen all dein Ringen,
Dessen Riesenschultern bringen
Erd und Himmel übers Meer![4])

---

*) Seine „Gedichte“ erschienen in Berlin 1842.

[1]) Man beachte die den spanischen Romanzen nachgebildete Form: 4füßige Trochäen, mit Reim der Binnenzeilen (a b b c) und unvollständigem trochäischem Schlußvers, dessen stumpfer Ausgang den natürlichen Ruhepunkt darbietet. — [2]) Kühner Ausdruck statt: in Waffen ergraute Krieger. — [3]) = mit Gewalt, weil diese Seeleute weder des Knieens noch des Betens gewohnt sind. — [4]) Der große Christoph ist dem heiligen Christo-

9. Einer Welt gewalt'ge Ahnung
Hast du lang in dir getragen
Und sie uns mit kühnem Wagen
Siegend über's Meer gebracht.

10. Eine Welt hast du getragen
Schwarzen Undanks, still ergeben,
Die für reiches Gold gegeben
Dir der Ketten Eisenlast;

11. Die für ungemessne Länder,
Größer als zehntausend Reiche,
Einen Raum für deine Leiche
Dürren Sandes nur dir beut.

12. Legt ihm in den Sarg die Ketten,
Tiefen Schlafes feste Bande,[5])
Frische Palmen seiner Lande,
Kühlung wehend, ihm aufs Haupt.

13. Wenn einst die Posaunen tönen,
Sprengend auf der Toten Betten,
Werden Flügel seine Ketten
Und die Palmen Kronen sein!

[Litterarisches: *Viehoff III, S. 120. — *Kurz III, 34. 148. 304. — *Düntzer III, S. 145. — *Hartert II, S. 142. — *Götzinger II, S. 134. — *Hinrichs I, S. 154.]

28. Karthago.

[Schiller a. a. O. I, S. 22.]

Zum Verständnisse. Auch dieses Epigramm gehört zu der nicht kleinen Zahl kulturhistorischer Gedichte. Es scheint im November 1795 entstanden zu sein und wurde zuerst im 12. Stück der Horen abgedruckt, wo sich V. 2 in folgender Form findet:

Das mit des Römers Trotz paaret des Tyriers List.

Karthago war eine Tochterstadt (Kolonie) der phönizischen Hauptstadt Tyrus (Gründung durch Dido, die Tochter des Königs Agenor von Tyrus, um 880.), aber, obgleich diese Stadt von den Tyriern die Klugheit geerbt hatte und in langjährigen Kämpfen mit den Römern an Kraft wetteiferte, auch viele Eroberungen mit dem Schwerte machte, so steht sie doch den Römern ebenso nach wie den Phöniziern; denn jene haben doch ihr Reich lange mit Kraft zu erhalten gewußt, und diese, welche mit List und Falschheit so viele Völker auszunutzen und zu bestehlen verstanden, haben doch außerdem Bildung und Kultur den zunächst bestohlenen Völkern gebracht und so denselben genützt; Karthago aber hat von den Tyrern nur die Treulosigkeit (sog. punische Treue) und Bestechungssucht (Regieren mit Geld) geerbt, und von den Römern, seinen Nebenbuhlern, die Grausamkeit gelernt, also von beiden nur das Schlechte angenommen und sich somit sogar den Phöniziern gegen-

---

phorus ähnlich, da dieser auf seinen Riesenschultern nur mit großer Anstrengung das Christuskind durchs Wasser trug, in welchem Himmel und Erde vereint waren und welches in der Legende dem Tragenden so schwer wurde, als hätte dieser Himmel und Erde zu tragen. Kolumbus trägt auch eine Welt in seinem Herzen, den Himmel der gewaltigen Ahnung, die Erde des schnöden Undanks. — [5]) Die Ketten sollen jetzt Symbole des tiefen Schlafs des Todes sein.

über als eine entartete Tochter gezeigt, und die Geschichte weiß von Karthago nichts zu rühmen, von dieser Stadt keinen Segen für die Mit- und Nachwelt zu berichten.

[Litterarisches: *Hinrichs a. a. O S. 151. — *Viehoff III, S. 115. — *Hartert II, F. 139.]

---

29. Sehnsucht.

[Schiller a. a. O. I, S. 123.]

1. **Geschichtliches.** Dieses Gedicht erschien zuerst in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, Jahrgang 1803. Aber am 17. März 1802 schon wird es einem Briefe an Körner beigelegt, und es kann also immerhin schon 1801*) entstanden sein. Schiller legte anfangs der Dichtung keinen großen Wert bei, gab aber später in einem Briefe an Körner zu, daß es etwas Gefühltes, Poetisches habe, und daß es durch (die von Körner beabsichtigte) Komposition noch gewinnen könne.

2. **Erläuterungen** und **Gedankengang**. **Str. 1.** Die Dichtung hat in ihrem Inhalte mehrfache starke Beziehungen zu der Dichtung Schillers: „Das Ideal und das Leben", aber auch einige Anklänge an „Das Mädchen aus der Fremde", so z. B. gleich in Str. 1, 1. „Ach aus dieses Thales Gründen", wozu man vergleichen mag: In einem Thal bei armen Hirten. Das Thal ist in der „Sehnsucht", die wir mit Fug auch eine Allegorie nennen können, die Erde, das reale Leben mit seinen mannigfachen Dissonanzen, welche durch die Worte: „Die der kalte Nebel drückt" angedeutet werden. Schillers Geist sehnt sich eben aus diesem realen Leben in die Welt der Ideale. Er schaut die schönen Hügel der idealen Welt, aber er kann sie nicht erreichen; so wünscht er Flügel zu haben, sich zu jener Welt hinaufzuschwingen. Allerdings meint er mit der Welt der Ideale nicht in erster Linie das jenseitige Leben, die Ewigkeit, und die Sehnsucht ist nicht, wie manche Ausleger (z. B. Düntzer und Hartert) meinen, zunächst oder ausschließlich der Himmel oder die Seligkeit des Menschengeistes nach dem Tode. Doch ist sein Heimweh mit dem Heimweh der Christen verwandt, und so mag immerhin die auf einem anderen Boden erwachsene Strophe Gustav Knaks hier angezogen werden:

> O wie schön, o wie schön ist der Engel Lobgetön;
> Hätt' ich Flügel, Hätt ich Flügel,
> Flög' ich über Thal und Hügel
> Heute noch nach Zions Höhn.

---

*) In dieses Jahr verlegt es die von Schiller besorgte Crusiussche Ausgabe der Gedichte.

Str. 2. Während Str. 1 der Sehnsucht nach dem Reiche der Ideale Worte leiht und dem Wunsche, aus dem nebelgedrückten und den Wanderer erkältenden Thale zu den ewig jungen und grünen Hügeln aufsteigen zu können, schildert der Dichter in Str. 2. Die Herrlichkeit seiner idealen Welt: Dort ist Friede und Versöhnung, im Gegensatz zu dem Streite und der Zerrissenheit der Wirklichkeit, dort ist Erquickung für die Seele, reiner, reicher, unverlierbarer und unvergänglicher Genuß.*)

Str. 3. Es wäre so schön, dort wandeln zu können, aber ein Strom scheidet uns und das Thal, in dem wir wandeln, von jenen sonnebeglänzten Hügeln. Mit diesem Sterne kann nur die Fülle von äußeren Eindrücken, Anforderungen und Beschäftigungen gemeint sein, welche den auf das Ideale gerichteten Sinn aus seiner Bahn in die rauhe Wirklichkeit zurückstoßen und stets verhindern, hier auf Erden schon der Erde zu entfliehen, im diesseitigen Leben bereits das Reich der Ideale zu erlangen.

Ich möchte gern in der Allegorie das Thal von dem Strome scheiden und, während ich jenes als die Welt der eigenen Unvollkommenheit und Sünde ansehen möchte, sähe ich gern in dem Strom die Macht der uns umgebenden und den nach Selbsterhebung ringenden Geist stets in das Land der Irrungen, Wirrsale, Fehler und Sünden, in das Reich der Sinnenlust zurückwerfenden Welt, der Nebenmenschen.**)

Str. 4. V. 1. Der auf dem Strome schwankende Nachen ist der Glaube, daß das Wunderland erreichbar sei. Der Fährmann fehlt freilich, d. h. das von den Göttern dargebotene Pfand, daß man über diesen Strom fahren könne. Aber mutig hinein, ruft das bessere Selbst dem Dichter zu; der Glaube ist ein Wunderschiff, welches, ohne Fährmann, nur durch die beseelte Kraft der Segel (vgl. die Schiffe der Phäaken, welche auch ohne Steuerleute und Ruderer den Weg wissen und finden, den die

---

*) Die Verse 5. 6. klingen an die Verse in Goethes Mignon an:
Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn?

**) Vgl. Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.
(Das Ideal und das Leben, Str. 10.)

Freilich darf ich nicht unerwähnt lassen, daß Düntzer dem Strome die allegorische Bedeutung abstreitet. Derselbe solle nur den übersetzenden Nachen einleiten. Freilich steht Düntzer auf dem Standpunkte, daß er geradezu den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit in diesem Gedichte nicht ausgesprochen findet, sondern nur den zwischen dem Diesseits und Jenseits, während andrerseits Viehoff die Meinung Düntzers, „es sei hier allegorisch der Gedanke dargestellt, „daß nur der fromme Glaube uns die Überzeugung von dem wonnigen Glücke des Jenseits verschaffen könne" mit den Worten zurückgewiesen hat: „Wer dem Gedicht einen so trivialen Sinn unterzuschieben vermag, muß in Schillers Lebensanschauung wenig eingedrungen sein." Das ist ein wenig sehr hart, ja unverdient hart mit Düntzer umgegangen. Allein Düntzer hat gewiß auch seine Gründe gehabt, dies Gedicht der Resignation entgegenzustellen, und etwas von Himmelsehnsucht steckt ohne Frage in diesem Gedichte.

Fahrenden wünschen. Odyss. VIII, V. 557 ff.) den Heimwehkranken in das schöne Wunderland hinüberträgt.

3. **Der Grundgedanke:** Ich muß allerdings annehmen, daß die Sehnsucht nach der Idealwelt, als der reinen, aus vollster Befriedigung hervorquellenden und alle befriedigenden Lebensanschauung, für Schiller näher lag, als die Sehnsucht nach dem jenseitigen Leben, in welchem durch das Aufhören der Versuchungen und Leiden die vollste Seligkeit gesetzt ist, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß jenes Reich der Ideale für Schiller in seinen letzten Lebensjahren mehr war, als ein Gebilde der eigenen Phantasie und des eigenen Gedankens, als ein Erzeugnis der Selbstthätigkeit der Seele, wie Hoffmeister und Viehoff meinen. Und wenn wir auch nicht nur die Himmelssehnsucht, den Glauben an das Fortleben der Seele in dem Reiche der Seligen, in diesem Gedichte dargestellt finden, so müssen wir doch sagen, daß Schillers „Sehnsucht" nach dem Reiche der Ideale nur deshalb so groß ist, weil der Glaube an die Realität jenes Reiches in Schiller erwacht ist. Im *jenseitigen* Leben wird das Reich *der Ideale Realität*, und dies Reich wird *erlangt* durch den *Glauben*, welcher nicht sowohl die Brücke, als das für viele überaus unsichere, schwankende und doch für den Wagenden das zielbewußte und sicher führende Fahrzeug ist. Es ist ganz richtig, daß wir ganz Schillers Art hier wiedererkennen; doch hat die Reflexion hier eine so starke Beimischung lyrischer Empfindung, daß sich hieraus schon ein Rückschluß darauf machen läßt, daß hier Schillers Poesie auf dem innersten Grunde religiösen Lebens entsprungen und daß die Wunderwelt, zu welcher ihn der Glaube führen soll, nicht sowohl ein Produkt der Phantasie, als eine Forderung und eine Hoffnung des Glaubens sei, zu welchem Schiller in dem großen Läuterungsprozesse seines Lebens sich zurückgefunden hat.*)

---

*) Hiermit würde denn auch trefflich zusammenstimmen die Umbildung dieser Dichtung nach Schillers Tode, welche Schillers Schwester Christophine verfaßte und als Nachruf des verewigten Bruders an seine Geliebten bezeichnete:

Fort aus dieses Thales Gründen,
Das der kalte Nebel drückt,
Wünscht' ich einst das Ziel zu finden,
Das mein *Glaube* froh erblickt.
Nun umgeben schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün,
Und die Hoffnung trug mit Flügel
Mich zu diesen Hügeln hin!

Einem Nachen mich vertrauen,
Der mich sicher führt zum Ziel?
Hoher Glaube führt zum Schauen,
Mildert jedes Schmerzgefühl.
Mich erschreckt nicht mehr das Toben,
Das in jenen Tiefen braust;
Nimmer stört ein Sturm hier oben,
Wer das Heil'ge liebt und glaubt.

Engelschöre hör' ich singen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die reinen Lüfte bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Hier im ewig grünen Laub,
Und die Blumen, die hier blühen,
Werden keines Winters Raub.

Selig kann man sich ergehen —
Hier im ewgen Sonnenschein;
Denn die Luft auf diesen Höhen
Ist so köstlich, ist so rein.
Kommt, Geliebte! alle teilet
Diese Seligkeit mit mir!
Meine Sehnsucht ruft euch — eilet!
Hier ist ew'ge Labung — hier!!

[Litteratur: Hoffmeister, Nachträge III, S. 278. — *Hinrichs a. a. O. S. 83. — *Götzinger II, S. 327. — *Viehoff II, S. 54. — *Düntzer IV, S. 29. — *Hartert II, S. 23. — *Pollack a. a. O. S. 175.]

---

30. Der Pilgrim.

[Schiller a. a. O. I., S. 124.]

1. Die Entstehung des Gedichtes. Am 26. April 1803 sandte Schiller dem Buchdrucker, welcher eine leere Seite ausfüllen wollte, dies Gedicht, und so erschien dasselbe zunächst in dem zweiten Teile der Schillerschen Gedichte.

2. Dichtgattung: Das vorliegende Gedicht gehört, wie das eben besprochene: Sehnsucht und das früher behandelte: Das Mädchen aus der Fremde zu den Allegorien, und es darf am Eingange dieser Besprechung die Leichtigkeit des Versbaues und die Durchsichtigkeit der Darstellung rühmend hervorgehoben werden. Gerade diese Art von Gedichten zeigen den Schillerschen Geist auch von einer anderen Seite: Das Bild ist einfach, einheitlich festgehalten, die Sprache ist bei aller Schönheit doch von besonderer Klarheit und Einfachheit.

3. **Erläuterungen** und **Gedankengang: Str. 1. u. 2.** Schon in früher Jugend gab der Dichter seine Heimat, alle Vergnügungen (der Jugend frohe Tänze), seine äußeren Vorteile (Erbteil und Habe) preis, um im fast kindlichen Vertrauen auf die Erreichbarkeit eines höheren Zieles auszuwandern.

Str. 3. 4. Es rief eine dunkle, geheimnisvolle Stimme nach Osten, und ich glaubte dem Worte, obgleich dasselbe mir nur sehr unbestimmte Weisung gab. Wenn ich die goldne Pforte im Osten erreicht haben würde, so werde ich in ein Land kommen, wo schon auf Erden die Erfüllung meiner Sehnsucht zur Wahrheit komme. (Pforten ist die richtige ältere Dativform, von Schiller nicht selten aus Reimnot angewandt).

Str. 5. 6. Nach einer langen, angestrengten Wanderung, auf welcher ich die größten Hindernisse zu bekämpfen und zu überwinden hatte, erreichte ich einen nach Morgen strömenden Fluß*); nun hoffte ich das Ziel leichter, bequemer zu erreichen, indem ich mich diesem Strome anvertraute. Ich kam zum Meere, aber nicht zum Ziel meiner Wünsche. Ja das Meer grade ist das größte Hindernis der Fortsetzung meines Wanderns. (Str. 7—8.) Der Himmel ist nicht auf Erden. — Die Gewißheit ist mir jetzt geworden; die Stimme, welche mich einst gehen hieß, hat mich getäuscht. (Str. 9.)

4. Grundgedanke: Eine volle Befriedigung, den Himmel

*) Auch hier wehrt sich Düntzer gegen die Deutung des Stromes als der Hingabe an die Kantische Philosophie, auf welche Viehoff hingewiesen hatte.

auf Erden, träumt sich wohl die Jugend, sucht der Mann, aber sie findet sich nicht; ja man kommt dem Ziele nicht näher, sondern es tritt nur ferner für den, welcher einzelne Hindernisse für die einzigen Schranken, welche ihn von dem vollen Glücke trennten, und einzelne Lebensbahnen für die zweifellos zum Glücke hinführenden hielt. Jene Schranken waren nicht die letzten, diese Bahn führte dem Ziele nicht um einen Schritt näher. Resignation ist der beste Rat für den, welcher für sein Leben zu viel erwartete.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 83. — *Viehoff, II S. 59. — *Düntzer, a. a. O. S. 34. — *Hartert, a. a. O. II. S. 25.]

---

31. Die Worte des Glaubens.

1797.

[Schiller a. a. O. I, S. 234.]

1. **Erläuterungen** und **Gedankengang: Str.** 1, 3. „Doch stammen sie nicht von außen her": Die drei Worte des Glaubens werden uns nicht durch unsere Sinnesorgane (von außen), sondern durch unmittelbare Eingebung und Überführung des Herzens gewiß; aber sie bestimmen den Wert des Menschen, sie machen den Menschen zu einer freien und doch sittlichen und einem höheren verantwortlichen Persönlichkeit. (Str. 1, 5. 6.)

Str. 2, 1. 2. Trotz aller, möglicher Weise noch so großen, Abhängigkeit von der Außenwelt ist im Menschen und zwar ihm bewußt ein Etwas der Unabhängigkeit, der vollsten Selbständigkeit, die Freiheit unseres Willens. Und eben diese macht uns zu Personen (Wesen mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung). Allerdings ist dieses Gut selten oder nie rein im Menschen zu finden. Wir sind von außen nur zu oft und nur zu sehr abhängig, aber wir fühlen auch unsere Abhängigkeit als den Zwang der Verhältnisse, als die Kette der Sinnlichkeit, und sind nur in dem Falle noch freie Menschen, wenn wir von diesem äußeren Zwange innerlich noch nicht völlig überwunden und zu Sklavenseelen geworden sind. Wer als Sklave geboren ist, ist noch nicht damit ein geborener Sklave, ein sklavischer Geist.

Str. 2, 3. 4. Freilich das Geschrei des Pöbels, der Ruf der rohen durch Schlagwörter regierten und mißleiteten, Menge nach Freiheit (Gleichheit und Brüderlichkeit) ist nur ein Beweis, daß Unfreie, geistig Gebundene, Rasende nach Freiheit, nach Entfesselung streben, und solche können in ihrer Freiheit nur gefährlich werden. Sie sind die schrecklichen Zerrbilder der menschlichen Freiheit. „Sie sind Sklaven, welche die Kette brechen" (Str. 2, 5.) und als solche ebenso gefährlich, wenn nicht schlimmer, als wilde Tiere. (Vgl. Schillers Glocke: Da werden Weiber zu Hyänen). Vor

ihnen muß man zittern, wenn man nicht die Mittel besitzt, sie mit physischer Gewalt unschädlich zu machen; sie sind keine Menschen mehr, auf welche ein physischer Eindruck möglich ist. Dagegen braucht niemand vor dem freien Menschen zu erzittern, auch wenn er das äußere Gesetz, die Kette äußeren Zwanges, zerbräche. Er ist sich selbst ein Gesetz und wird nach demselben leben und darum schon andere Persönlichkeiten als solche achten. (Die Wortfolge der beiden letzten Verse ist durchaus falsch; man konstruiere: Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, zittert [immerhin]; vor dem freien Menschen [braucht ihr] nicht [zu erzittern]).

Str. 3, 1. „Leerer Schall“ = ein Wort ohne Inhalt, ein Begriff, dem die Realität fehlte.*) Es giebt eine menschliche Tugend. Die Freiheit des Menschen ist nicht etwa eine absolute; denn dann wäre sie etwas Formales; der Mensch ist an ein Sittengesetz innerlich gebunden, seine Freiheit ist ein innerlicher Gesetzesgehorsam. Die Freiheit ist eine sittliche, mit dem Gotteswillen angefüllte, nach diesem sich richtende. Solche Freiheit nennen wir Tugend. Die Tugend ist die zur That hindrängende Freiheit. Allerdings verlangt dieselbe Übung, um zu wachsen und die äußeren Hemmnisse zu überwinden, und es geht nicht ohne vielfaches Straucheln ab (V. 3), aber die Richtung des Willens ist in diesen Fällen zum Ausgangspunkt der Würdigung unseres Thuns zu machen, und das Streben nach dem Göttlichen, nach Übereinstimmung unseres Thuns mit dem Gotteswillen (Str. 3, 4.) ist das, was der That Wert verleiht, auch wenn sie mißlingt, und was nach dem Straucheln uns Kraft verleiht, vom Falle uns zu erheben. V. 5. 6. Die Verständigen sind zu sehr in Gefahr, an die Stelle der Tugend die Klugheit zu setzen, aber die größte Klugheit kommt nicht so weit, als die Lauterkeit des Herzens. Ja das einfältige (lautere), kindliche Gemüt betritt den Weg, den jene Klugheit vergeblich suchte, ohne selbst ihn zu suchen, als etwas durchaus Selbstverständliches. Hierzu ist Goethes Wort im Faust zu vergleichen:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Viehoff verweist mit Recht auch auf 1. Kor. 1, 19.: „Und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.“

Str. 4. Während bei dem Menschen Freiheit und Heiligkeit sich nicht in höchster Verschmelzung zeigen, sondern jene als ein Vermögen, diese als eine Forderung und ein Maßstab für jene, ist Gott das Wesen, in welchem Freiheit (Wille) und Heiligkeit in absolutem Sinne vorhanden, verbunden und verschmolzen sind; Gott ist der heilige Wille. Und Gott ist, er lebt, er webt = er wirkt und waltet, er ist das Bleibende in allem Wechsel, das Feste in allem Schwanken, das Unendliche über allem Endlichen, die volle innere Ruhe = Unveränderlichkeit, Wahrheit, Treue und Seligkeit. Gott ist der höchste Gedanke, weil ein Höheres nicht gedacht werden kann (objektive Erklärung) und weil er das höchste denkende Wesen,

*) Vgl. Hallers: Die Tugend: „Freund, die Tugend ist kein leerer Name.“

der absolute Geist ist (subjektive Erklärung). Für Schiller ist es nicht zweifelhaft, daß dieser Geist sei, lebe, wirke, beharre; Schiller glaubt an diesen Geist, nicht nur an seine (des Dichters) höchste Idee. Im Glauben an Gott aber liegt die Anerkennung der Sittlichkeit als einer vollen Realität, und damit des Gottesgesetzes als eines allgemein verbindlichen, als einer uns zur Richtung und zum Leitsterne gesetzten und uns zur Verantwortung ziehenden Macht, als einer Macht der Vorsehung, für welche Raum und Zeit keine Hindernisse sind und welche durch den Wechsel aller Dinge ihren Halt und ihre Ruhe nicht verliert, von ihrer Seligkeit und Stetigkeit nichts einbüßt.

2. **Zur Würdigung der Dichtung**: Das Gedicht erschien zuerst im Musenalmanach für 1798 und ist eines der bekanntesten, am häufigsten vorgetragenen und gesungenen Gedichte Schillers. Wie erklärt sich diese außerordentliche Aufnahme dieser Dichtung? Jedenfalls aus dem Umstande, daß diese Dichtung im Jahrhundert der Aufklärung die drei Begriffe, welche auch der aufgeklärteste deutsche Freidenker noch festhalten wollte und welche man als den Kern der natürlichen und allein wahren Religion ansah, in einer auch dem minder gebildeten Manne, ja der Jugend verständlichen und dabei zum Herzen sprechenden Weise vorführte. Sie sind gewissermaßen Forderungen unseres Herzens, welche der Verstand ihm nicht nehmen kann, obgleich er andrerseits ihm diese Dinge als objektiv vorhanden nicht beweisen kann. Die Philosophie hat auch ihre Grenze, sie muß dem lauteren Herzen zu glauben überlassen, was sie nicht mehr beweisen kann, und sie muß dem Herzen den Glauben lassen. Allerdings sind die Worte in aller Munde zu finden, sie sind so häufig gebraucht, wie die Scheidemünze, und werden vielfach nicht nach ihrem wahren Werte erkannt, und doch sind sie inhaltsschwer, eine ganze Welt von Gedanken in sich schließend. Sie werden oft wie selbstverständliche Forderungen unseres Geistes behandelt, wie Axiome, aber darin liegt nicht ihr Wert, sie leuchten jedem Menschen ein, aber das macht sie nicht bedeutsam, auch die Freidenker haben tote Orthodoxe zu ihren Anhängern, — vielmehr muß man an diese Dinge, an diese Realitäten glauben, sein Vertrauen auf dieselben setzen als auf Realitäten (Hebr. 11, 1.), wenn man an sich nicht verzweifeln soll, sich nicht selbst aufgeben will. Deshalb ist es mir gradezu unbegreiflich, daß Hinrichs a. a. O. folgendes Fazit aus diesem Gedichte zieht: „Wirklich ist das alles nicht: Die Freiheit nicht, wegen der Sinnlichkeit, womit sie im Zwiespalt ist; die Tugend nicht, weil wir immer nur nach derselben sollen streben können; Gott nicht, da Gott nicht zugleich in der Welt und Zeitlichkeit, sondern blos über Raum und Zeit erhaben gedacht wird. Über das Sollen kommt dieser Glaube nicht hinaus.“ Aus einem anderen Grunde, weil nämlich hier die Unsterblichkeitshoffnung nicht ausdrücklich ausgesprochen wurde, hat Niemeyer das Schillersche Gedicht durch eine Strophe ergänzen zu müssen geglaubt:

Und Leben bleibt und Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist, vermodert;
Die Asche verglimm, in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket und liebet und forscht und späht,
Der Geist in dem Menschen nicht untergeht.

(Vgl. Niemeyers Briefe an christliche Religionslehrer.)

Der Dichter der Freiheit hat unter den Worten des Glaubens die Freiheit vorangestellt; so meint Hoffmeister, wenn er sagt: „Seine Religion war die Freiheit und alles Ideale, was diese zu Tage fördert.“ Ich kann dem auch von Götzinger und Viehoff vertretenen Gedanken nicht beipflichten. Im Gegenteil: Das erste Wort des Glaubens ist das niedrigste, auch nach Schillers Meinung. Nichts ist der Mißdeutung und dem Mißbrauche mehr ausgesetzt, als die Freiheit. Sie ist ein uns anerschaffenes Vermögen, aber wertvoll erst, wenn es praktisch wird, als Widerstandskraft gegenüber dem äußeren Zwange, als guter Wille oder Tugend, d. h. die unter das Gesetz des Ewigen gestellte Freiheit; und in dem Glauben an den ewigen Gott, die absolute Heiligkeit und Freiheit, den absolut heiligen Willen, ist das Höchste ausgesagt und zugleich das Allein-Feste, wenn der menschliche Wille schwankt, wenn seine Freiheit und Tugend ein zweifelhaftes Gut geworden sind. Man wird nicht leugnen können, daß in dieser Steigerung die Strophen aufgebaut sind, und damit fällt jene Erklärung in nichts zusammen.

Das Gedicht ist ein deutliches Zeichen der antimaterialistischen Richtung Schillers. Mit den französischen Freiheitshelden, den Bluthunden der französischen Revolution, hat sein Geist nichts zu schaffen. Mit dem Haß gegen die Kirche, den Voltaire gepredigt hatte, hatte er auch nichts zu thun. Aber von dem Christentume als einer positiven Religion hat sich Schiller zunächst nur diese drei Worte gerettet oder vielmehr auf sie als auf das Allgemeinmenschliche, Allgemeinanerkannte, als auf die allgemeine Religio nzurückgezogen.

Und doch sollte Götzinger nicht recht haben, wenn er sagt: „Der nüchterne Aufklärungsglaube, wenn er überhaupt noch Glaube heißen durfte — Schiller nennt sein Gedicht Worte des Glaubens — hat in Deutschland nicht befriedigt. Fege deinen Verstand, so sauber du kannst, mit dem Besen der Erkenntnis, du wirst nicht selig davon, nicht glücklich, du lebst damit nur ein schales, leeres Leben! es bleibt immer noch etwas übrig, was der Verstand nicht begreifen kann und mag, und wunderbar! gerade dieses Unbegreifliche ist es, was am mächtigsten wirkt und die Seele in ihrem Innersten bewegt.“? Diesem Unnennbaren, meint Götzinger, sei das Hervorsprießen der deutschen Dichtung aus der deutschen Aufklärung zu verdanken. Nur dürfte Götzinger nicht den Glauben erwecken, als sei dies eine Art menschlichen Instinktes, am stärksten bei dem Genius, sonst stärker bei Frauen als bei Männern, bei Kindern

mehr, als Erwachsenen, bei Herder mehr als bei Lessing, am meisten bei Goethe zu finden. Ich möchte ganz einfach Glauben nennen, was Götzinger unnennbar findet. Es giebt ja eine fides qua credimus und eine solche quae creditur, ein Glaube als Kraft und ein Glaube als Inhalt des Geglaubten. Und ich möchte nun sagen: Der Mensch muß an die drei Worte glauben, um Mensch zu sein, eine freie, gute, ihrer Verantwortung bewußte Persönlichkeit, aber dies ist die Minimalforderung, welche dem Menschen sein Menschentum rettet, das Mehr des Glaubens ist weder ausgeschlossen noch auszuschließen, die Thatsache der göttlichen Offenbarung ist weder als solche zu leugnen noch als solche beweisbar. Aber auf dem Boden der so bestimmten Weltanschauung hat allein der Mensch vollen Wert.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 141. — *Viehoff III, S. 172. — *Pollack a. a. O. S. 290. — *Götzinger II, S. 249. — *Hartert I, S. 172.]

32. Hoffnung.

[Vgl. Schiller a. a. O. I, S. 222.]

Zum Verständnisse. Mit dem ebenbesprochenen Gedichte nahe verwandt und in mancher Beziehung seine Ergänzung ist dies Gedicht: die Hoffnung. Aber es steht auch mit dem: die Worte des Wahns in Beziehung. Während in dem letzteren geradezu als Wahn der Glaube oder die Hoffnung bezeichnet wird, daß dereinst die Zeit komme, in der das Rechte und Gute in der Welt siegen und herrschen, daß der Edle auch auf Erden glücklich sein und durch sein Verdienst das Glück an sich heften, daß der Weisheit suchende Geist auf Erden die volle Wahrheit finden werde, stellt der Dichter in der Hoffnung*) einen anderen Gedanken dar. Trotzdem der Mensch bei seinem Suchen nach dem Glücke so oft und so starke Enttäuschungen erlebt, obgleich er dieses goldene Ziel nie erreicht, er hört nicht auf zu hoffen. Jedes Lebensalter hofft, auch der Sterbende hofft noch. Was folgt daraus? Nicht, daß alle Menschen von einem hirnverbrannten Thore zur Annahme dieses Wahnes sich haben verleiten lassen, sondern daß dieser Hoffnung Realität zukomme. Wir tragen in uns die Idee, daß wir zu etwas Besserem geboren sind, mehr noch, eine Stimme im Innern

*) Anapästische Verse hat Schiller nicht nur hier, sondern auch in dem vorigen Gedichte und in vielen Dichtungen kleineren Umfanges und sittlichen Inhaltes angewandt. Vgl. Breite und Tiefe, Licht und Wärme (jambische Verse, sonst ähnliche Strophe), Vier Weltalter, die Worte des Wahns &c. — „Hoffnung" entstand wahrscheinlich im Dez. 1797, erschien zuerst im 10. Stück der Horen (1797, aber erst im Febr. 1798.).

ruft es uns zu, daß mit diesem Leben von uns noch nicht alles, nicht das Höchste, das Beste erreicht sei.

Diese sonst so leicht faßliche und so weit verbreitete und viel zitierte Dichtung spricht die Unsterblichkeitshoffnung als eine Wahrheit aus. Die Idee selbst könnte ein Wahn sein, aber hier ist eine solche Täuschung geradezu ausgeschlossen. Die Stimme im Herzen ist zu laut, zu allgemein, zu übereinstimmend, um eine Täuschung sein zu können.

[Litteratur: *Götzinger II, S. 254. — *Hartert II, S. 134. — *Hinrichs S. 142. — Viehoff III, S. 110.]

---

33. Die vier Weltalter.

[Schiller a. a. O. I., S. 132.]

1. **Geschichtliches**: Das Gedicht entstand 1802 und war für das Gesellschaftskränzchen bestimmt. Am 4. Febr. 1802 sandte dieses Lied Schiller an Körner und bat um eine Komposition, damit das Lied bereits am 17. Febr. gesungen werden könnte. Schiller nannte das Lied damals noch den Sänger und wünschte ihm eine recht belebte, dithyrambische Musik, um eine recht exaltierte Stimmung auszudrücken, auch wünschte er für die beiden letzten Verse jeder Strophe, als eines vom Chore zu wiederholenden Satzes, eine Variation der Melodie. Körner komponierte das Gedicht, welches seinen vollen Beifall fand, sofort, fügte aber der Melodie einen längeren Brief hinzu, aus welchem folgende Stelle überaus wichtig ist: „In dem Sänger ist eine Stelle, welche von den Feinden des Christentums mißbraucht werden wird. Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen ist bei dem Dichter sehr begreiflich; und in einem dithyrambischen Gesange, wo er seine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Äußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah. Das Christentum in seiner ursprünglichen Reinheit war gewiß ehrwürdig, und noch in seiner jetzigen Gestalt kann und soll es veredelt werden. Du hast als ein Lieblingsdichter der Nation einen weit verbreiteten Einfluß, daher ist es nicht gleichgiltig, wie Du Dich über das Christentum äußerst. Also nimm diese Predigt als Zugabe zu dem Gesange an.“ Aus Schillers Antwort folge nur die Stelle: „Was Du über die Ausfälle gegen die christliche Religion in meinem Gedichte anmerkst, ist gegründet; auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich schrieb, daß dem Gedichte noch die letzte

Hand fehle.“ Somit ist klar, daß Schiller das in Str. 10 Gesagte ehemals in noch derberen Ausdrücken gesprochen hat. Da das Gedicht einen begeisterten Lobpreis der Poesie enthält, so möchte man sich den Titel: Der Sänger gern beibehalten wünschen. Die Poesie ist es, welche den irdischen Freuden erst das höchste bringt, die Krone aufsetzt, ja die irdischen Freuden verklärt. Der Dichter zeigt uns erst das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, das Gestaltete und Gewordene in seinem wahren innersten Werte, wie sie allen Zeitaltern erst die wahre Weihe verliehen hat.

2. **Erläuterungen: Str. 1, 3.** Hierzu vergl. man im Grafen von Habsburg Schillers Worte:

Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.

* * *

Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt. ꝛc.

V. 5. 6. Ohne die Leier (Gesang) ist selbst im himmlischen Saale jeder Genuß, selbst der des Nektars (und der Ambrosia), nur als ein mittelmäßiger (gemeiner) zu bezeichnen.

Str. 2. Der Sänger (und Dichter) ist der Götter besonderer Liebling. Sein Geist ist weit genug, um eine ganze Welt aufzunehmen, und rein genug, um sie wiederzuspiegeln; er ist ein Prophet, dessen Auge ebenso klar das Vergangene als das Zukünftige schaut, ja der zu den geheimsten Anfängen und Ursachen („Saat“) der Dinge vorgedrungen ist, als ob er in der Götter ersten Rate gesessen oder doch bereits das erste Leben des Keimes belauscht hätte.

Str. 3. V. 2. „Das zusammengefaltete Leben“ = die Welt, die er in seinen Geist aufgenommen und dort gewissermaßen zusammengedrängt hat, breitet der Dichter wieder aus, wie einen schönen und prangenden Teppich, nämlich in den Dichtungen, und zwar nicht nur, wie Hartert meinte, auf der Bühne, sondern überall, jedes Haus zu einem Tempel durch seinen Gesang weihend, da sein Gesang der Preis der Götter ist. So kann der Sänger aus der kleinsten Hütte ein Pantheon (den Himmel voll Götter) machen. (Düntzer erinnert daran, daß Jupiter nach Ovid Met. VIII, 699—702 die Hütte von Philemon und Baucis in einen Tempel verwandelte.)

Str. 4, 1. Zeus erfindungsreicher Sohn (vgl. Eleus. Fest Str. 16) ist Hephästus, der Gott der Esse, (*πολύφρων* Jl. XXI, 367, *πολύμητις* Jl. XXI, 355) und das in dieser Str. angedeutete Meisterwerk ist der Schild

des Achilles, auf die Bitte des Thetis, der Mutter Achills, geschmiedet. Vgl. Homers Il. 18, 778—808 und besonders die Worte:

Drauf nun schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
Helios auch, unermüdet im Lauf, und die Scheibe Selenes*),
Drauf auch alle Gestirne, so viel sind Zeichen des Himmels.

V. 5. All steht aus Reimnot hier statt des richtigeren Alls.

Str. 5, 5. 6. Das 5. Menschenalter ist das jetzige, welchem die vier anderen, verflossenen, in der Dichtung vorgeführt werden. Hesiod zählte fünf Menschenalter: das goldne, saturnische; das silberne; das eherne; — das heroische und das eiserne. Das silberne deutet den ersten Verfall, das eherne und eiserne deuten den vollen Verfall, jenes vor der Flut, dieses in der Gegenwart (Hesiods), an.

Str. 6. Saturnus oder Kronos wird in der griechischen Mythologie als Sohn des Uranus und der Gäa und als der jüngste der Titanen bezeichnet. Zu seiner Zeit und unter seinem milden, weisen Regimente lebten die Menschen sorglos, glückselig, bis zum höchsten Alter, ohne zu altern, und wurden dann in sanftem Schlummer aus diesem Leben hinausgeführt. „Die Erde gab alles freiwillig her." Der Menschen Thun war ihre Liebe. Vgl. außerdem Hesiod (Werke u. Tage 112 ff.), Ovid (Metam. I, 89 ff.), Vergil (Landbau I, 125).

Str. 7, V. 2. Das heroische Zeitalter ist das Zeitalter der starken Arbeit und des heißen Kampfes. Man denke an Theseus' Kampf mit dem Minotauros, an Herkules' zwölf Arbeiten. Der Stärkste wurde nicht nur als Held anerkannt und gepriesen, sondern auch zum König von den Schwachen erwählt. Am Ausgange dieses Zeitalters steht der trojanische Krieg. Er ist zugleich das stärkste Zeugnis für die Wahrheit der Behauptung Schillers (V. 6), daß die Schönheit immer der Gott der Welt gewesen sei, d. h. daß um der Liebe zu schönen Frauen willen nicht nur ein Kampf von der Bedeutung des trojanischen Krieges**) gefochten worden, sondern daß Frauenliebe überhaupt die Macht gewesen sei, der auch die stärksten Herrscher bewußt sich unterwarfen. (Vgl. Hesiod, Werke u. Tage, V. 159 ff.)

Str. 8. Das dritte Zeitalter ist das der griechischen Kultur, erwachsen aus den Siegen der Hellenen über die Perser, auch anzusehen als ein Sieg über die Roheit und Unkultur, reich an Poesie aller Art (der Chor der Musen deutet das an) und an Künsten der Malerei und Bildhauerei (vgl. die Götterbilder). Ja man könnte dieses Zeitalter gradezu dasjenige der Phantasie (V. 5) nennen. Freilich ist mit diesem auch die Sinnlichkeit („der Sinne flüchtige Lust") verbunden, welche der Dichter hier verschweigt, weil er an jedem Zeitalter nur das Glänzende und Angenehme hervorheben will.

Str. 9. Das christliche Zeitalter ist das vierte. Der Jungfrau Sohn heißt Jesus oder Heiland, weil er die Gebrechen (Sünden) der Welt zu heilen gekommen ist. Die Religion ist hier als das (mit dem

*) = des Mondes.
**) Des Skamanders Feld ist das trojanische Gefilde.

höchsten Inhalte gefüllte) Denken bezeichnet. Der Seelenfrieden verbannt die Sinnenlust, ja er sucht sogar die Versuchungen der Sinnlichkeit (die als Eitelkeit und Üppigkeit erkannt, aber nicht mehr als Zier [vgl. Str. 10, 1. 2.] anerkannt wird) zu überwinden in strenger Askese oder Bußübung (z. B. in der Selbstgeißelung der Mönche und Nonnen) oder in ernster Kraftübung (im Turnier der Ritter) zu vergessen. Und daneben ist gerade das Turnier so geeignet, die Liebe zu edlen Frauen zu steigern und die Liebe edler Frauen zu gewinnen (Farbe der Dame, Werben um Frauenminne, „Dank" aus Frauenhand). Besonders geschah alles dies in dem finsteren (vgl. V. 5) Mittelalter, aus welchem als leuchtende Sterne nur die Poesie und die reine Frauenminne in ihrer innigen Verbindung hervorleuchten. Ja gerade die Minne ist die Quelle der neuen Epoche unserer Poesie geworden.

3. **Grundgedanke und Disposition**: Gesang und Liebe sind die beiden Zaubermittel, welche dem Leben die Jugend erhalten und Frauen und Sänger sollen darum stets zusammenwirken, als die Ursache aller edlen Thaten und die Symbole des Lohnes für letztere. Niemand aber ist so geeignet, die Weltgeschichte zu erfassen und zurückzuspiegeln, als der Dichter, da er die Gabe hat, alles in sich aufzunehmen, aber nur das Angenehme weiterzugeben. Denn der Dichter ist ein fröhlicher Wandrer durch der Zeiten Lauf.

I. Einleitung: Des Sängers Lob: Str. 1—5.
   1) Er ist der Spender der reinsten Freude (Str. 1.).
   2) Er ist der von den Göttern befähigte Deuter der Weltgeschichte (Str. 2.).
   3) Er schmückt das Leben der Mit- durch den Preis der Vorwelt. (Str. 3.)
   4) Er versteht die göttliche Kunst, in ein Augenblicksbild eine Welt zu bannen. (Str. 4.).
   5) Er schaut alles, aber er zeigt nur das Schöne, Angenehme (Str. 5.)

II. Die vier Zeitalter. Str. 6—11.
   1. Das vorgeschichtliche, goldene Zeitalter. (Str. 6.)
   2. Das heroische Zeitalter. (Str. 7.)
   3. Das griechische oder das Zeitalter der Schönheit. (Str. 8.)
   4. Das christliche Zeitalter. Str. (9—11.)
      a, Die erste christliche Zeit. (Str. 9.)
      b, Das Mittelalter a) in seiner Herbigkeit. (Str. 10.)
      b) in seiner Herrlichkeit. (Str. 11.)

III. Schluß: Gesang und Liebe — Frauen und Sänger im innigen Bunde: Die Signatur des fünften Zeitalters.

4. **Schlußbemerkungen**:

Die Heiterkeit des Tones ist diesem Liede durchaus eigentümlich, und als das letzte der kulturhistorischen Gedichte zeigt es eben darin,

daß es diese Klangfarbe zeigt, eine Steigerung. Nach den verschwundenen Weltaltern findet sich kein Zurücksehnen, höchstens mischt sich ein elegischer Ton am Schlusse der achten Strophe ein, und wir werden unwillkürlich an die Seufzer der 1. Str. in Schillers: Die Götter Griechenlands erinnert. Die meisten Ausleger sehen in der Schlußstrophe nur eine galante Wendung, „die keinen Abschluß giebt" (Düntzer). Ich kann das nicht finden. Als das Höchste wird immer die Liebe gepriesen und zwar in allen Zeitaltern (nur im 3. tritt sie nicht deutlich hervor, fehlt aber auch da nicht), im ersten wird die Liebe geradezu als das einzige Thun der Menschen bezeichnet, im 2. und 4. als die Krone, der eigentliche Zweck des Lebens hingestellt, und so ist doch eine Zusammenfassung in der 12. Strophe als guter Abschluß anzusehen, um so mehr, da der Gesang doch einer Pointe bedurfte.

[Litteratur: *Viehoff, II, S. 95. — *Hartert II, S. 35. — *Düntzer IV, S. 78. — *Hinrichs S. 99.]

---

34. Berglied.

[Schiller a. a. O. I, S. 129.]

1. **Geschichtliches**: Auch dieses Gedicht ist während der Tellstudien entstanden, wie der oben besprochene Alpenjäger, und zwar gleich im Anfange des Jahres 1804, vor dem 4. Jan., an welchem Tage es bereits in einem Briefe an Körner erwähnt wird. Am 26. Jan. sandte Schiller es an Goethe und zwar als „eine Aufgabe zum Dechiffrieren". Goethe löste die Aufgabe und schrieb zurück, daß das Lied nichts als ein recht artiger Steig auf den Gotthard sei. Schiller hat also absichtlich jeden Hinweis auf die Gegend vermieden, weil das Gedicht den Charakter eines Rätsels behalten sollte. Daß einzelne Stellen aus Goethes: Mignons Lied (Kennst du das Land?) dem Dichter während der Arbeit vorgeschwebt haben, worauf u. a. Düntzer hinweist, muß zugegeben werden. — Den Stoff (die Ortskenntnis) entnahm Schiller Goethes schriftlichem und mündlichem Berichte, den in den Horen 1796 erschienenen Briefen auf einer Reise nach dem Gotthard, Joh. Müllers Geschichte der Schweizer, Ebels Schilderung der Gebirgsvölker, Scheuchzers Naturhistorie der Schweiz und Fäsis Beschreibung der Eidgenossenschaft. (Vgl. Düntzer a. a. O.)

2. **Form.** Die Strophe ist als eine deutsche mit Aufgesang (und 2 Stollen à 2 Versen) und Abgesang (V. 5. 6.) anzusehen, der Rhythmus ist steigend, bald jambisch, bald anapästisch. — Andre sprechen

gradezu von jambischen Dimetern, und zwar vollständigen V. 2. 4., verkürzten V. 1. 3., bald unverkürzten, bald verkürzten, V. 5. 6.

3. **Erläuterungen: Str. 1.** schildert den „Weg von Amstäg über Wasen und Göschenen durch den von hohen Granitfelsen eingeschlossenen Engpaß der Schöllenen, bis zu der $^5/_4$ Stunden davon entfernten Teufelsbrücke." (Vgl. Düntzer.) Düntzer weist die Quellen, welche Schiller zu dieser Strophe benutzt hat, einzeln nach. Es sind Wahrheit und Dichtung von Goethe, Goethes Tagebuch der Schweizerreise von 1797, Müller a. a. O. (I, 11.), Meiners (Briefe über die Schweiz, vielleicht!) — V. 1. Steg ist hier so wenig, als im Alpenjäger und in den Kranichen des Ibykus, ein Flußübergang, sondern ein Steig, wie es auch Goethe gebraucht in Mignons Lied: Wolkensteg. Ein langer Aufstieg, auf der einen Seite mächtige, schreckliche Felsen, auf der andern Seite zwar auch Felswände, aber zwischen diesen und dem Pfade das wilde Wasser der Reuß. — V. 2. Ein einziger Fehltritt stürzt dich in den Abgrund und in den Tod. Du gehst unablässig dem Rande deines Grabes entlang. — V. 3. Die Riesen, welche den einsamen Weg sperren, sind die Schöllenen, „sie erscheinen dem Geängsteten als Räuber, welche dem Wanderer auflauern." (Düntzer a. a. O.) Von denselben sagt auch Fäsi: „Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke reiset man immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf. Eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen gefährliche Gegend." — — Dir, dem einsamen Wanderer; ein ewig Verderben, weil es scheint, als ob es jeden Augenblick über dich kommen könne, und dir gewissermaßen nie Ruhe, nie das Gefühl größerer Sicherheit sich darbietet. — Und noch eins droht dir, die schlafende Löwin, d. h. die Lawine, der Schneerutsch, den dein Fuß in Bewegung bringen (wecken) und der dich dann mit in das Verderben hinabziehen kann. Die Lawine wird hier eine Löwin genannt, einmal um des Umstandes willen, daß die Lawine in manchen schweizerischen Gegenden so heißt, sodann aber, weil der Dichter hier einen trefflichen Vergleich mit einem schlafenden Raubtiere anfügen wollte. Daß Schiller, der damals allgemein verbreiteten, landläufigen Theorie über die Entstehung der Lawinen huldigte und Ausdruck gab, ist selbstverständlich.

Noch wolle man vgl., was Schiller im 5. Akte des W. Tell, Sc. 2. den Tell zu Parricida sagen läßt: Ihr steigt hinauf dem Strom der Reuß entgegen ꝛc.

Eine Reihe von Kreuzen, am Wege angebracht, sind ebensoviele Memento mori für den Wanderer, wenn gleich vielleicht nicht alle Denkzeichen eines wirklichen Unglücksfalles sind.

Str. 2. Die hier geschilderte Brücke hieß früher die stäubende Brücke, weil sie, aus der Ferne gesehen, selbst zu stäuben scheint, später die Teufelsbrücke, sie wird von dem Wasserstaub besprengt, den die grade unter der Brücke 80 Fuß hinabstürzende Reuß hervorbringt. Die Volkssage läßt diese alte, sehr schmale Brücke vom Teufel erbaut sein. Schiller deutet das nur an, um die Lösung des „Rätsels" nicht zu sehr zu erleichtern.

V. 4. Es hätte sich's keiner verwogen. Das s ist ein Rest

des Genitivs (des Neutrums jetzt noch) statt des. Das Wort verwagen (und sich verwägen) lernte Schiller bei Tschudi kennen; es bedeutet soviel als unser wagen und wird in gutem und bösem Sinne gebraucht. Vgl. die Form verwogen im Alpenjäger: Str. 5, 5. (Aber hinter ihr verwogen ꝛc.)

Str. 3. Jetzt wird das sogenannte Urner Loch und der Blick in das Urner oder Urserner Thal geschildert. Das Urner Loch ist ein durch den Teufelsberg im Jahre 1707 gesprengter, 200 Fuß langer und 12 Fuß breiter Tunnel. Auch für diese Strophe hat Goethes Wahrheit und Dichtung die Quelle abgeben können, ebenso Goethes Briefe; Müller sagt, „hier lächle gleichsam die ganze Natur. Alles ist grün, durch die ganze Gegend wallt hohes Gras, belebt mit aller Art Blumen; alles durchschlängelt die Reuß; da ist Urseren an der Matte, ein schönes Dorf, an den Hügeln weidet Vieh, über dem Dorf steht ein alter unverletzbarer Hain, ihm wider die Schneelawinen zum sichern Schirm.“

Auch in Schillers Tell findet sich auf diesen Blick eine Beziehung:

> Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
> So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf,
> Kein Tag hat's noch erhellt, da geht Ihr durch.
> Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude.

Herbst und Frühling gatten sich hier, d. h. sie vereinen sich, sie reichen sich fast die Hände. Der Sommer dauert hier nur 3—4 Monate (nach Fäsi), und es giebt hier eigentlich weder einen Frühling, noch einen Herbst. Ganz so paradiesisch schön, so zum Wohnsitze einladend ist das Thal nur für den, welcher, wie Goethe, es in seinem besten Lichte (im Hochsommer) sieht oder welcher nach Reisebeschreibungen sich ein falsches Bild macht.

Str. 4. Der Ursprung der vier Flüsse, die von hier, (d. h. vom St. Gotthard) ihren Ausgang nehmen und nach den vier Richtungen der Welt und Winde aus einander gehen, ist der Gegenstand der 4. Strophe. Von diesen Flüssen entspringen die Reuß und der Tessin zwei Seen, dem von Stella und dem von Lucendro, und beide kleine Seen sind unweit des Hospiz auf dem Gotthard. Nordöstlich von letzterem Berge, auf dem Gebirge von Crispalt, entspringt der Rhein, und an einem Fuß der Furka endlich (im Westen) nimmt die Rhone ihren Anfang und wendet sich bald, während der Rhein nach Osten fließt, in rein westlicher Richtung durch das Wallis. Da die letzteren beiden Flüsse in den Gletschern entspringen, so kann der Dichter sagen, ihr Quell bleibe ewig verborgen, dasselbe kann auch bezüglich der beiden erstgenannten Flüsse ausgesagt werden. Daß die Reuß durch die Vermittlung der Aar doch noch später mit dem Rheine sich vereinigt, ist ja bekannt. (Licentia poetica.)

Str. 5. Unter den beiden Zinken versteht Gödeke den Galenstock und das Mutthorn oder das Schreckhörner und das Finsteraarhorn, während Düntzer an die Felsspitzen des Prosa und des Fiendo, beide 2000′ höher als das Hospiz, denkt.

Es ist zweifellos, daß des Dichters Phantasie die Wolken auf diesen Bergzinken ebenso tanzen läßt, wie Goethe und der Volksaberglaube die

Hexen auf dem Blocksberge; man mag immerhin an Elfen denken, welche in dieser unermeßlichen*) Höhe ihren Reigen schlingen.

Der goldene Duft wird von Düntzer nicht mit der in Str. 6 erwähnten Sonnenbeleuchtung in Verbindung gebracht, sondern für eine dichterische Ausschmückung des Wolkentanzes gehalten. Aber an den Nebel erinnert das Wort Duft ebenso deutlich, als an die Sonnenstrahlen das Wort goldene, und ich möchte doch glauben, daß als Tanzreigen der Wolken die sich stets verändernden, herumziehenden Wolken- oder Nebelgebilde aufgefaßt seien, welche die Sonnenstrahlen zu vergolden scheinen.

Str. 6. Gödeke denkt hier an die Jungfrau, Düntzer hingegen an das Mutthorn mit seinem ewigen Eise. Wie Diamanten glitzert das sonnenbestrahlte Eis. Voxberger erinnert daran, daß Schiller den Ausdruck: Sie vergolden sie nur Müller entlehnt habe („Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur.) Vgl. das Alpenglühen.

4. Anmerkungen. 1) Goethe hatte in seinem Briefe an Schiller gesagt: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann, und ein zum Tell sehr geeignetes Lied". Er mißverstand also einen Passus im Briefe Schillers vom 4. Jan. dahin, daß Schiller das Berglied im Drama Wilhelm Tell verwenden wollte. Daß das Gedicht nicht als eine Allegorie angesehen werden kann, ist klar. Dennoch gebe ich Viehoff darin ganz recht, daß neben den angeschlagenen Saiten eine Reihe von verwandt gestimmten leise mitklingen und daß es dem Dichter wohl nicht unlieb gewesen sein möchte, in Str. 1 an das gefahrumringte Leben, in Str. 3 an den Tod selbst und an das jenseitige Leben flüchtig erinnert zu haben.

2) Aus Schillers Notizensammlung hebt Voxberger zu Str. 3 die Stelle heraus: „Alle vier Jahreszeiten erscheinen oft nebeneinander; Eis, Blumen, Früchte;" sodann aus der Reise auf den Montanvert in Schilles Thalia (III, S. 17.): „Hier flieht der Winter nicht vor dem Frühling; eine Jahreszeit bietet verträglich der anderen die Hand," und (ebd. S. 41.): „Man wünscht hier seinen Lauf endigen zu können, hier zu bleiben und den Ort, mit allem, was man hat, was einem am liebsten ist, zu verschönern." Überhaupt läßt sich fast für jedes Wort in dieser Dichtung eine Stelle in einem der Reise- oder geographischen Werke nachweisen, welche Schiller benutzte, und es bleibt doch erstaunlich, wie der Geist Schillers die zerstreuten Stoffe zu einem solchen anschaulichen und naturgetreuen Bilde seiner Phantasie zu gestalten vermocht hat.

Selbstverständlich ist es, daß Schiller eine Reihe landschaftlicher

*) Unersteiglich sind jene Felsenhörner zwar nicht, aber genau genommen ist auch das nicht behauptet. Der irdische Zeuge der Wolkentänze fehlt vielmehr dort.

Bilder von besonderer Schönheit hier nahe aneinander gerückt hat. So ist die Teufelsbrücke von der Schreckensstraße $1^1/_4$ Stunden entfernt. —

[Litteratur: *Düntzer, IV, S. 59. — *Hinrichs S. 217. — *Viehoff II. S. 81. — *Hartert II, S. 30. — *Armknecht S. 151.]

---

35. Das Mädchen von Orleans.

[Vgl. Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 228.]

1. Veranlassung des Gedichtes. Böttcher hat im Taschenbuch Minerva (1812) darauf hingewiesen, daß sich gegen Schillers Jungfrau von Orleans in Weimar selbst unter dem Eindrucke, welcher Voltaires unsauberes Gedicht: La Pucelle d'Orléans, (1757) hervorgerufen habe, die stärksten Vorurteile, spöttische Mißdeutungen und hämische Bekrittelungen gerichtet und die Aufführung dieses Dramas in Weimar verhindert hätten. Voltaire hatte die ganze Lauge schmutzigen Spottes auf die Jungfrau gehäuft und die geschichtliche Jungfrau dermaßen diskreditiert, daß man das Wort pucelle in allen feineren französischen Zirkeln verpönte. Auch die arglosesten Ausdrücke Schillers suchten unsaubere Geister in Obscönitäten umzustempeln, und an der ganzen romantischen Erscheinung mit ihren Visionen, Weissagungen, geheimnisvollen Kräften und Wundern nahm der aufgeklärte, religions- und poesielose Zeitgeist Anstoß. Das veranlaßte Schiller, in diesem Gedichte, welches am 19. Juni 1801 an Cotta abgesandt wurde und in dem Taschenbuch für Damen 1802 unter dem Titel: „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans" erschien, seinem Grolle Luft zu machen. Erst später erhielt dasselbe die obige, kürzere Überschrift, welche deshalb vom Dichter vorgezogen wurde, weil sein Versuch, die historische (und von Schiller verherrlichte) Jungfrau in einen Gegensatz zu dem Zerrbild Voltaires zu bringen, nicht scharf genug ausgeführt oder ausgefallen war. War schon Schillers Drama eine Ehrenrettung des von Voltaire verleumdeten Wesens, so ist dieses kleine Gedicht eine Abwehr gegen die frivolen, freigeistigen Zeitgenossen, welche die günstige Aufnahme und unbefangene Würdigung der größeren Dichtung verhinderten.

2. Erläuterungen: Str. 1. Von der Jungfrau von Orleans sei hier nur erwähnt, daß Jeanne d'Arc 1410 zu Dom Remy bei Vaucouleurs in Frankreich als die Tochter eines Landmannes geboren wurde, durch himmlische Erscheinungen sich berufen wußte, Orleans, welches die Engländer belagerten, zu entsetzen und Karl VI in Rheims zu krönen. Nach vielen überraschenden Siegen über die Engländer fiel sie 1430 den Burgundern in die Hände und wurde am 30. Mai 1431 zu Rouen als Hexe verbrannt.

Der gemeine Witz ist der geborne („auf ewig") Feind des Edlen und Heiligen; was er nicht erreichen kann, weil ihm die sittlichen Qualitäten mangeln, zieht er in den Schmutz des Spottes herunter und zerstört so, wenn auch angeblich nur sich gegen den Wahn wendend, den Glauben an das Heiligste zugleich.

Str. 2. Doch eine Freundin hat die geschmähte Unschuld, die Dichtkunst; sie erhebt dich, die reine Schwester in ihrem Werte erkennend, zu den Sternen und zu der Glorie der Heiligkeit und Unsterblichkeit.

Str. 3. Momus ist die Personifikation der Tadelsucht, ein Sohn der Nacht, welcher vor Ärger geplatzt sein soll, weil er an der Aphrodite nichts auszusetzen fand; hier ist er, wie Hartert richtig bemerkt hat, mehr der Gott des Witzes und des Spottes, oder, wie ich es deutlicher ausdrücken möchte, der unedle Possenreißer für die gemeinen Naturen, welche der laute Markt vereint; er suche ein Publikum für seine zweideutigen oder eindeutigen Gemeinheiten. Die edleren Geister (welche freilich mit der Welt nicht identifiziert werden dürfen, obgleich sie in der Welt leben) werden den wahren Wert der Jungfrau von Orleans und damit auch der Verherrlichung derselben durch Schiller erkennen und gebührend anerkennen. (V. 1. 2. sind bekannte Memorialverse.)

[Litteratur: *Viehoff III, S. 140. — *Hartert II, S. 147.]

---

36. Pompeji und Herkulanum.

[Schillers sämtl. Werke in 4. Bd. 1874. I, S. 225.]

1. **Form:** Distichon. (Vgl. Erl. II³, S. 248.)

2. **Dichtgattung:** Beschreibendes Gedicht. Die poetische Schilderung soll Natur- und Kunstgegenstände, welche sinnlich wahrnehmbar sind, darstellen. Sonach ist dies Gedicht zunächst ein episches, es neigt jedoch, wenn zugleich der Eindruck geschildert wird, welchen die Erscheinung auf das Gemüt des Anschauenden macht, zur Lyrik hin und kann ebenso didaktische (lehrhafte) Elemente aufnehmen. Das Gedicht Schillers: Pompeji und Herkulanum ist ein lyrisch-episches, welches man auch wohl zu den Elegien gerechnet hat. (Vgl. Erl. I³, 183—184 Anm.)

3. Zum Verständnisse des Gedichtes:

Tacitus erzählt uns in seinen Annalen, daß die beiden Städte Pompeji und Herkulaneum (wir sagen gewöhnlich, aber minder richtig, Herkulanum), nachdem sie bereits i. J. 63 nach Chr. durch ein schweres Erdbeben furchtbar gelitten hatten, i. J. 79 nach Chr. am 24. August durch einen Ausbruch des Vesuv, in dessen Nähe diese Städte Cam-

paniens lagen, mit Asche und Lava völlig überschüttet seien. Wer nicht zeitig entrann, der wurde eine Beute des jähen Todes, wie, vom Forschungstrieb zurückgehalten, auch der berühmte Naturforschers Plinius der Ältere. Pompeji ward vierzehn Fuß hoch mit Asche, Sand und Bimstein bedeckt, über Herkulaneum lag eine solche fünfzig bis hundert Fuß dicke Lavadecke. Auf dieser Asche und Lava, welche Herkulaneum begraben hatte, baute man später die Städte Portici und Resina auf.

Erst im Jahre 1711 stieß man, als auf Befehl des Prinzen Elboeuf in Portici ein Brunnen gegraben wurde („wir flehten um trinkbare Quellen"), auf das Theater zu Herkulaneum. Man fand drei weibliche Statuen. Aber erst 30 Jahre später wurden die Ausgrabungen fortgesetzt; damals unterblieben sie, weil sie größere Forschungen wegen der darauf gebauten Städte und wegen der Festigkeit der Lava nicht vornehmen ließen. Pompeji aber ward später zu mehr als einem Drittel ausgegraben und der Wissenschaft ein getreuer Einblick in eine altgriechische Stadt eröffnet.

Schiller fordert Griechen und Römer auf, die alten und neuerstandenen Städte anzuschauen, jene haben in Herkulaneum (die der Sage nach Herkules zum Gründer hatte) das Muster einer griechischen, diese in Pompeji das einer römischen Stadt.

Von nun an verbindet Schiller das, was sich in beiden Städten gefunden hat, zu einem Gesamtbilde, die einzelnen Züge bald den Resten jener, bald dieser Stadt entlehnend.

Man hat ganze Straßen aufgedeckt und sie schnurgerade gefunden (Giebel an Giebel); der räumige Portikus ward entdeckt, d. h. von oben bedeckte und an beiden Seiten halb verschlossene, auf 2 oder mehr Säulenreihen ruhende Hallen, welche man zum Spaziergang bei ungünstigem Wetter benutzte. Die Wände waren durch Gemälde geziert. Man fand ferner ein Theater mit 7 Ausgängen zu Herkulaneum fast zu Anfang der Ausgrabungen und später zwei Theater in Pompeji. Alles ist so wohl erhalten, daß man, wenn die Schauspieler (Mimen) da wären, ein altes griechisches Trauerspiel aufführen könnte, etwa „die Iphigenie in Aulis," die griechische Jungfrau, welche von dem Sohne des Atreus, dem König Agamemnon, ihrem eigenen Vater, geopfert werden sollte, um den Zorn der Göttin Artemis zu besänftigen und für die griechischen Helden und Streiter, welche nach Troja absegeln wollten, günstigen Wind zu erlangen, oder „die Eumeniden," jenes furchtbare Stück, in welchem der Sohn Agamemnons, Orestes, von dem Chor der grausigen Erinnyen oder Rachegöttinnen (Eumeniden) wegen seines Frevels verfolgt wurde. (Er hatte seine gattenmörderische und in Ehebruch gefallene Mutter Klytämnestra, welche ihren Gemahl Agamemnon nach der Heimreise von Troja getötet hatte, ermordet, war aber dann selbst von den Rachegöttinnen unsagbar gepeinigt worden, bis ihn der Areiopag in Athen, das heiligste Gericht Griechenlands,

feierlich lossprach.) Das erstgenannte Stück hat Euripides, das letztgenannte Äschylus zum Verfasser.*)

Weiter führt uns der Dichter durch den Triumphbogen („Bogen des Siegs“) zu dem Marktplatze („Forum“), wo auch Gericht gehalten wurde. Der Stuhl, auf welchem der Richter („Prätor“) saß, wenn er Recht sprach, hieß der kurulische. Er war ein stattlicher, aus Elfenbein oder Marmor oder Metall bereiteter Sessel ohne Lehne (auf solchen saßen übrigens auch andere obrigkeitliche Personen). Alle Magistrats-Personen (außer den Censoren) hatten ihre besonderen öffentlichen Diener, die Liktoren, welche das Zeichen der Amtsgewalt des ihnen folgenden Beamten vorantrugen, nämlich die Fasces (Rutenbündel mit vorragenden Beilen).

Auf den Straßen sehen wir auch längs der Häuserreihen höher gelegene Trottoirs (namentlich in den sorgfältig gepflasterten, übrigens schmalen Straßen Pompejis). —

Nun zeigt uns Schiller ein einzelnes Wohnhaus. Das Dach springt über des Hauses Vorderwand vor und schützt so den Fußgänger vor Wind und Regen. Die Häuser haben meist nur Fenster nach dem Hofe, nicht nach der Straße.**) Die Fenster waren übrigens nur Licht- und Luftlöcher, mit Läden verschließbar. Folgen wir dem Dichter zunächst ins Speisezimmer (triclinium)! Da sind die Bänke (3 Speise-Sophas = lecti) an den drei Seiten des Zimmers („rings um den Rand“) der Betrachtung wert (die Vorderseite blieb für die Diener frei, welche die Speisen herbeitrugen), aber auch der schöngetäfelte Fußboden (das „Estrich“); an der Wand gewahren wir auf trockenem Kalk Gemälde, zu kleinerem Teil Freskogemälde, so frisch und wohlerhalten, als hätte der Maler eben den Pinsel weggelegt.***) Von einer gemalten Guirlande („Feston“) von Blumen, Blättern und Früchten sind oft solche Gemälde eingerahmt.

Einzelne solcher Gemälde werden uns vorgeführt. Zunächst sehen wir einen Liebesgott (Amor) und Schutzgeister der Menschen (Genien) mit Weinlese und Kelter beschäftigt (man hat die zahlreichen Liebesgötter oder Eroten, welche menschliche Thätigkeiten nachahmen, anfänglich für Genien gehalten; so auch Schiller.) Auf einem anderen Bilde sieht man eine tanzende Bacchantin, d. h. eine der rasenden Frauen, welche den Gott Bacchus oder Liber (Dionysos), den Gott des Weins, des Wein- und Obstbaues, begleiteten; ein drittes Bild zeigt uns eine schlummernde Bacchantin, in ihrem Schlafe von einem Faun, d. h. einem Sohn des Feld- und Waldgottes Faunus und seiner Gemahlin Fauna, belauscht. Solche Faunen wurden mit

*) Übrigens vollzog Agamemnon nicht selbst die Opferung seiner Tochter, sondern der Priester that solches.

**) Man gelangt durch die Hausthüre zunächst in die äußere Hausflur (vestibulum), dann durch eine zweite Thür in einen zweiten Gang, die innere Flur (ostium) und von dort auf den Hof (atrium), in welchen alle Gemächer des Parterres ihre Ausgänge hatten.

***) Über 2000 solcher Gemälde hat man in beiden Städten wieder aufgefunden.

kleinen Hörnern zwischen den krausen Haaren, krummer Nase, bocksähnlichem Gesicht, spitzen Ohren, Ziegenfüßen und kurzen Schwänzen dargestellt. Die Faunen waren spezifisch italische, altlateinische Gottheiten niederen Ranges. Ihr Anblick war für die Menschen um so entsetzlicher, da die Faunen es liebten, den Menschen unvermutet zu erscheinen. Ein viertes Bild zeigt uns eine Bacchantin, auf einem Centauren reitend.*) Centauren, die Söhne des Ixion, werden später meist mit Pferdeleib und Pferdefüßen, aber mit menschlichem Oberkörper, Kopf und Armen dargestellt. Auf einem solchen Doppelwesen ritt eine Bacchantin, deren wild umherfliegendes Haar mit Schlangen durchflochten, deren Stirn von Epheu und Weinlaub geschmückt war, während die Schulter das Fell einer Hindin deckte. Sie schwang den Thyrsus, eine Weinrebe, welche mit Epheu umwunden war. —

Es fehlt im Speisezimmer nur an den Knaben (Sklaven), welche die Speisen auftragen, an den Mädchen (Sklavinnen), welche in den etrurischen (zu Aretium in Etrurien, dem heutigen Toskana, gefertigten kostbaren Vasen) Krügen (meist schwarzen, aus Ton gebrannten Gefäßen, mit roten Figuren) Wein holen könnten. Auf dem Herde steht ja noch der Dreifuß, dessen drei Füße geflügelte Sphinxen waren. Letztere sind Ungeheuer, deren Kopf und Brust wie eine Jungfrau gebildet war, deren Rumpf einem geflügelten Löwen glich. — Auf die Dreifüße setzte man die Pfannen.

Münzen finden sich noch, unter dem damaligen Kaiser Titus Flavius Vespasianus (der von 79—81 regierte) kürzlich geprägt. — Unter den Schmuckgegenständen finden sich auch in Glas nachgebildete Edelsteine („glänzende Pasten"). Auch die Badestube ist unversehrt, die kostbaren Salben und Öle finden sich noch vor; desgleichen von den eitlen Athenienserinnen zuerst gebrauchte, später weiter verbreitete Schminken.

Auch für die Männer findet sich des Interessanten genug in der reichen Bibliothek („Museum"). In Schränken sind noch viele Rollen**) d. h. Bücher. (Diese bestanden damals zumeist aus Blättern von Pergament, welche an einer Seite durch Leinen zusammengefügt und an einem hohlen Cylinder befestigt waren; ein drehbarer, oben und unten mit einem Knopfe versehener Stab ging durch diesen Cylinder.) — Weiterhin fand man Schreibgerät, Wachstafeln und dazu gehörige oben breite***) metallene Griffel.

---

*) Gerade dieses ist eines der schönsten Gemälde zu Herkulanum. (Vgl. Murr. Bd. I, Tab. XXV. Nürnberg 1777. 9 Bde.) Dem Centauren sind die Hände auf den Rücken gebunden, die Bacchantin ist fast nackend, ihre Kleider flattern im Winde, sie hält an den Haaren den Centauren fest und stößt ihn mit dem rechten Fuße.

**) Seltene, d. h. wertvolle Rollen waren es jedoch nicht; es wurden viele mühsam entziffert, obwohl sie bereits verkohlt waren; der Inhalt aber blieb weit hinter den Erwartungen zurück.

***) Zum Auswischen der in Wachs eingegrabenen Schrift, was durch Glätten des Wachses mit dem breiten Stifte geschah.

In der Hauskapelle (sacellum) stehen in besonderem Schranke die Bilder der Penaten, der Hausgötter der Römer. — Auch Tempel findet man, so z. B. einen Tempel des Hermes (Merkur), des Götterboten und Gottes des Handels; dieser trägt seinen goldenen Heroldstab (Caduceus), mit dem er die Augen der Menschen schließt (für den Traum) und dann wieder öffnet. In ihrer andern Hand trägt die Statue des Hermes hier die Siegesgöttin (Victoria), ein „reizendes geflügeltes Mädchen," welches in leicht schwebender Stellung sonst auch auf einer Hand der Statue des Jupiter, der Pallas Athene 2c. gefunden worden ist. Übrigens sind alle diese Funde nicht mehr in Pompeji (noch weniger in Herkulaneum) zu sehen; vielmehr sieht man dort nur noch die leeren Häuser. Alles Wertvolle, Kunstwerke und Geräte, wurde sorgfältig herausgelöst und entfernt, damit es vor neuen Ausbrüchen des nahen Vesuves gesichert bleibe, nicht minder aber gegen die Beschädigungen und Beraubungen geschützt sei, welche Neugierde, Frivolität und Sammlertrieb an solchen Denkmälern des Altertums vornehmen könnten; alle diese Antiquitäten findet man jetzt schön geordnet in Neapel.

4. **Einzelne Bemerkungen** zu dem Gedichte.

Das Gedicht ist im Juli 1796 schon gesetzt worden (für den Musenalmanach des folgenden Jahres) und steht auf dem ersten Bogen des Almanachs. Es ist schon früher entstanden, nicht erst, wie man infolge einer irrtümlichen Auffassung eines Briefes an Goethe annahm, im August jenes Jahres.

Str. 4, 1. „Giebel an Giebel." Götzinger findet diesen Ausdruck sehr unpassend, da Giebel die Spitze eines schrägstehenden Daches bedeute, während die Häuser der Alten platte Dächer gehabt hätten. Allein Düntzer macht darauf aufmerksam, daß auch Goethe dies Wort im Sinne der senkrechten Vorderwände gebrauche.

Str. 5, 1. Dio Cassius erzählt in seiner römischen Geschichte, daß die Bewohner von Pompeji gerade im Theater gewesen seien, als das Unglück hereinbrach. Doch war Rettung um so leichter möglich, da das Theater „sieben Mündungen" hatte und außerdem in der Nähe des Thores der Stadt sich befand. (Vgl. Götzinger a. a. O. S. 151.)

Str. 6. Übrigens hatte Schiller eine ganz besondere Veranlassung, gerade diesem Sagenkreise mehrere Scenen zu entnehmen: Man hat in Pompeji mehrere Wandgemälde gefunden, welche diese Gegenstände behandelten. Gleichwohl irrte er in der Annahme, daß dort griechische Stücke zur Aufführung gelangt seien. — „Mimen" nannten die Römer übrigens nicht alle Schauspieler, sondern nur die Nachahmer, die Komiker. Schiller gebraucht das Wort auch sonst im weitesten Sinne.

Str. 7, 2. Auf dem „curulischen Stuhl" konnte sich nur eine Person befinden, eben der Prätor. Der Plural Gestalten bleibt immerhin dunkel. Winkelmann teilt mit, daß sich im Museum zu Portici (also jetzt in Neapel) zwei sellae curules befunden hätten. Ebenfalls ist es nicht leicht

zu erklären, daß nach Str. 8 in Pompeji oder Herkulaneum die Anwesenheit eines Prätors vorausgesetzt wird, obgleich es in der Zeit des Titus etwa 18 Prätoren gab, von denen ein Teil in dem Lande umherreiste, um an den einzelnen Orten Recht zu sprechen. In Pompeji gab es übrigens keinen Prätor, sondern zwei Männer, welche des Richteramts pflegten (duumviri juri dicundo.). Wahrscheinlich waren ihre Sessel den curulischen ähnlich; jene im Museum zu Portici sind von Erz und haben kreuzweise gelegte runde Beine, wie auch die curulischen Stühle, welche früher aus Elfenbein, später aus Marmor oder Erz gefertigt und von den Prätoren in die Provinz oder auch in den Krieg mitgenommen wurden.

Str. 10, 2. „heimlich" kann als ein Wortspiel angesehen werden. da es sowohl geheim, als gemütlich (wo man sich heimisch fühlt), bedeuten kann; geheim, weil kein Fenster von der Straße ab die Zimmer erkennen lassen; gemütlich ist mit traulich fast gleicher Bedeutung, weil jedes Plätzchen, welches gegen die Außenwelt abgeschlossen ist, in seiner Verborgenheit auch etwas Beruhigendes, Angenehmes hat.

Str. 11, 2. „lustige" = heiter und darum erheiternd, zur Fröhlichkeit stimmend.

5. Disposition:

1. Einleitung (St. 1—3): Die wundersame Entdeckung. Der Gesamteindruck der beiden Städte.
2. Die Hauptgebäude: (Str. 4—8a.)
   a. Portikus: (Str. 4.)
   b. Theater: (Str. 5—7.)
   c. Triumphbogen: (Str. 8a.)
3. Das Forum und die Straßen: (Str. 8a—9.)
   a. Das Forum: (Str. 8a—9a.)
   b. Die einzelnen Gassen: (Str. 9a.)
   c. Die Trottoirs: (Str. 9b.)
4. Ein einzelnes Haus: (Str. 10—26a.)
   a. Dach: (Str. 10a:)
   b. Zimmer, Thüren, Fenster: Str. (10a—11.)
   c. Das Speisezimmer:
      α, Die Tischbänke: (Str. 12a.)
      β, Das Estrich. (Str. 12b.)
      γ, Die Wandgemälde: (Str. 13—17.)
         a. Liebesgötter und Genien in Weinlese und Kelter.
         b. Tanzende Bacchantin.
         c. Schlummernde Bacchantin, von einem Faun belauscht.
         d. Bacchantin auf einem Centauren reitend.
      δ, Geschirre und Krüge: (Str. 19.)
   d. Der Herd und die Küche: (Str. 19.)
   e. Münzen, Wage, Leuchter, Lampe, Kleinodien: (Str. 20—22.)
   f. Badestube und Toilette-Gegenstände: (Str. 23.)

g. Bibliothekzimmer: (Str. 24. 25.)
h. Hauskapelle und Penaten: (Str. 26a.)
5. Götterbilder, Tempel, Altäre: (26a—28.)

6. Zur Würdigung.

Über das Gedicht sagt Kurz a. a. O., daß Schiller im Gegensatz zu den „Sängern der Vorwelt" und den „Göttern Griechenlands", in welchen das Lob der Vergangenheit neben den Tadel der Gegenwart gestellt sei, hier ein „selbständiges Bild des entschwundenen Lebens uns gebe, das auch ohne Gegensatz zur lebendigsten Anschauung gelangt." „In dieser Elegie tritt das Talent des Dichters in mehrfacher Weise glänzend hervor. Denn erstens ist die Kunst bemerkenswert, mit welcher er ein so reiches volles Gemälde — er stellte uns ja das öffentliche und häusliche Leben des Altertums in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen dar, — in so wenigen Zügen zeichnet, daß die Phantasie, ohne überladen zu werden, eine Fülle von Anschauungen gewinnt; und wenn wir uns dann Rechenschaft zu geben suchen, wie er dies bewerkstelligen konnte, so wird es uns klar, daß dieses Ergebnis nur durch die meisterhafte Anordnung des Ganzen gewonnen wurde, indem der Dichter anfangs ein Bild der allgemeinen Erscheinung entwirft, hierauf die Höhepunkte desselben feststellt und erst dann auch in die Einzelheiten eingeht." — Viehoff (ausgew. Stücke II. S. 234.) erkennt zwar die Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung vollkommen an und zwar um so bereitwilliger, da Schiller Italien nie gesehen habe und doch mit einer wunderbar glücklichen Phantasie nach den Berichten der Reisenden so treue Bilder hervorbringe; auch lobt er den Reichtum der Bilder und Ideen auf beschränktem Raume; aber er tadelt, daß das Gedicht da abgebrochen sei, wo es der Dichter geschlossen habe. Er vermißt einen Wende- und Beruhigungspunkt im Gedicht, da die Illusion, welche der Dichter in sich und uns erweckt habe, doch sich ausleben müsse. Es fehlten dieser wiedererstandenen Stadt doch die Bewohner, und so werde die Erwartung, welche der Dichter in dem Leser oder Hörer wecke, daß der nächste Augenblick Menschen bringen werde, nicht erfüllt. Darum sagt er schließlich: „Bis zur Enttäuschung, bis zu einer Katastrophe, bis zu einer Auflösung der, wenn auch aus freudiger Anregung hervorgegangenen, doch mit etwas peinlichem Staunen gemischten, Illusion in ein klarbewußtes Gefühl der Trauer um das längstversunkene große römische Leben hätte, nach meiner Ansicht, das Gedicht fortgeführt werden müssen." Hoffmeister hatte darauf erwidert: „In den Göttern Griechenlands hatte Schiller seine Sehnsucht nach der Hellenenwelt rührend und erschütternd ausgegossen; in milderer Klage hatte er in den Sängern der Vorwelt den entschwundenen Volkssinn für Schönheit und Kunst zurückgewünscht. Hier, in Pompeji und Herkulaneum, bewillkommnet er freudig das Geschlecht und die Zeit als neu erstanden, deren Verlust er früher beweinte.

Das ist die Bedeutung des Gedichtes. Und darum ist das Entzücken ganz rein durchgehalten von Anfang bis zu Ende, und die Illusion der Phantasie nicht am Schluß des Gedichtes der Wirklichkeit zur Beute gegeben. Die Komposition wäre durch einen elegischen Ausgang abgeschwächt worden: die Macht dieses Phantasiegebildes besteht eben darin, daß sie den Schein zu etwas Wirklichem macht." Das bestreitet nun Viehoff (Schill. lyr. Ged. III⁵, S. 128) durchaus und mit Recht. Ein freudiges Gefühl ist im Gedichte wohl zu finden, das Gefühl der Überraschung für solche, welche wertvolle Entdeckungen machen, doch von einer freudigen Begrüßung des längst begrabenen Geschlechtes ist nicht eine Spur. Der Dichter vermißt die Menschen allerorten. Darin stimme ich mit Viehoff überein, aber doch nicht in seinem Tadel. Ich bestreite, daß der Dichter in uns habe die Illusion erwecken wollen, es lebten in Pompeji noch die alten Römer, in Herkulaneum noch die griechischen Kolonisten, und es würden im nächsten Augenblicke die Einwohner auf die Straße treten, aus dem Theater herausfluten, auf dem Markte zum Gerichte zusammen strömen, es würden die alten Sklaven und Sklavinnen unseren Befehlen nachzukommen sich beeilen und die Priester der Aufforderung zum Opfer entsprechen. Die Frage: Wohnt unter der Lava verborgen noch ein neues bisher unbekanntes Geschlecht? braucht der Dichter nicht mit Nein zu beantworten. Die neue Frage: Kehrt das entflohne zurück? verneint jene erstere. Aber darum handelt es sich nicht, uns die Selbsttäuschung zu erhalten, ob das erstandene Pompeji wirklich bewohnt sei, sondern uns davon zu überzeugen, wie wohlerhalten diese Jahrtausende ruhende Stadtmumie sei, so daß sie erst eben verlassen zu sein scheine, obgleich sie schon so lange verschüttet sei (Vgl. Str. 3, 1. und Schlußstrophe) und uns dann ein Bild altrömischen Lebens und Treibens zu geben. Um letzteres uns zu deutlicher Anschauung zu bringen, wünscht er, ruft er, befiehlt er die Menschen herbei, welche unsere Pantasie uns nun sofort hervorbringt. Es vertreten unsere Phantasiegebilde die alten, längst verschwundenen Bewohner dieser Stadt und dieser Häuser, die Besucher dieses Theaters und des Forums, unsere Gebilde treten mit uns in Beziehung, sie bedienen uns, sind unseren Wünschen gehorsam und beleben so die begrabene Stadt. Der Dichter aber leitet unsere Phantasie, damit das hervorgezauberte Leben dem Leben der alten Welt auch vollkommen entspreche.

Eine elegische Stimmung ruht nicht auf dem Ganzen, und am Schlusse unserer Wanderung durch die neuerstandene Stadt soll sich nicht der Seufzer emporringen: „O wären wir doch Griechen oder Römer und Heiden statt Deutsche und Christen!" sondern der Dank gegen den Dichter sich äußern, der so liebenswürdig gewesen ist, unser Führer in dieser fernen und fremden Stadt zu sein, und so geschickt, von dem altrömischen Leben und Treiben uns so anschaulich, als es eben in einer

so kurzen Schilderung irgend möglich war, unterrichtet zu haben. Eine Klage über die entschwundene Zeit und über die traurige Gegenwart ist hier ebenso wenig zu finden, als ein Lob der Vergangenheit; noch weniger hat der Dichter irgend welche Veranlassung, uns am Schlusse seinen und unsern Schmerz auszudrücken, daß das alles, was wir als bewohnt uns eingebildet hätten, doch öde, leer, tot sei, daß unsere Illusion leider eine — Illusion sei. Wir begleiten den staunenden und doch mit dem Altertum vertrauten Dichter mit freudiger Überraschung, nehmen dieses edlen Cicerone*) lebendige Erläuterungen an, aber von einer süßen Selbsttäuschung ist keine Rede, und darum ist eine schmerzliche Enttäuschung uns erspart.

7. Schriftliche Aufgaben:

1. Zerstörung und Entdeckung der beiden Städte Herkulaneum und Pompeji. — 2. Gedankengang des Gedichtes gl. N. von Schiller. — 3. Ein römisches Haus. Beschreibung. —

[Litteratur: *Götzinger II[5], 1877. S. 150 ff. — *Viehoff, ausgew. Stücke deutscher Dichter II, S. 226. — *Hartert I, S. 160. — *Düntzer III, S. 147. — *Viehoff, Schill. lyr. Gedichte III[5], S. 121. — *Hinrichs I, S. 156. — *Reuter, S. 307. — *Kurz, III, S. 295. 355.]

---

37. Der Spaziergang.

[Schiller a. a. O. I, S. 205.]

1. Erläuterungen:

V. 1. Mein Berg, ein Ausdruck der Vertraulichkeit für den Berg, welchen Schiller zunächst erschaut, wenn er des Zimmers Gefängnis in der Frühe des Morgens entflohen ist und nun dem Berge entgegen wandert, dessen Gipfel bereits von der Sonne vergoldet wird.

V. 4. Der fröhliche Chor der Singvögel. Daß das Wort Chor Schiller besonders geläufig war, ist oben schon erwähnt; vgl. auch Schillers Grafen von Habsburg, Str. 1.

V. 9. Balsamisch = duftend wie Balsam; von dem angenehmen und starken („Strom") Duft, welchen die gesamte morgenfrische Natur ausströmt, empfängt der Dichter Stärkung und Erquickung zugleich. —

V. 10. Die Augen saugen, wie im Durstgefühle, mit Wohlbehagen das energische Licht ein.

V. 12. Die verschiedensten Farben erscheinen im Wettstreite mit einander, dennoch ist in ihrem Nebeneinander die vollste Harmonie. So

*) Es ist eine geradezu unverantwortliche Leichtfertigkeit, wenn Keller a. a. O. S. 414 behauptet, ich sähe in Schiller nur einen „edlen Cicerone".

weckt jedes Einzelne ein besonderes Wohlbehagen, einen angenehmen Reiz, und das Ganze zugleich das Gefühl der Vollbefriedigung, d. h. der Anmut.

V. 13. Es ist schon von Götzinger auf das Charakteristische in dieser Schilderung hingewiesen, daß der Dichter lediglich als der Empfangende hingestellt wird. Die Wiese empfängt ihn, die Biene summt um ihn, der Sonne Pfeil trifft ihn, ambrosische Nacht umfängt ihn, das schattige Buchendach nimmt ihn auf. Es kann nicht besser als auf diese Weise das völlige Hingegebensein an die Natur, der Naturgenuß geschildert werden. Der Mensch ist da ganz der Empfangende, er ist der Einsame und darf alles Schöne, was in seine Empfindung tritt, auf sich beziehen und als ihm gegeben annehmen.

V. 15. Der Flügel wird zweifelnd genannt, weil die Biene durch ihr Hin- und Herfliegen den Eindruck des Schwankens und Zweifelns macht: Es ist also eine Metapher und Synekdoche verbunden.

V. 17. Die Weste = die kühlenden Winde überhaupt (Pars pro toto, Synekdoche); kein Lüftchen regt sich, und darum wirkt (im Sommer) auch die Morgensonne bald stechend. Pfeil und Strahl sind eigentlich identische Begriffe, da man unter Strahl zunächst auch nur einen Pfeil verstehen muß. So ist also unser Sonnenstrahl eigentlich auch ein bildlicher Ausdruck, nur daß das Bild uns verloren gegangen ist. (Vgl. Berglied, Schlußstrophe: Es schießt die Sonne Pfeile von Licht.)

V. 20. Ein einzelner Windstoß macht die Bäume, besonders hier die Erlen, erbeben. Auch das vom Tau bedeckte und versilberte Gras gerät in wogende Bewegung.

V. 21. Der Dichter hat den Saum des Buchenwaldes und damit den Fuß des Berges erreicht. Ambrosisch soll wohl hier in demselben Sinne verstanden werden, wie erquickend (Ambrosia war die Götterspeise, Nektar der Himmlischen Trank) und ist der Ausdruck nur deshalb gewählt worden, damit durch diese Einschränkung des Begriffes der letztere gesteigert werde.

V. 35. Bis jetzt ist auch nicht eine leise Spur menschlichen Lebens in der Schilderung dargeboten. Erst der Steig (V. 36) deutet auf menschliche Kunst und Vorsichtsmaßnahmen.

V. 39. 40. Diese Verse erinnern deutlich an Schillers Eleusisches Fest. Dort ist es Demeter, welcher die Grenzlinien (Furchen) zieht und damit das Eigentum unter den Schutz des Gesetzes stellt.

Diese Furchen sind auch eine Schrift (V. 41.), eine freundliche Schrift des Gesetzes*), wodurch Gott die menschliche Gesellschaft erhält, nachdem sie aus der ersten Liebe des goldenen Zeitalters, wo das Mein und Dein noch nicht geschieden waren und alle die Liebe regierte, herausgefallen ist. (V. 42.)

V. 55. „Noch nicht zur Freiheit erwachet" „Glückliches

---

*) Die Vorstellung entlehnte Schiller Röm. 2, 15.

Volk der Gefilde" ist allerdings nicht ganz zusammenstimmend mit der vorausgehenden Stelle: „Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand." Immerhin hat diese Stelle wohl die Bedeutung, daß ein Volk, welches zwar nicht mehr von der Liebe, aber doch vom Gesetze sich regieren läßt und noch nicht die Kehrseite der Bildung, den Durchbruch der Gesetze in Willkür und Schrankenlosigkeit, kennen gelernt hat, noch verdient glücklich gepriesen zu werden. Es respektiert doch das Gesetz und bleibt harmlos, wie wohlerzogene Kinder.

V. 59. Der fremde Geist ist der Geist des von der Natur losgelösten, aber der letzteren seine Ideen aufprägenden, Menschen, des Kulturmenschen. Die bisherige Natur war in ihrer Planlosigkeit schön, jetzt berühren die planmäßig zu Alleen vereinten Bäume (Pappeln) fremdartig.

V. 66. Unter dem Dienergefolg verstand Götzinger fürstliche Diener und Söldlinge, die er vor dem Fürstenschlosse postiert annimmt, während es auf alle die Anzeichen des städtischen Geistes außerhalb der Stadt zu beziehen ist. Die Stadt ist der Herrscher, und alles, was außerhalb der Stadt auf die letztern hinweist, das Dienergefolg.

V. 68. Türmend ist ein Schiller geläufiges Epitheton der Stadt und Paläste (Vgl. Melancholie an Laura Str. 3.: „Unsre stolz auftürmenden Paläste") und findet sich schon in Klopstocks Messiade (VII, V, 626 „Rings ertönte die türmende Stadt"). Das Wort ist in reflexivem Sinne gebraucht.

Schwerer erscheint die Auslegung der Worte: „Aus dem felsigen Kern." Man darf wohl annehmen, daß sich die Stadt auf einen Felsen gegründet habe. Dadurch erglänzt sie weithin und ist zugleich gegen die Feinde gesicherter. Endlich wird damit die relativ große Schwierigkeit angedeutet, welche der entwickeltere Kulturmensch, der Städter, zu überwinden gehabt und gewußt hat, um sich eine feste Heimat zu gründen.

V. 69. Die Faunen, d. h. eigentlich neben den Satyrn und Panen mißgestaltete Begleiter des Bacchus. Es sind gewissermaßen untergeordnete Gottheiten, welche später vornehmeren Platz machen und in des Waldes Verborgenheit, ähnlich unserem Köhlerglauben, ihre Existenz fristeten oder weiter gehegt wurden.

V. 72. Je größer die Stadt, desto größer ist der Verkehr, desto schneller der Umsatz, desto eiliger der Mensch, desto teurer die Zeit. Das Wort „umwälzt" ist allerdings keine ganz richtige Bildung und zugleich ist die Vorsilbe um um ihren Ton gebracht und zur tonlosen (kurzen) Silbe herabgedrückt worden.

V. 73 schildert allgemein den Wettstreit der verschiedenen Handwerke, und zwar noch ungeschieden nach seinen inneren Motiven.

V. 74 stellt die feindliche Konkurrenz („Großes wirket ihr Streit") und das Ineinanderarbeiten, den Zusammenschluß verschiedener Handwerke in der Fabrik („Größeres wirket ihr Bund) nicht nur neben einander, sondern auch einander gegenüber.

V. 79 ff. finden wir eine ganz ähnliche Darstellung als in dem Eleusischen Fest. Dort sind auch die Götter bereits einzeln besprochen; Ceres kommt freilich hier etwas post festum, da sie eigentlich nicht sowohl in die Stadt, als auf das Land gehört; doch ließ die große Rolle, welche sie in jenem naturhistorischen Gedicht spielt, nicht zu, daß sie hier ganz übergangen werde. Hermes deutet hier auf den schätzeerwerbenden Seehandel (Anker) hin, Bacchus und Minerva (Athene) bieten höhere Genüsse des Friedens, Neptun (Poseidon) das Streitroß, Mutter Cybele die Mauern (si vis pacem, para bellum!). In der Stadt entwickelt sich schneller die Civilisation: Lehrer werden hinaus gesandt als Bahnbrecher der Kultur, die Rechtspflege bildet sich aus und wird zu einem geordneten Institute, der patriotische Gemeinsinn erzeugt sich und erzeugt Helden, welche dem Vaterlande auch sterbend nützen. Die Penaten (V. 90) sind somit nicht sowohl die Haus-, als die Schutzgötter des Staates (Lares publici).

V. 97—98. Dieses Distichon ist eine Übersetzung der von Herodot (VII, 228) dargebotenen, von Cicero (Tusc. I, 42, 101) übersetzten ins Lateinische Grabschrift der 300 Spartaner, welche unter dem Oberbefehl des Königs Leonidas in der Schlacht bei den Thermopylen den Opfertod für das Vaterland erlitten.

V. 100. Der Friede und die Früchte desselben sprießen aus der Saat des heldenmütig durchgekämpften und ehrenvoll beendeten Krieges.

V. 102. Der bläulichte Gott, d. h. der Flußgott, winkt herbei und ladet die Menschen ein, sich die Kräfte seines Wassers in jeder Beziehung, zur Schiffahrt und zum Fabrikbetriebe, nutzbar zu machen.

V. 103. Dryade = die Baumgöttin der Griechen, welche mit dem Baume stirbt, also gewissermaßen bei jedem Schlage, der den Baum trifft, selbst getroffen wird und seufzt.

Die Holzfällung, der Steinbruch und der Bergbau sind alles Unterstützungen einer erhöhten Civilisation; denn jetzt wird alles planmäßig und mit vielen Menschenkräften gleichzeitig getrieben.

V. 107. Mulcibers (Vulkans, Hephästos') Ambos ist für die Schmiedearbeit gesetzt; V. 109—110 kommt die Weberei, V. 111 die Schiffahrt zur Erwähnung. Die Rhede ist der von der Küste entfernte Ankergrund für Schiffe mit größerem Tiefgang, wenn das Meer am Strand zu seicht ist und nur von Kähnen befahren werden kann. Pilot (V. 111) heißt der Steuermann (eigentlich wohl der pilende oder peilende, das Senkblei auswerfende und die Meerestiefen messende Seemann).

V. 115. Der Krahn ist offenbar der Landungsplatz, wo die Krahne sind, d. h. die Hebemaschinen, mittelst welcher schwere Lasten auf die Schiffe geladen, bzw. von den letzteren ausgeladen werden.

V. 117. Stapel bedeutet eigentlich ein Gerüst, dann eine Baustelle, auf welcher ein Schiff aufgebaut wird, hier ohne Frage einen Ort, wo die Menge der fremdländischen Waren angehäuft wird.

V. 119. Thule soll den äußersten Norden im Gegensatz zu dem heißen Afrika und Arabien, den Repräsentanten des Südens, bedeuten.

V. 120. Amalthea. Die Amme des Zeus, eine Ziege, führte einst diesen Namen. Sie stieß sich ein Horn an einem Baume ab. Eine Nymphe brachte dies Horn, schön bekränzt, mit allerlei Früchten des Feldes gefüllt, dem Zeus; dieser gab es aber den Nymphen zurück als ein Horn des steten Überflusses. So soll denn V. 120 hier weiter nichts bedeuten, als: Gaben aller Art kommen in reichstem Maße in der Stadt zusammen. Die Stadt gelangt zu unermeßlichem Reichtum.

Auf dem Boden des Reichtums und des Talentes, unter dem begünstigenden Einflusse der Freiheit, wachsen die Künste empor (Malerei, Bildhauerei, Architektur). Von den Säulen der verschiedenen Bauarten werden nur die der letzten, vollkommensten und heitersten Bauart, des jonischen Stiles, und von allen Bauwerken nur ein Tempel, der allen Göttern (dem ganzen Olymp) zu Ehren erbaut war, das Pantheon,*) als Beispiel genannt. Auch der Brückenbau entsteht und vervollkommnet sich zu überraschender Leichtigkeit und Kühnheit, ähnlich dem Bau der Iris (der Götterbotin), welche den Regenbogen als Brücke schlug, wenn sie vom Olymp zu den Erdbewohnern gesandt wurde. —

V. 129 weist auf den Ursprung der Wissenschaft der Mathematik hin, Mechanik (oder Chemie) und Magnetismus folgen (V. 131), desgl. Akustik und Optik V. 132.

V. 133—134. Solange wir noch nicht das Gesetzmäßige der uns bedrohenden Erscheinungen erkannt haben, fürchten wir die letztere (als grausende Wunder des Zufalls), während uns die Erscheinungen selbst vertrauter werden, sobald wir das Gesetzmäßige gefunden haben. Denn der Geist selbst ist an Denkgesetze gewöhnt und sucht auch in der umgebenden Natur Gesetz und innere Triebfeder zu erkennen. Der ruhende Pol (V. 134) ist wohl schwerlich als die Gottheit zu erklären, wie Götzinger meint, welcher diese Worte in Parallele setzt mit dem Ausdrucke in den Worten des Glaubens: „den in ewigem Wechsel beharrenden Geist." Vielmehr ist an das Naturgesetz zu denken, welches in V. 133 schon erwähnt war und welches das Bleibende, Feststehende ist gegenüber all der großen Anzahl der auf diesem Gesetze ruhenden Einzelerscheinungen.

V. 135. Durch die Schrift ist dem Gedanken eine greifbare, in seiner Wirkung nachhaltigere und durch Jahrhunderte andauernde Gestalt und Kraft gegeben. Die Wirkung der Schrift (und der Litteratur und der Buchdruckerkunst fügen wir hinzu) ist eine aufklärende. Die Wahngebilde thörichten Aberglaubens weichen vor dem Lichte der Aufklärung, wie Nebel vor der Sonne. (V. 137—138). Der Mensch wird frei vom Wahne und würde beglückt zu nennen sein, wenn er nicht zugleich in der großen Gefahr stünde, sich von dem Gesetze loszumachen, welches ihn bisher trotz aller Errungenschaften und Freiheiten von dem Wege der Pflicht nicht abweichen ließ. Die höchste Civilisation kann entarten, verfallen, wenn der

*) Das Pantheon zu Rom, ein rundes Gebäude mit rundem Dachgewölbe, ist die jetzige Kirche Sancta Maria della Rotonda.

Mensch sich nicht auf dem Wege des Gesetzes, welches eine göttliche Hand in sein Herz geschrieben hatte, erhält. Zunächst freilich zeigen sich die Spuren des Verfalls der Menschheit in dem Zerreißen des Zügels der Scham. Es werden die Leidenschaften entfesselt, und man rechtfertigt die Zügellosigkeit der Triebe mit der Naturgemäßheit derselben, man nennt Freiheit ein Wahngebilde, welches mit der vernünftigen Freiheit nichts als den Namen gemein hat.

V. 147. Der Polarstern ist ein Stern am Wagen (am kleinen Bären) und als das Bleibende bei dem Unwetter auf dem Meere ein Leitstern, so lange er sichtbar bleibt; aber freilich jetzt entschwindet jeder äußere Führer und selbst der Führer im Herzen, der „Gott im Busen" (V. 148) irrt.

V. 152. Sykophanten hießen in Griechenland die, welche andre wegen heimlicher Feigenausfuhr, also wegen Steuerdefraudation, denunzierten; später wurde das Wort nur im tadelnden Sinne nicht nur von dem Polizeispione, sondern von den elenden Seelen gebraucht, welche im Verrat andrer ihren Vorteil suchen.

V. 155. Feil ist der Gedanke. Es giebt keine gewissenhafte Überzeugung mehr, vielmehr richtet jeder nach dem äußeren Vorteile sein politisches oder religiöses Bekenntnis ein. Die Käuflichkeit der Gesinnung ist ein starkes Zeichen des Verfalles. — Die Auslegung Götzingers, daß das anvertraute Geheimnis feil sei, halte ich mit Viehoff nicht für richtig.

V. 156. In der innigen Zuneigung und freien Hingabe liegt der Adel der Liebe, liegt ihre göttliche Kraft. Wenn die Ehen aus Rücksichten auf Geld geschlossen werden, oder wenn gar die „freie Liebe" die heilige Eheverbindung ersetzen soll, und das Weib und der Mann in Zucht- und Schamlosigkeit versinken, dann ist der Adel der Liebe weggeworfrn.

V. 157. Wenn der Betrug der Natur eigenste Stimmen, die äußeren Zeichen tiefster Gefühle der Zuneigung, der Teilnahme, der Rührung mißbraucht, sich anmaßt, entweiht, und also auf diese Zeichen im Munde abgefeimter Heuchelei kein Verlaß mehr ist, im Gegenteil in ihnen die Gefahr des Verrats lauert — dann ist das Verderben der Gemeinschaft nahe.

V. 161. Die wichtigsten Worte werden zu Phrasen, die, je mehr sie im Munde geführt, um so schnöder mit Füßen getreten werden. Man scheint die Eintracht zu haben, trägt sie nach außen zur Schau, und doch ist im Inneren der Familie nichts als Uneinigkeit zu finden.

V. 162. Das Gesetz ist nur noch ein Gespenst, welches wenige schreckt, nicht mehr die sittliche, ins Herz eingegrabene und die gesamte Gemeinschaft leitende Macht.

Zu solcher Beschaffenheit ist das gesamte Staatswesen nur eine Mumie, d. h. ein Leichnam mit dem Scheine des Lebens, zu nennen. Und mag dieser traurige Zustand Jahrhunderte dauern, einmal zerbricht eine schwere Hand (die Revolution oder ein anderes starkes weltgeschichtliches Ereignis) das hohle Gebäude, und die Mumie zerfällt in Staub.

Der Dichter führt das Bild der Revolution weiter, stellt dieselbe als Tigerin dar, welche, wütend geworden vor Heimweh nach dem numidischen Walde,*) ihre Gitter durchbricht und Verderben bringend in die Freiheit sich stürzt.

V. 187. Jetzt findet sich eine starke Interpunktion nach ergriff; aus der Variante der ersten Lesart ergiebt sich deutlich, daß Schiller so konstruierte:

Der finstre Traum, welcher mich mit des Lebens furchtbarem Bilde schaudernd ergriff, stürze mit dem stürzenden Thale hinab. —

V. 200. Die Natur ist ewig jung und schön; dieselbe Sonne, welche zur Zeit Homers erfreut hat, lächelt auch uns noch.

2. **Veranlassung.** Eine äußere Veranlassung zu dieser Dichtung, welche im Jahre 1795, in jenem Jahre reichster poetischer Produktion, entstand, war eine Rezension des Gartenkalenders für das Jahr 1795, welche Schiller für die allgemeine Litteraturzeitung verfaßte und in welcher er schreibt:

„Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten längs der Landstraße zeigt sich dem Betrachter der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, wird das Bedürfnis nach Simplizität bis zum höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannte englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Aber die Natur, die wir hier finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nur nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt."

Diese frühen und dauernden Eindrücke des Weges von Stuttgart nach Hohenheim sind für die Elegie, wie Schiller unsere Dichtung früher nannte, das Substrat geworden, auf welchem sie entstand. Im ganzen hat der Dichter diese Gedankenfolge beibehalten.

3. **Dichtgattung und Idee der Dichtung.** Wir haben eben das Gedicht als eine Elegie bezeichnet, und es ist aus Schillerschen Worten ersichtlich, daß er die Natur, als Gegenstand unserer sittlichen Trauer und reinmenschlichen Sehnsucht hingestellt, als den Inhalt der Elegie definierte, und daß er das vorliegende Gedicht als eine Art von Repräsentantin dieser Dichtgattung aufgefaßt wissen wollte, sowie daß er sich mit dem Gedanken trug, als Pendant zu dieser Elegie eine Idylle zu dichten. Der letztgedachte Plan blieb unausgeführt, und

---

*) Die Dichter bevölkern Afrika auch mit Tigern, obgleich der Tiger nur in Asien sich findet, das Land Numidien aber als Heimat der Löwen ehedem berühmt war und zum Teil noch heute bekannt ist. Vgl. Freiligrath: Der Mohrenfürst. (Erl. Bd. 1.)

die Folge hiervon ist wohl die Änderung der Überschrift in die ebenso formale: Der Spaziergang gewesen.

Der Dichter hat sich zur Aufgabe gestellt, in diesem kulturhistorischen Gedicht von höchster Bedeutung die Entwicklung der Kultur von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer höchsten Spitze, dann aber auch ihren Verfall und Zusammenbruch und endlich die Rückkehr des Kulturmenschen zur Natur als der ewigschönen und reinen Kräftespenderin darzustellen.

4. **Der Gedankengang** und die **Disposition**: 1. Der Dichter sucht in früher Morgenstunde die Natur auf, zu welcher er sich aus der Enge des Studierzimmers geflüchtet hat, und begrüßt den Berg, welchen er zunächst zu ersteigen gedenkt, unter dem wohlthätigen Einfluß, den eine einsame Wanderung an einem warmen Sommermorgen auf ein gefühlvolles Herz haben muß, er begrüßt Sonne, Flur, Linden und Singvögel, die Bläue des Himmels, den braunen Gebirgsrücken, den grünen Wald, die balsamischen Lüfte. Er schildert die Blumenpracht auf den Wiesen, den schmalen Wiesenpfad, den er verfolgt, die Bienen und Schmetterlinge und Lerchen, welche ihn umsummen, umflattern, umschmettern, er freut sich der Windstille ebenso, als nachher des frischen, kühlenden Luftzugs, der, in den Kronen der Erlen zuerst erkennbar, sich bis zu dem taubedeckten, versilberten Grase fortpflanzt, und tritt sodann in den Wald ein, dessen Buchen ihn umschatten und ihm die Aussicht auf die vorige Landschaft entziehen. Langsam steigt der Dichter am Berge auf geschlängeltem Pfade empor. Die einzige Aussicht bot sich ihm bisweilen, wenn er nach oben schaute, von wo das Blau des Himmels herabblickte. Da öffnet sich der Wald, und ein neuer Ausblick wird dem Wandernden zu teil, ein Ausblick auf eine weite, am Ende des Gesichtskreises durch ein blaues Gebirge abgegrenzte, Landschaft. Am Fuße des Berges, auf welchem er steht, sieht er einen großen Strom vorbeifließen. Die Großartigkeit des Panoramas übertrifft alle Erwartungen.

Es ist dies die Schilderung der Natur ohne Beziehung zur Kultur. (V. 1—34.)

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß auch die leiseste Spur menschlichen Lebens fehle. Des Zimmers Gefängnis und der Pfad auf der Wiese und im Walde deuten darauf hin, daß es nicht etwa an aller Kultur gefehlt habe. Aber die völlige Einsamkeit in einer von den Menschen sonst nicht berührten und vielleicht gar entweihten Natur ermöglicht doch dem Wanderer, sich völlig der Natur hinzugeben.

2. Zunächst ist der wandernde Dichter imstande, auf einem Pfade, welcher durch Geländer auf der einen Seite gegen tiefe Abgründe geschützt ist, weiter zu gehen und gleichzeitig die verschiedenen landschaftlichen Bilder in sich aufzunehmen. Er sieht Ackerfelder mit Grenzlinien, gewissermaßen den Anzeichen des zweiten Zeitalters der Menschen, nachdem das goldene, das der reinen Liebe, entschwunden war, er sieht eine

Landstraße, welche die verschiedenen Gegenden mit einander verbindet und so den Verkehr der Länder ermöglicht, er sieht die Flüsse, die ersten Ansätze zur Schiffahrt, die ersten Transportmittel der erwachenden Kultur, er sieht Herden und Hirten und erfreut sich an dem Geläute jener und dem Gesange dieser, welche den Wiederhall aus den Bergen hervorlocken; endlich sieht er noch Dörfer in ursprünglichster Bauart, so daß jedes weinumrankte Haus inmitten der Felder des Besitzers liegt und zunächst von Obstgärten umhegt wird.

Die Schilderung der ersten Kulturstufe des Landlebens in seiner Beschränktheit, seiner Gleichmäßigkeit und seinem Glücke umfaßt die V.V. 35—58.

Es fehlt zwar nicht der Ansatz zu einer größeren Art des Gemeinsinns. Schon jener geländerte Steg auf der Höhe des Berges, welcher an den Abgründen sicher vorbeileitet, ist ein Anzeichen für denselben; auch die Landstraße, welche mehr als Vizinalweg ist, d. h. nicht nur zur Verbindung der nächsten Dörfer angelegt ist, weist über die nächste Umgebung hinaus auf wichtigere Aufgaben, auf weitere Anknüpfungen, auf erhöhte Kulturinteressen, ebenso auch die Ausnutzung des Stromes zum Transporte großer Baumstämme, welche andern Ortes teurer verwertet werden können, weil sie dort hochwillkommen sind: aber diese wenigen Spuren stören den Charakter der Landschaft nicht und dienen höchstens als Fäden, an welchen der Dichter seine Schilderung über ihr nächstes Ziel hinausführen und weiterspinnen kann.

3. Ein durchaus anderer Geist tritt dem Dichter entgegen, welcher, eine Zeitlang nur mit seinen Reflexionen beschäftigt, weitergeschritten war und jetzt aufschaut und der Umgebung seine Aufmerksamkeit wieder zuwendet. Es sind die Beweise einer höheren Kultur zugleich die Anzeichen für die Nähe der Stadt, in welcher eine ganz andere Kulturstufe erreicht ist und notwendiger Weise erstrebt werden mußte. Die Nähe der Stadt (V. 59—68) erkennt man an der Ablösung einzelner Stände in der Natur, z. B. in der Anpflanzung gleichartiger Bäume (Alleen von Pappeln sind als Beispiel gewählt), in der größeren Regelmäßigkeit und Planmäßigkeit aller Kulturen, und bald zeigt sich auch die ferne, aber in ihren Kuppeln weithin sichtbare Stadt als der Mittel- und Gipfelpunkt menschlicher Kultur.

4. Die Phantasie des Dichters schafft diesem ein Bild von dem Treiben und Leben in der Stadt, ohne daß er die Stadt selbst zu betreten hat; der Dichter bleibt vielmehr auf seinem Pfade, während sein Geist der seitwärts gelassenen Stadt sich zuwendet, in welcher zunächst eine andere Art von Religiösität, als die auf dem platten Lande war, sich entwickelt. Die größere Nähe der Menschen bewirkt stärkere Reibung, die Industrie und Konkurrenz, auch der Gemeinsinn, als Gemeinsamkeit der Interessen und als die Folge gemeinsamer höherer Ideen, der Patriotismus erwacht, ferner das Streben nach dem Handel in fernen, überseeischen

Ländern, Ehre und feinerer Lebensgenuß, Tapferkeit und Gastfreundschaft, — der Verkehr steigert sich, die Pioniere der Kultur ziehen hinaus, Wissen und Kenntnisse, auch edle Sitten verbreitend, die Helden ziehen hinaus, von den Segenswünschen ihrer Gattinnen begleitet, zum Kampf für die Freiheit ihres Gemeinwesens, und erstreiten siegend oder fallend die Freiheit und die Segnungen des Friedens. Immerhin stellt alles dies nur die erste Entwicklung des Städtelebens dar, welches Bild einzelne Züge aus der Geschichte Trojas, Spartas, Roms und vielleicht auch mittelalterlicher deutscher Städte in sich aufgenommen hat. (V. 58—100.)

5. Wohlstand und Handel, gesteigerte Produktion, Entdeckungen und Erfindungen auf materiellem Gebiete, gesteigerter Verkehr mit dem Auslande sind die Folgen siegreicher Kämpfe und bilden das erste Glied in der Schilderung der Blüte der Kultur. Hieran schließt sich Reichtum, Überfluß im Leiblichen an, welcher mit dem Talente, also hohem geistigem Erbe, die Künste hervorbringt, welche in der Freiheit, unter der sie sich entwickeln können, herrlich gedeihen (Malerei, Bildhauerei und Architektur) und denen die Wissenschaften, zunächst die Mathematik und die Naturwissenschaften, auf dem Fuße folgen, wesentlich unterstützt von der Erfindung der Schrift (und des Buchdrucks). Aufklärung ist die letzte Wirkung aller dieser Kulturfortschritte.

Soweit reicht die Schilderung der Blüte der Kultur (V. 101—138.) Das folgende Distichon, welches auf einen Schaden weittragendster Wirkung hinweist, bildet den Übergang zum folgenden Abschnitte. Das Menschengeschlecht könnte sehr glücklich sein, wenn es nicht mit allen Wahnvorstellungen auch die Religion, die Moral, das ewige Gesetz über Bord würfe. (V. 139. 140.)

6. Leider ist das geschehen, und das daraus entstehende Verderben zeigt sich zunächst als das Bestreben des Geistes, jede sittliche Verantwortlichkeit zu leugnen, allen im Menschengeiste ruhenden, bislang durch das Gesetz gezügelten sündigen Begierden die Zügel schießen zu lassen, und das ist das Verderben, wenn gleich zunächst erst die Gedankensünden, die Habsucht, Ehrsucht, Genußsucht, und später erst die Wortsünden (Lüge, Treulosigkeit, Verrat, Lästerung) und die Thatsünden (Heuchelei, Eidbruch, Käuflichkeit der Überzeugung und der Liebe, Herrschaft der Phrase und des Scheins) folgen. Das ist der Tod der Kultur, wenngleich sie lange noch den Schein des Lebens hat. Endlich zerbricht die staatliche Gemeinschaft unter den Faustschlägen sklavischer Seelen, welche ihre Ketten zerbrechen, wilden Raubtieren gleich wüten und erst in der Asche der Stadt, d. h. in voller Zerstörung alles Bestehenden, die Möglichkeit der Herstellung des früheren glücklichen Naturlebens zu finden vermeinen. Der Verfall der Kultur und ihr jähes und furchtbares, definitives Gericht schildert der Dichter V. 141—172.

7. Während dieser Ereignisse, welche der Geist des Dichters voraussah und dann mit Entsetzen erlebte, ist der Fuß des wandernden Dichters in eine Gegend gelangt, welche in ihren abschüssigen Gründen, in ihren aufgehäuften Felsmassen, in ihrer Wildheit einerseits ein Abbild der eben im Geiste geschauten Zerstörung, andererseits auch wieder von Menschenhand noch unberührt zu sein scheint und somit als reine Natur sich darstellt und, es kommt dem Dichter zum Bewußtsein, daß der Mensch durch Rückkehr zur Natur, der immer jugendlichen, immer schönen, immer frommen und immer erquickenden Natur, sich neue Lebenshoffnung, neue Lebenskräfte und namentlich auch eine Seelenreinigung verschaffe. (V. 173—200.)

5. Zur Entstehung und ersten Würdigung dieser Dichtung.

Der Spaziergang ist in der Mitte Septembers (1795) entstanden, und schon am 21. Sept. schrieb Schiller bei Übersendung der Dichtung an Körner: „Die Elegie macht mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat, und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet.“ Das Gedicht erschien 1795 noch in den Horen. Auf eine Reihe später ausgemerzter oder veränderter Verse kann ich wegen Raummangels hier nicht eingehen.

An Wilhelm von Humboldt schrieb Schiller unter dem 5. Okt. 1795: „In Ansehung der Versifikation bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler finden werden.“ Später, am 22. Nov. desselben Jahres, schreibt er an denselben Folgendes: „Mir däucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produktes dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. w. fliehen; auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen; denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichtes auf die ungleichsten Gemüter ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Übung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden, Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deswegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, blos zufällige Ursachen daran schuld sind. Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben

werden, in diesem Gedichte erweitert; noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüt so sehr als Eine Kraft gewirkt."

Humboldt selbst hat unter dem 23. Okt. bereits eine sehr günstige Rezension und Analyse der Dichtung in einem Briefe an Schiller gesandt: „Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieses unbegreiflich schön organisierte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit der Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Das Gemüt wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und giebt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal in alle mannigfaltigen Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel des Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rauhen Natur wieder in sich zurück, und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreits, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfange durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sprache der Vernunft."

Noch eine Stimme sei angemerkt: Herder bezeichnete das Gedicht als eine Welt voll Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und der Menschheit. Es sollte ihm „eine Land-

karte sein, die er sich an die Wand schlagen wollte.“ Man hat das Gedicht auch wohl eine Geschichte der Menschheit genannt.

Um so großartiger ist der Kontrast zwischen der Überschrift: Der Spaziergang und dem Inhalte. Es ist allerdings ein Spaziergang des Dichters durch die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit, welche bald dem Geiste neue Nahrung und Anregung giebt zu Spaziergängen im Reiche der Geschichte und des Geistes, bald auch dem Geiste eine heilsame Ablenkung darbietet, auf eine andere Phase des Lebens sich zu konzentrieren. Aber sowohl in jener anregenden als in dieser ablenkenden Kraft der Natur liegt eine außerordentliche Kongenialität der Natur und des Dichtergeistes und infolge dessen auch die Harmonie und Kongruenz, welche dieser Dichtung in hervorragendem Maße eignet.

[Litterarisches: Düntzer, a. a. O. – Hinrichs I, S. 59. — *Götzinger II, S. 110. — *Viehoff III, S. 47. – Gude III, S. 155. — *Hartert II, S. 88. – Pollack a. a. O., S. 100. 102.]

---

38. Das Ideal und das Leben. 1795.

[Vgl. Schiller a. a. O. I, S. 197.]

1. Erläuterungen: Str. 1. Das Leben der Götter ist ein leichtes, allezeit seliges, während das der Menschen zwischen der Sinnlichkeit und dem Seelenfrieden hin und her schwankt und weder im sinnlichen Genusse, noch im Verzichten auf denselben eine volle Befriedigung findet.

Schon Homer nannte die Götter leicht lebend (ῥεῖα ζώοντες); ihr Leben ist ein Leben des Spiels ohne alle Konflikte zwischen der Forderung der Sinnlichkeit und derjenigen des Sittengesetzes. Natur und Geist sind bei den Göttern ungeschieden. „Sinnlicher Reiz und Geistigkeit bilden die Züge des Götterideals.“ (Düntzer a. a. O. S. 379.) Der Menschen Leben ist dagegen ein stetes Hin- und Herschwanken ohne das Gefühl der Indifferenzierung beider Mächte, ohne das Gefühl der Vereinigung derselben und einer daraus sich ergebenden seligen Ruhe.

Die Natur der Geschöpfwelt ist stets sich verändernd, verbrauchend und erneuend; daher Schiller von einem ewigen Ruin sprechen kann. (V. 6.)

Unter dem Seelenfrieden ist nicht nur die Ruhe des Gewissens, der Folge des moralischen Verzichtes auf das Sinnenglück, sondern die Befriedigung aller rein geistigen Bedürfnisse zu verstehen. (Vgl. Götzinger a. a. O.)

Schillers Worte aus dem 15. Briefe über die ästhetische Erziehung mögen hier zur Verdeutlichung der ganzen Strophe angefügt werden: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz ist nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur

daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lose des Götterstandes: ein bloßer menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriff von Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bunde zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte" 2c. —

„Des hohen Uraniden" = des von Uranus abstammenden, den hohen Olymp bewohnenden und über alle menschliche Unvollkommenheit erhabenen Gottes.

Str. 1a. Zwischen der jetzigen Str. 1 und der Str. 2 war im ersten Druck der Dichtung (Horen 1795) folgende Strophe zwischengeschoben:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Der Gedanke dieser Strophe ist: Es giebt freilich auch für den Menschen einen Weg zu einem göttergleichen Leben; dieser Weg ist ein Lösen des Geistes von allen Gaben der Endlichkeit.

V. 2. 3. Das Bild will sagen: Ist denn kein Nebeneinander von Blume (Blüte) und Frucht möglich, muß ich auf das eine (den Sinnenreiz) verzichten, wenn ich an dem andern (dem Seelenfrieden) mich laben soll. Es

ist freilich insofern unglücklich, als das eine aus dem andern hervorgeht und beides auf dem Gebiete des sinnlichen Genusses zu liegen scheint. (Vgl. Düntzer a. a. O.)

V. 4—6. Drückt denselben Gedanken mit einem anderen Bilde aus, freilich auch keinem ganz geschickten. Schiller denkt sich den Mond als eine Scheibe, welche stets nur halb erleuchtet ist, so daß in dem Maße, als das Licht auf der uns zugewandten Seite der Scheibe zunimmt, dasselbe auf der uns abgewandten Seite entzogen wird. So mag die Strahlenscheibe uns voll Lichtes erscheinen, der Mond erscheint zu derselben Zeit auf seiner Kehrseite, weil durchaus finster, gar nicht. Entweder hüben oder drüben muß entbehrt werden; beides kann nicht nebeneinander, nicht zugleich sein. Es liegt klar auf der Hand, daß der Vergleich nicht passend ist, da der Vergleichungspunkt nicht sein sollte: Gleichzeitig können zwei nicht dasselbe genießen, sondern gleichzeitig kann einer nicht beides genießen.

V. 7—10. Die Güter der Zeit nicht berühren, das ist Freiheit vom Gesetz der Zeit und Hinandringen auf dem Wege zur Götterähnlichkeit des Lebens, zur Unendlichkeit.

Schiller hat die Strophe 1a offenbar um der unpassenden Bilder willen später gestrichen, und Str. 2. unmittelbar, freilich auch etwas unvermittelt, an Str. 1. gerückt.

Str. 2. Wollt ihr hier auf Erden schon so frei sein, wie die Götter, so verwandelt die irdischen Güter nicht in Genußmittel; beschränkt euch auf die Freude an der Form. Der Genuß verschwindet mit der Begierde, und diese hält durchaus nicht lange vor, läßt aber gewöhnlich ihre unselige Wirkung eine bleibende sein und verknüpft dauernd an das Reich des Todes.

Vgl. Schillers Schrift: Über das Erhabene: „Schöpfet aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen."

V. 2. Frei ist der, welcher nur von sich selbst abhängig ist. V. 3. Der Sinnengenuß ist mit dem Brechen der Gartenfrucht gemeint und ebenso wohl an den Paradiesapfel als an die Frucht (Granatkörner) zu denken, durch welche die Proserpina sich die Rückkehr aus dem Orkus, an welcher sie sonst auch das neunfache Band des Styx*) nicht verhindert haben würde, unmöglich machte. (Vgl. Erl. IV³, S. 142.)

V. 5. 6. Die Sättigung und damit die Flucht der Begierde ist zugleich der Tod des Genusses.

V. 7—10. Aber die Folgen sind unwiderrufliche. — V. 10. „Des Orkus Pflicht." Düntzer nimmt an diesem Worte, welches statt Gesetz stehe, unnötigen Anstoß. Ruht doch Schillers Wort im Grafen von Habsburg: „Er steht in des größeren Herren Pflicht" ganz auf derselben Vorstellung

---

*) Aus Vergils Äen. (VI, 438|: et novies Styx interfusa coercet) entlehnter Ausdruck.

des Verhaftetseins an einen Herrn (Gen. obj.), wie die Worte: des Orkus Pflicht. Freilich Düntzer legt aus: „Das Gesetz des Orkus ist, daß keiner aus ihm zurückkehrt.“

Str. 3. Nur die Materie ist abhängig von den Mächten des Todes, nicht die Gestalt, das Ideal.

Die schicksalflechtenden Parzen sind auch zugleich Todesmächte; sie sind Kinder der Nacht, wie die Eumeniden, auch wenn die Mythologie eine andere Mutter nennt. Vgl. Erl. III³, S. 266. Natürlich ist hier nicht etwa an den Körper des denkenden Menschen (V. 1.), sondern an alles Körperliche, welches Gegenstand unserer sinnlichen Triebe werden könnte, zu denken. Schiller nennt als Gegensatz zu dem Körperlichen die Gestalt und behauptet von ihr, daß sie unvergänglichen Wesens, himmlischen Ursprungs sei, und darum ist sie das Objekt der reinsten Befriedigung und erhebt uns in das Reich der Götter. V. 4. Gespielin heißt die Gestalt, weil sie als ein seliges Wesen aufgefaßt ist, welches neben andern oben in des Lichtes Fluren wandle.

V. 8. Die Angst des Irdischen. Es handelt sich um das von allen irdischen Dingen und Genüssen ausgehende beengende Gefühl, die Vorausempfindung der baldigst folgenden Unseligkeit und die nachfolgende Empfindung der letzteren. Darum ist auch das Leben inmitten und mittels der Körper ein enges, dumpfes genannt (V. 9.). Statt V. 10. schrieb Schiller früher: In der Schönheit Schattenreich und änderte wohl später mit der Überschrift (die anfangs das Reich der Schatten hieß), diese Stelle, weil wir mit Schattenreich meist einen ganz andren Begriff verbinden.

Str. 3. a. b.

Und vor jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet mutig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid;
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnrung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligtum sich flüchten,
Alle Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt.
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Die Str. 3a. will sagen: Wollt ihr von all den scheinbar erfreulichen, in Wahrheit unangenehmen, quälenden Erscheinungen der Sinnenwelt ein für alle Mal Ruhe haben, so ertötet in euch die ganze sinnliche Natur (nicht etwa durch Selbstmord, sondern in ähnlicher Weise, als die heilige Schrift von einem Kreuzigen, Ersäufen und Ertöten des alten Adam [Menschen, des Fleisches] spricht). Es ist das Herausreißen der Sinnenlust eine Art Sterben, aber nur durch den Weg zum Grabe gelangt man auf den Weg zum wahren Leben. Reißt euer Herz los vom Besitze, euern Geist von euerer äußeren

Stellung, von euren Beziehungen zu den Nebenmenschen, den ehemaligen und jetzigen, und brecht ab mit eurem bisherigen Leben.*)

Str. 3b. Das selige Vergessen ist dann die absolute Schmerzlosigkeit und das Aufhören aller Gewissenspein, aller inneren und äußeren Fesseln. Die Flucht in dies Asyl und Heiligtum, wo die Schuldner, Sklaven, Sünder frei werden und sich glücklich fühlen, ist nur unter der Voraussetzung des Absehens von der Vergangenheit möglich. Das Leben ist unter dieser Voraussetzung reine Seligkeit.

V. 9. Erinne (statt Erinnys) wird hier geradezu statt des Gewissens gesetzt. Hiermit wolle man Erl. IV³, S. 109. 110 vergleichen.

V. 7. 9. Die Reime Sklave — schlafe hatte Humboldt beanstandet und Schiller mit den Worten verteidigt: „Ich kenne in der Aussprache (von v und f) keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein." Diese Rechtfertigung giebt Viehoff völlig unnötiger Weise zu der Bemerkung Anlaß, daß sie zeige, „wie wenig Schiller für die richtige Aussprache der Konsonanten ein feines Ohr hatte." Ich halte eine Verschiedenheit in die Aussprache von f und v hineinzutragen, für geradezu ebenso willkürlich, als unsere Unterscheidung der Schreibung in deutschen Wörtern (von Lehnwörtern abgesehen).

Str. 4. Im Reiche der Ideale ist der Mensch, bezw. das Menschheitsideal, frei und vollkommen.

V. 1. Erdenmale sind hier alle Spuren des Erdenlebens, alle Makel des Erdenleibes.

V. 4. Die Phantome sind die Geister der Abgeschiedenen, welche körperlos und im Vergessen aller irdischen Erlebnisse, ein glückliches (glänzendes) Dasein führen. Vgl. Vergils Aen. VI, 729 ff., bes. V. 745—47:

> Bis langwieriger Tag nach vollendetem Ringe der Zeiten
> All' anklebende Makel getilgt und völlig gekläret
> Stellt den ätherischen Sinn und die Glut urlautrer Heitre.

Der Styx ist bereits Erl. IV³, S. 2 erklärt.

V. 6—8. Die Seele des Menschen existierte schon in ähnlicher Vollkommenheit und Heiterkeit im Himmel, ehe sie in den irdischen Körper (Sarkophag; Plato nennt den Körper: Kerker) hinabstieg.

V. 9. 10. Das irdische Leben ist die Zeit der Kämpfe und damit des Auf- und Niedersteigens der Wage, der Angst — das Leben im Reich der Ideale ist das kampflose, aber weil es jenem folgt, das durch das Siegesgefühl mit Freude gefüllte, Leben.

Str. 5. Zur zeitweiligen Erholung von den Kämpfen des Lebens und zur Gewinnung neuen Mutes eilt von Zeit zu Zeit in das beseligende Reich der Formen.

Diese Strophe, etwas spätern Ursprungs als die anderen und anfangs

*) Das Mißverständliche in dieser Strophe hat wohl den Dichter veranlaßt, diese Str. auszumerzen.

als Str. 8 (mit Recht) bezeichnet, wehrt dem Mißverständnisse ab, als sollte man dem Kampf der Erde durch freiwilligen Tod entfliehen. So soll der Rat des Dichters in Str. 4 nicht aufgefaßt werden. Eine Entstrickung des Menschen vom Kampfe (V. 1.), d. h. eine Befreiung von demselben, ist zwar für Augenblicke, aber nicht für die Dauer gemeint. So ist vor V. 2 zu ergänzen: vielmehr nur. V. 3. Hier d. h. im Reich der Ideale. „Der duft'ge Kranz des Siegs" ist eine Wiederaufnahme des Gedankens, mit welchem Str. 4 schloß. Selbst wenn der Mensch nicht kämpfen wollte, würde er doch die Abhängigkeit vom Leben und die starke Beeinflussung seiner Person durch äußere unabwendbare Kräfte erfahren und erdulden müssen. Die Form ruhten (Z. 5) entspricht nicht besonders gut dem Präsenz reißt (V. 6.)

V. 9. 10. Diese Verse lauteten im ersten Drucke:

Dann erblicke(t)*) in der Schönheit Spiegel
Fröhlich das erreichte Ziel.

Der jetzigen Form liegt folgender Gedanke zu grunde: Dann fliegt hinauf auf den Hügel der Schönheit (in das Reich derselben), um dort angelangt, der Entrückung euch freuen zu können.

Str. 6—7. Im Kampfe um Begründung oder Erhaltung der Herrschaft zerreibt sich wohl Kühnheit (des Geistes) an der Kraft (des Körpers), verwirrt sich und zerbricht vielleicht und unterliegt auf der Rennbahn des Wettkampfs oder des Glückes, während Mut und Kraft vereint den Sieg erringen, auch unter den erschwerendsten Umständen. — Aber in dem Reich der Ideale wird dasselbe Leben, welches dort im wildesten Kampfe stand, sanft und ruhig dahin fließen und im Gefühle des vollsten Friedens Erquickung finden.

Die Strophen stehen sich von jetzt an dergestalt gegenüber, daß die eine Strophe den Kampf und die Mühe des wirklichen Lebens darstellt, die andre die Seligkeit der Ruhe im Reich der Ideale malt.

Str. 6 fand wegen des ausdrucksvollen Wortklanges schon Humboldts volle Anerkennung. — V. 7. Dank = der alte Siegespreis bei den Deutschen (aus Frauenhand); — V. 8. Hippodromos = die Rennbahn für das Wagenwettrennen. V. 10. Wenn hat hier die Bedeutung von während.

Str. 7. V. 1—4. Die Konstruktion ist schwierig: Aber derselbe Fluß des Lebens (der Wirklichkeit), welcher, von Klippen eingeschlossen (zum Kampfe gezwungen) wild und schäumend sich ergossen hat, rinnt sanft und eben (mühlos) durch die stillen Schattenlande der Schönheit. — Die Sphäre der Schönheit wird ein Schattenland genannt, weil hier keine Körper, sondern nur Seelen und Formen sich befinden.

---

*) Erblicket war gemeint, erblicke war Druckfehler.

V. 6. Aurora und Hesperus, Morgen- und Abendröte vereinen ihre Strahlen, das Reich des Schönen zu bestrahlen.

Str. 8—9. Nur mit der größten Anstrengung ist es dem Genius möglich, dem spröden Stoffe die schöne Form aufzuprägen. — Im Reich der Schönheit entsteht das Bild, die Schöpfung des Künstlergeistes, in vollster Leichtigkeit, Sicherheit und Vollkommenheit.

Diese beiden Strophen, welche bezüglich des Inhaltes und der Form Wilh. von Humboldts vollste Anerkennung, ja Bewunderung fanden, zeigen einen Fortschritt gegenüber dem vorigen Strophenpaar. Es handelt sich nicht mehr um eine Ehre, welche vermittelst der Materie im irdischen Leben errungen wird, um einen Sieg, den Mut und Kraft vereint erfechten, sondern um eine Belebung der toten Materie (V. 1 in Str. 8.), um eine Verbindung von Geist und Stoff zu einer seelenvollen Form (V. 2. 3.). Nur dem beharrlichen Ringen des Gedankens wird es möglich, sich soweit das Element, den Stoff, dienstbar zu machen, daß dieser den Gedanken tragen und darstellen kann.

Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, anzunehmen, daß V. 7. 8. von der Wissenschaft und V. 9. 10. von der Kunst handle. So faßt die Worte Götzinger, welcher „zwei eigentliche Thaten des Geistes“ annimmt, „der in der Erforschung der Wahrheit und Darstellung der Schönheit sein letztes Ziel findet und bei allem Wechsel der Erscheinungen das Bleibende, in allem Scheine des Lebens das Wahre, in allem Vorhandenen das Gesetz zu erkennen und darzustellen sucht. Den Inbegriff dessen, was man als wahr annimmt mit innigem Bewußtsein der Gründe warum, dessen, was in das Gemüt eingeht, als Resultat von Forschungen, die man mit möglichster Gewissenhaftigkeit angestellt, in Folge von Überzeugungen, die man sich errungen hat, — das nennt man Wissenschaft, und die Darstellung des Gedachten und Gewonnenen an irgend einem Stoff und in irgend einer Form Kunst.“ Gewiß sind das alles an sich richtige Sätze, und doch läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß Schiller in V. 7. 8. nicht an die Wissenschaft gedacht, sondern nur ein Bild gebraucht habe für den V. 9. 10 in größerer Deutlichkeit ausgesprochenen Gedanken, daß er also auch in V. 7. 8 von der Kunst gesprochen habe. Der Quell der Wahrheit rauscht tief in dem Felsen versteckt. Es gehört ein angestrengtes Arbeiten des Geistes dazu, in diese tiefsten Schatzkammern der Wahrheit vorzudringen, aber um so herrlicher ist dann der Lohn, die Entdeckung des Geheimnisses der vollen wahrsten Gestaltung. — V. 7. bleichet = schreckt und abschreckt. — V. 9. schwer tadelt Düntzer, weil es nur von der ersten roheren Bearbeitung des Marmorblockes gesagt werden könne, hier also nicht gesagt werden dürfe.

Str. 9. In der Wirklichkeit findet der Künstlergeist die vielfachste Hinderung an dem Stoffe, der sich für seine (des Künstlers) Gedanken zu hart, zu spröde, zu unnachgiebig zeigt. In der Sphäre der Schönheit steht das Bild viel rascher da, ein volle Schöpfung („aus dem Nichts entsprungen

V. 5.), leicht, keinem Zweifel und Schwanken unterworfen, in voller Freiheit und in voller Notwendigkeit (leicht, sicher) entstanden, erzeugt, geschaffen; die Bedürftigkeit, die Schwächen menschlichen Könnens läßt erst der Versuch, dies Bild mit einem irdischen Stoffe zu vermählen, erkennen. Da ist der Stoff zu oft zu schwer und zu hart, um die menschliche Kraft in ihrer Bedürftigkeit erkennen zu lassen.

Str. 10—11. Das Gesetz der Gottheit erscheint dem Menschen als eine für die menschliche Kraft unerreichbare Forderung; er fühlt sich vor dem ungeheuren, nicht zu überbrückenden Abgrund, der sein Thun von seinem Ideale trennt, in stets peinigendem Schuldbewußtsein. — Anders ist es im Reiche der Gedanken. Da ist die Kluft weggefallen, da ist der Gottheitswille in unsern Willen über- und eingegangen, und wir schmecken (was dem Christen als der Inhalt der Seligkeit verheißen ist) die Gottesgemeinschaft, zunächst als Willensgemeinschaft, die vor Gottes nur Strafe blickender Majestät verschwindet und dem Gefühle beseligendster Gottesnähe und Gottesmilde weicht, (der Christ erwartet, diesen Zustand als eine Folge der Gottesgemeinschaft.).

Humboldt bietet folgende, von Schiller wohl im allgemeinen gebilligte (Schiller widerspricht wenigstens nicht) Analyse der beiden Strophen: „Der bloß moralisch ausgebildete Mensch gerät in eine ängstliche Verlegenheit. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres vermittelst der Idee der Schönheit zu einer höheren Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstand ganz auf." — Richtig, wenn nur das Wenn nicht wäre. Daß der Mensch sich selbst umbilden könne, bezweifle ich, nicht aber, daß er sich umgebildet denken und dann auf Augenblicke dieses Lebens im Reiche der Gedanken die Seligkeit eines solchen neuen Lebens fühlen, ahnen, vorschmecken könne. In dem von Humboldt gemeinten Sinne giebt es eben in Wirklichkeit keine umgebildeten, ästhetisch ausgebildeten, über die lediglich moralische Ausbildung hinausgewachsenen Menschen.

Daß das Wort Majestät in Str. 11, 10. nicht recht passe, ist oben angedeutet. Es soll hier Furcht erweckende Kraft bedeuten. Düntzer hält es für aus Reimnot gewählt. Daß wir in einen Zustand gelangen können, in welchem das Gesetz nicht mehr schreckt, sondern von uns geliebt wird, in welchem wir dem Gesetze nicht wie Sklaven voll Furcht und voll innerem Widerstreben gegenüber stehen, sondern wo wir es zur Richtschnur unseres Lebens gemacht haben, wo wir nach dieser unserer Maxime handeln, wo Gottes Gesetz unser Wollen und unser Maßstab geworden ist, wo wir Gottes Gebote nicht mehr schwer finden, soll nicht geleugnet werden; aber wir dürfen da nicht sowohl von einer ästhetischen Selbst-Ausbildung, als von einer religiösen Umbildung reden, die Gottes eigenstes Werk ist. Und selbst diese ist auf Erden nur eine allmählich sich ausgestaltende, nicht eine sofort den Menschen nach seiner Totalität verändernde neue Gestaltung. Wir

sinds noch nicht, wir werdens aber. Wir sinds in einem Stücke mehr, leichter, eher als im andern.

Str. 12—13. In wirklich erlebten Leiden ist es dem Menschen unmöglich, die Schmerzen zurückzuhalten, und dem angeschauten Leiden andrer gegenüber hat die volle innerste Teilnahme ein Recht. — Aber in den Regionen der Formen giebt es keine die Seelen durchschneidenden Schmerzen mehr, sondern nur noch Wehmut.

Str. 12, V. 2. Der Dichter exemplifiziert seinen Satz auf die bekannte Scene vom Untergange Laokoons, welche von Vergil (Aen. 2, 199 ff.) erzählt wird und im Altertum eine sehr berühmte plastische Darstellung gefunden hat. (Vgl. auch Lessings Laokoon.) Aus welchem Grunde Schiller Laokoon, den Priester Neptuns, anfangs zu einem Sohn des Priamus gemacht hat, ist nicht ersichtlich. Doch schon im Druckfehlerverzeichnis der Horen war vom Dichter die Bemerkung beigefügt worden, man solle statt: „dort Priams Sohn" Laokoon lesen. Gleichwohl war der Druckfehler zähen Lebens. Er stand noch lange Zeit in den Gedichten. — V. 4—6. Der Dichter fordert nicht sowohl zur Empörung gegen Gott auf, als vielmehr er findet eine derartige Anklage entschuldbar und naturgemäß. — V. 8. Der Freude Wangen steht für die freudeausstrahlende, die hochgerötete Wange. — V. 10. „Das Unsterbliche in uns", welches der Sympathie erliegen soll, ist nach der Meinung Viehoffs das „freie, über die Naturgewalten herrschende Prinzip im Menschen". Düntzer hatte diese Worte als die Seele erklärt, aber Viehoffs Beifall nicht gefunden. Ich finde keinen Grund, Düntzers Ansicht zurückzuweisen.

Str. 13. Im Gegensatz zu dem Jammer auf Erden findet sich im Reiche der Ideale nur noch Wehmut; dort trüber Sturm, hier lieblich strahlender Regenbogen und ein den düstern Schleier der Wehmut durchschimmerndes heitres Blau. — Es ist nicht zweifelhaft, daß Schiller hier besonders die Rührung im Auge hat, welche die Tragödie hervorrufen soll. Vgl. Schillers Abhandlung „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen."

Str. 14—15. Den großartigen Kontrast zwischen dem realen Leben und dem Leben in idealer Vollkommenheit veranschaulicht am besten Herkules, dessen irdisches Leben ein steter Kampf war, der aber als Lohn dieses Kampfs die Unsterblichkeit davonträgt. Mit dem Steigen des Bewußtseins dieser neuen Kraft und Würde steht im Verhältnis das Sinken der Mühen des Erdenlebens aus dem Bewußtsein des neuen Gottes.

Str. 14, 1—3. Der Alcid, d. h. der Enkel und Nachkomme des Alkäos (Alkide) oder Herkules ist als ein wirkliches Manneside al im Altertum aufgefaßt worden. Er war der Sohn des Zeus und der Alkmene und von Anfang seines Lebens an der Göttin Juno verhaßt, die ihn mit

allen möglichen Listen verfolgt und dadurch seinem Ziele nur näher bringt (Vgl. Str. 14, 8. 9.). Ihre List bewirkte zunächst, daß Euristheus eher geboren wurde als Herkules und daß dieser dadurch jenem, dem Feigling, (Str. 14, 1.) zu gehorchen genötigt war. Euristheus lud dem Herkules jene zwölf Arbeiten auf, von welchen hier nur der Kampf mit der lernäischen Hydra und der Kampf mit dem nemeischen Löwen (beide durch Umarmung und Erstickung beendet), sowie das Eindringen in die Unterwelt, um den Höllenhund Cerberus zu holen, erwähnt werden (V. 4—6.). Übrigens ist er auch in die Unterwelt hinabgestiegen aus eigenem Antriebe, um Alkeste, die Gemahlin Admets, aus der Unterwelt zu befreien. Bei der erstgedachten Totenfahrt hat er auch Theseus und Pirithous aus dem Totenreiche zurückgebracht. — Bei allen diesen mühseligen Arbeiten und Kämpfen unterstützt ihn kein Gott, während seine Feindin Hera ihm das Gelingen der Arbeiten, so weit sie nach des Schicksals Rat darf, erschwert. Am schlimmsten waren die Schmerzen am Lebensende. Er hatte ein von seiner Gemahlin Dejanira ihm gesandtes vergiftetes Nessusgewand angezogen und wurde nun von unsäglichen Schmerzen geplagt. Da besteigt er einen Scheiterhaufen (Ovids Metam. IX, 238 ff.) und verbrennt sich selbst. Die irdischen Glieder verbrennen:

Kein Zug der Ähnlichkeit bleibet
Ihm von der Muttergestalt; nur Jupiters Spuren behält er.
Wie wenn die Schlange verjüngt mit der Haut ablegte das Alter
Und nun üppiger prangt im erneueten Glanze der Schuppen:
Also, nachdem der Alcid auszog die sterblichen Glieder,
Blüht' er am edleren Teile von sich, und erhabenen Wuchses
Scheint er und ehrwürdig in Feierlichkeit und Verklärung;
Den in hohlem Gewölk der allmächtige Vater entführend
Auf vierspännigem Wagen erhob zu den strahlenden Sternen.

Str. 15, 2. Der Flammentod wird auch von Sophokles in den Trachinierinnen dargestellt. — V. 3—6. Schiller läßt ihn natürlich nicht auf einem Viergespann emporfahren, sondern als ein Geist sich zu den Wolken erheben und in dem Maße das Erdenleben wie ein Traumbild herabsinken, als der göttliche Geist sich in des Aethers Höhe emporschwingt. Besonders schön ist die Wiederholung in V. 6. — V. 7. Des Himmels Harmonie legt Düntzer als die Gesänge der Musen und das Saitenspiel Apollos aus. Ich denke hier lieber an die „Harmonie der Sphären," welche auf den Geist wie Musik einwirken soll, als an ein eigentliches Empfangskonzert zu Ehren des neuen Gottes. Der Saal Kronions ist die Himmelswohnung überhaupt, bzw. der Ort, wo sich alle olympischen Götter zusammenfinden. Die rosenwangige (*Καλλιπάρηος*) Hebe kredenzt allen Göttern den Pokal mit Nektar, sie reicht ihn auch dem neuen Gotte, lächelnd, als ein Zeichen ihrer Zuneigung zu Herkules, der ja bald auch der Hebe Gemahl wird. (V. 9. 10.)

2. Zur Geschichte der Dichtung. Schiller war anfänglich von dieser Dichtung sehr eingenommen und meinte, sein Bestes und Höchstes in der Gedankenlyrik hier geleistet zu haben. Es geht das aus einem Briefe

an W. v. Humboldt, dem er am 9. August 1795 die Dichtung übersandte, und besonders aus den Eingangsworten jenes Briefes hervor: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor . . . Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin; und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, und deren mich Ihr letzter Brief versichert, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen in Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was I h n e n noch zu dunkel scheint, will ich ändern. Für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. . . . Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Ästhetik geendigt, so würde dies Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.“

Humboldt zeigt sich in dem Briefe vom 26. August überaus dankbar. Er wisse nicht, wie er dem Freunde für den unbeschreiblich hohen Genuß dieses Gedichtes danken solle; er habe es sich auf eine Weise zu eigen machen können, wie noch kein anderes, und es werde ihn noch sehr lang und anhaltend beschäftigen. „Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genius erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verrät sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Inneren hervorzuschaffen, was Sie ihr bezeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichten voraussetzt, daran zu entwickeln. — Daß dies Gedicht nur für die Besten ist und im ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig, und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten, gesunden Verstand mit einem offenen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie Recht, daß es Bekanntschaft mit Ihren Ideen b r a u c h e n kann, aber es b e d a r f ihrer nicht, und ruht in jedem Verstand auf sich selbst.“

Nicht ganz so begeistert spricht sich Körner aus, der erst im September die Dichtung kennen lernte und namentlich darin eine Schwierigkeit sah, daß es philosophisch gebildete Leser voraussetze, ja solche, welche das in Schillers ästhetischen Briefen entwickelte System durchgearbeitet hätten. Das Letztere wollte nun Schiller nicht zugeben, er meinte mit

Humboldt, daß das Gedicht keines aus den Prosawerken herbeigeholten Schlüssels zum Verständnisse bedürfe; nur täuschte er sich vielleicht darin, daß er annahm, seine Dichtung harmoniere zwar mit jenem System, „ruhe aber im übrigen auf den currenten Begriffen."

Die Dichtung ist nicht ohne Mängel, und sie hat auch des Dichters bessernde Hand in mannigfacher Beziehung erfahren, aber sie ist doch eine sehr wertvolle, hochpoetisch in der Idee und an sehr vielen Stellen auch überraschend im Ausdrucke. Daß sie auf der ästhetischen Grundanschauung des Dichters ruhe, ja daß sie „die Blumenkrone der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" sei, wie Hoffmeister sagt, muß zugestanden, daneben kann gleichwohl behauptet werden, daß ein vollkommen ausreichender Genuß der Dichtung auch ohne Kenntnis, bzw. Studium jener Schriften Schillers möglich sei. Wer die Zeit hat, möge übrigens außer den ästhetischen Briefen auch die Abhandlungen über das Erhabene, über naive und sentimentale Dichtung, über das Interesse an tragischen Gegenständen vergleichen und sich der vielfachen dort auftretenden verwandten Gedanken freuen. Unter den Gedichten Schillers sind verwandt: Die Macht des Gesanges, Sehnsucht, Das Glück, Die Worte des Wahns und Die Würde der Frauen.

Das Gedicht führte in den Horen den Namen: Das Reich der Schatten. Die Mißverständnisse, welche diese Überschrift erregt hatte, suchte Schiller zu beseitigen, indem er die Dichtung in der ersten Ausgabe seiner Gedichte das Reich der Formen nannte; ein Titel, welcher in der 2. Auflage der Gedichte dem: Das Ideal und das Leben gewichen ist.

[Litteratur: Hinrichs S. 110. — Pollack S. 178. — *Götzinger II, S. 84. — *Düntzer IV, S. 371. — *Viehoff III, S. 16.]

---

39. Das Lied von der Glocke.

[Werke in 4 Bdn. I. S. 209. Cotta, Stuttgart 1874.]

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

1. Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

2. Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

3. Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

4. Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

5. Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

6. Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmeshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

7. Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

8. Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

9. Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

10. Wohl nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

11. Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,

Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut;
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

12. Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

13. Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

14. In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

15. Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde,
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

16. Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

17. Ach, die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach, des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

18. Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

19. Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen; bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket!
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

20. Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

21. Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen

Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret *uns* der Hände Fleiß.

22. Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

23. Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

24. Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt er das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

25. Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

26. Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn

Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

27. Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

28. Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

29. Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führet das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

30. Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

1. Die Entstehung der Glocke: Nach den Mitteilungen der Frau von Wolzogen trug Schiller dies Lied eine ungewöhnlich lange Zeit mit sich herum. Schon 1788, als er in Rudolstadt weilte, ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt und belehrte sich über den Vorgang des Glockengusses. Seitdem sind neun Jahre verflossen. Da schreibt Schiller an Goethe am 7. Juli 1797: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und studiere seit gestern in Krönitzens Enzyklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten ist.“*) — Aber am 30. August klagt der Dichter, daß die Glocke noch lange nicht gegossen wäre. Sein Freund Goethe tröstet ihn deshalb, je länger es daure, desto besser wäre der Guß, desto reiner werde der Klang sein.

*) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe: III, S. 161.

So verging das große Balladenjahr, und Schiller setzte seine Hoffnung auf das folgende Jahr, welches ein Liederjahr werden sollte. Inzwischen wolle er, der Dichter, das Gedicht noch länger mit sich herumtragen, bis es ausgereift sei. Das Jahr 1798 brachte den Wallenstein — die Glocke ward noch nicht gegossen. Aber das Jahr 1799 führte den Dichter wieder einmal nach Rudolstadt, und nun gelangte das Lied zum Durchbruche, ans Licht der Welt. Am 14. August 1799 hatte Goethe seinen Freund nochmals um Vollendung des Gedichts für den nächsten Musenalmanach gebeten. Dieser Wunsch ward erfüllt, das Gedicht erschien im Almanach für 1800.

Das Motto: Vivos voco 2c. hat Schiller aus Krönitz' Enzyklopädie entlehnt, und dort wird dieser Spruch als Inschrift auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen in der Schweiz bezeichnet.

2. **Die Komposition der Glocke:**

Drei große Gedanken hat der Dichter in seinem großen, vielleicht größten lyrischen Gedichte behandeln wollen und meisterlich behandelt: 1) es wird vor unsern Augen der Glockenguß in allen seinen einzelnen Teilen ausgeführt, und diese verschiedenen achtzeiligen Strophen, welche der Meister an die Gesellen richtet, sie über das Werk des Gusses und das Teil ihrer Arbeit an demselben belehrend, geben in ihrer Zusammensetzung ein vollkommen ausreichendes und nicht minder anschauliches Bild. Sodann wird 2) die Bedeutung der Glocke im Familien- und im Gemeindeleben als der steten Begleiterin aller wichtigeren Ereignisse trauriger und fröhlicher Art im Menschenleben dargestellt. Und endlich 3) gehen die meist sogenannten Meistersprüche, besser die auf den Guß bezüglichen Belehrungen des Meisters, neben Betrachtungen über das Menschenleben und der Glocke mitwirkende Thätigkeit in einer solchen Weise her, daß niemandem diese innere Verwandtschaft je einer Belehrung und einer Betrachtung des Meisters entgehen kann. Vielleicht gelingt es mir, in folgender Disposition diese drei Eigentümlichkeiten deutlich werden zu lassen.

3. **Disposition:**

A.	B.
Der Glockenguß, ein Bild des Menschenlebens.	**Die Glocke,** Begleiterin des Menschen durchs Leben.
Belehrungen.	Betrachtungen.
I. Einleitung: Die Form ist vollendet, der Tag des Gusses ist angebrochen. Str. 1.	Einleitung: Die Arbeit des Glockengusses soll durch ernste Betrachtungen über die Bestimmung der Glocke begleitet und gewürzt werden. Str. 2.
II. Anfang des Gusses: Das	Anfang der Betrachtungen:

Feuer wird angezündet, das zu gießende Metall wird in den Ofen geschüttet. Str. 3.	Allgemeines über die vielfache Beziehung der Glocke zum Menschenleben. Str. 4.
III. Die Massen sind im Flusse, Pottasche wird zugeführt, das Metall abgeschäumt. Str. 5.	Der Glocke Klang ruft die Eltern zur Taufe des Neugebornen ins Gotteshaus. Die Kinder wachsen, Knaben und Mädchen spielen heiter zusammen; der Jüngling kehrt aus der Fremde zurück zur blühenden Jungfrau. Str. 6 (Brautstand.)
IV. Die Prüfung der Mischung Str. 7.	Die Glocke begrüßt ein Brautpaar am Tage der Trauung. — Die Ehe. Die Familie, der Wirkungskreis der Hausfrau. Des Mannes Fleiß (Str. 8.) — des Hauses Wohlstand. — Übermut des Mannes fordert das Schicksal heraus. Str. 9.
V. Die Gußprobe. Gebet um das Gelingen des Gusses. Letzterer beginnt. Str. 10.	Die Glocke verkündet den Ausbruch eines Brandes. Der Brand (Str. 11.). Nach dem Brande (Str. 12.) Abzug der Obdachlosen; Trost: Str. 13.
VI. Das Metall ist dem Schoße der Erde anvertraut. Str. 14.	Die Glocke begleitet dumpfklingend einen Leichenzug. Die Hausfrau ist gestorben. Ihr Leib wird als Saatkorn der heiligen Erde anvertraut: Str. 15—17.
VII. Ruhe- und Erholungszeit für die Gesellen, während die Glocke sich abkühlt. Str. 18.	Die Feierabendglocke. Bei ihrem Klange kehren die Wandrer, die Arbeiter und die Herden heim. In Stadt und Land ist Arbeitsruhe. Erholung nach der Arbeit (Str. 19.) — Staatliche Ordnung und ihr Segen (Str. 20—22). — Der Friede.
VIII. Das Zerbrechen des Mantels. Str. 23.	Der Bruch der menschlichen Ordnung im Aufruhr: Str. 24—25. Schilderung des Aufruhrs und seiner fluchesreichen Folgen: Str. 26.
IX. Der Guß ist gelungen. Str. 27.	Die Glockentaufe und Weiherede: Concordia bedeute der Stadt dauernden Frieden, stete Eintracht: Str. 28. 29.

X. Die Glocke wird emporgehoben und zum ersten Male geläutet. Str. 30.

4. Der Glockenguß*) wird in besonderen, den sogenannten technischen, Meistersprüchen beschrieben, und es heben sich diese Strophen auch äußerlich durch die regelmäßige Bildung ab; es sind immer 8 Verse mit trochäischem Rhythmus und dem Reimbilde ababccdd (ad klingend, bc stumpf); V. 1. 3. 7. 8 sind vier vollständige Trochäen, V. 2. 4. sind unvollständige vierfüßige, V. 5. 6. nur unvollständige dreifüßige Verse. — Der Glockenguß aber wird in folgender Weise ausgeführt: Wenn eine Glocke gegossen werden soll, so wird zunächst eine geräumige Grube (V. 29.) vor dem Schmelzofen hergestellt, groß genug, um außer der Glockenform auch die Arbeiter noch aufzunehmen. Der Boden wird gehörig festgestampft. Dann beginnt man mit dem Aufbauen der Form. (V. 2.) Zunächst wird aus Backsteinen der Kern aufgerichtet und dieser mit Lehm überkleidet. Dem Lehme giebt man dann die Form, welche die Glocke auf der Innenseite haben soll, indem man sich dazu einer Schablone bedient, nämlich eines Brettes, auf welchem der halbe Durchriß der inneren Glocke ausgeschnitten ist. Vermittelst dieser Schablone entfernt man den überflüssigen Lehm auf allen Seiten — und nun ist der Kern hergestellt. Mit einem Pinsel trägt man noch gesiebte Asche auf. In der Mitte des Kerns bleibt ein hohler Raum, welcher mit glühenden Kohlen durch eine oben angebrachte Öffnung gefüllt wird, und zwar haben diese Kohlen den Zweck, der Lehm zu backen, d. h. auszutrocknen und zu erhärten. Wenn das geschehen ist, so ist der innere Teil „der Form, aus Lehm gebrannt" (V. 2.) fertig. Nun bekleidet man den in Backstein verwandelten Lehm mit einer neuen Lehmschicht, der Dicke oder Dickte. Diese wird so dick und so geformt, als die Glocke, welche gegossen werden soll. Ihre Gestalt wird wieder mit Hilfe einer Schablone, welche der Glocke äußerliche Gestalt im Durchrisse zeigt, hergestellt. So entsteht denn ein Modell der Glocke aus Lehm. Dieser Lehm wird tüchtig mit Talg bestrichen, damit der Lehm des Mantels sich mit der Dicke nirgends verbindet. Die Dicke wird auch durch das innere Feuer getrocknet. Nun wird eine dritte Schicht aufgetragen: der Mantel, aus zerstoßenem, gesiebtem Lehm, Ziegelmehl, alten Schmelztiegeln und Kälberhaaren bestehend, und, damit dieser nicht zerbreche, wird er mit eisernen Reifen umgeben. Darauf wird an einer Winde der fertige Mantel emporgezogen und nun sorgfältig die Dickte entfernt. Dann läßt man den Mantel wieder herab, und natürlich bleibt ein leerer Raum zwischen Mantel und Kern, durch dessen Ausfüllung mit Glockenspeise die Glocke entsteht.

*) Leider nötigt mich der Mangel an Raum zu einer kürzeren Form der Behandlung dieses Gedichtes. Ich werde darum die wichtigsten Erläuterungen unter 4 und 5 dem Texte einfügen oder in Anmerkungen am unteren Rande geben.

Ist die Dicke herausgeholt, und der Mantel in die richtige Stellung gebracht, so wird die Dammgrube mit Erde ausgefüllt und letztere festgestampft, um vereint mit dem Mantel dem fließenden Metalle Widerstand zu leisten, damit es nicht ausbreche und der Guß mißrate. Nunmehr steht „festgemauert in der Erden die lehmgebrannte Form" — und der Glockenguß kann beginnen. Der Dichter schildert nur letzteren, setzt in Str. 1 den Bau der Form voraus.

In Str. 3 wird die Kenntnis des Schmelzofens auch vorausgesetzt, wie auch die Bestandteile der Glockenspeise sich kaum angedeutet finden. Dicht an der Dammgrube steht nämlich der Gießofen. Er besteht aus zwei Teilen, aus dem Metallherde oder Ofen im engeren Sinne und aus dem Schornstein. Der Ofen ist einem Backofen nicht unähnlich; er hat hoch oben an der Seite ein mit eiserner Thüre verschließbares Loch, durch welches das Metall in den Ofen geworfen wird. Noch weiter oben befinden sich sechs Zuglöcher (Windpfeifen), welche geöffnet und geschlossen werden können. Hinter dem Ofen steht der Schornstein. Durch das Schürloch wird von oben auf den Rost, unter welchem sich ein Aschenraum befindet, das Brennholz geworfen, am besten trockenes Fichtenholz[1]). (V. 21. 22.) Wenn das Feuer in Zug gekommen ist, so wird das Schürloch geschlossen und die Flamme somit von oben „eingepreßt". (V. 23.) Diese sucht deshalb den einzigen ihr noch gebliebenen Ausweg und kommt durch den Schwalch (V. 24.), das Loch, welches Schornstein mit Ofen verbindet, unter den Schmelzherd und erhitzt denselben. Jetzt wird das zur Glocke verwendbare Metall, zuerst das Kupfer (V. 25.), welches am schwersten schmilzt, und dann, wenn jenes zum Schmelzen gebracht ist, das weit rascher schmelzende Zinn (V. 26.), manchmal auch etwas Messing, auf den Herd gebracht. Das Verhältnis des Kupfers zum Zinn ist wie 5 zu 1.

Wenn die Metalle recht in Fluß gebracht sind, so zeigen sie oben einen weißlichen Schaum (weiße Blasen V. 41.). Sobald dieser bemerkbar wird, so wird auf je 10 Zentner Metall ein Pfund Pottasche oder Aschensalz (eigentlich ausgelaugte Pflanzenasche) zugesetzt, um den Fluß und die Vereinigung der Metalle zu befördern (V. 43. 44), und dann wird die Metallmasse zweimal abgeschäumt (V. 45 ff.) und somit gereinigt.

Nach etwa 12 Stunden färben sich die Windpfeifen gelb und bräunlich (V. 80.) — ein Zeichen, daß der Guß bald beginnen kann. Ein noch besseres Zeichen ist ein rasch in die kochende Masse getauchtes Stäbchen. Scheint dasselbe überglast zu sein, d. h. mit einer feinen Glasur überzogen, so zeigt uns dies an, daß der Guß beginnen kann.[2])

[1]) Krönitz sagt: „Nasses Holz bringt nie das Metall in den rechten Fluß, und daher können sich die Bestandteile auch nicht gehörig vermischen. Das Fichtenholz ist hierzu das geeignetste.

[2]) „Wird's zum Gusse zeitig sein." Schiller scheint entweder an das Metall oder

Nunmehr wird die eigentliche Gußprobe gemacht. Die Gesellen schöpfen auf des Meisters Geheiß etwas von der Mischung in einen ausgehöhlten warmen Stein und lassen es erkalten (V. 84—87.). Zeigt dann das Metall, nachdem es kalt geworden ist (V. 148.), einen schön gezackten Bruch, so kann der Guß beginnen (V. 147.) Die Zacken des Bruches dürfen weder zu groß sein, noch zu klein; im ersten Falle wird Zinn, im letzten Kupfer nachträglich zugesetzt. Ist die Gußprobe befriedigend ausgefallen, folgt das Gebet um Segen von oben (V. 150.), und dann wird der Zapfen aus dem Zapfenloche, in welches jener von innen nach außen eingeschlagen war, durch eine schwere eiserne Stange von außen nach innen ausgestoßen.[3]) Nun ergießt sich das flüssige, rauchende Metall durch eine vor dem Zapfenloche beginnende Rinne nach der Form zu und strömt zunächst in die Höhlung ein, deren Ausfüllung den Henkel der Glocke bildet (V. 153. 154.).

Bald ist die sämtliche Glockenspeise in die irdene Form[4]) eingegossen (V. 227), sie hat gereicht zur Ausfüllung der Form (V. 228); nur bleibt die Möglichkeit, daß der Mantel den Druck des Metalles nicht aushielt und zersprang; dann ist die Arbeit vergeblich, und dem Fleiß und der Kunst wird nicht vergolten. (V. 230.) Es dauert längere Zeit, bis das heiße Metall erkaltet ist, und eher kann an der Glocke nichts geschehen. So können die Gesellen sich von der anstrengenden Tagesarbeit durch Trunk und Kurzweil erholen[5]).

Dann gehts zu neuer Arbeit. Die Dammgrube wird wieder aufgerissen und mit einem Hammer der Mantel[6]) abgeschlagen. Die Glocke zeigt sich in allen Teilen wohlgelungen. Der Glocke Teile sind: Der Kranz, der unterste Teil der Glocke, an welchen der Klöppel anschlägt, (V. 386.), die Schweifung, der mittlere, dünnere Teil, und die 7 Henkel,[7]) von denen 6 um einen Mittelbogen stehen. Wappen und Inschriften befinden sich auch an der Glocke (V. 388).[8])

---

an das V. 85 folgende Wort: Gemisch mit dem 's gedacht oder zeitig sein irrtümlich statt Zeit sein gebraucht zu haben.

[3]) Das Ganze, Ofen und Form, ist durch ein Dach überbaut und wird hier Haus genannt. (V. 152.)

[4]) „In die Erd' ists aufgenommen."

[5]) Der Meister hat auch jetzt zur Erholung noch keine Zeit V. 273. Konstruiere übrigens: Wenn der Sterne Licht winkt, so hört der Bursche, ledig aller Pflicht, die Vesper schlagen (welche ihn zur Erholung ruft, nachdem die Arbeit beendet ist).

[6]) Dieser ist unter dem Gebäude (Form): V. 334 gemeint.

[7]) Schiller sagt hier: Helm (V. 386).

[8]) Eine solche Inschrift bildet auch das von Schiller als Motto vorangestellte Wort: Vivos voco, mortuos plango, fulmina frango: Die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich. — Die letzten Worte deuten auf die Sitte der Väter hin, durch Glockengeläute bei heftigem Gewitter die Herzen zum Gebete aufzufordern. Der Aberglaube schrieb die Abwendung von Schaden dem Glockengeläute direkt, der Glaube schreibt jene letzterem indirekt zu (während er die Erhörung der Gebete in den Vordergrund stellt). — Bilder (V. 389.) ist zwar richtiger gebildet als Bildner; doch wird nur diese Form sonst gebraucht, cf. Redner st. Reder.

Dann folgt die Glockentaufe, das Heraufwinden derselben aus der Grube; — aber erst, nachdem ein vom Schmiede gefertigter Klöppel eingehängt ist, kann die Glocke geläutet werden. (V. 418—425.)[9])

5. **Die Glocke als Begleiterin der menschlichen Erlebnisse:** V. 29—40 schildern im allgemeinen die Aufgabe der Glocke, mit den Betrübten zu klagen, zu dem Chor der in der Kirche versammelten Gemeinde zu rufen und in allen Verhältnissen des Menschen ein Zeuge seiner Erlebnisse und seiner Gefühle zu werden. Freilich ist die Glocke herzlos (V. 411.), aber unser Ohr hört doch ganz verschiedene Klänge, jenachdem unser Herz in diese oder jene Stimmung gebracht ist.

Freudig und feierlich zugleich ist der Klang der Taufglocke[10]) (V. 49 ff.), ernst klingen die Glocken, welche das Hochzeitspaar zur Trauung[11]) rufen (V. 88 ff.) — schauerlich und ängstlich wimmernd die Feuerglocke (V. 174), schwer und bang tönt das Grabgeläute (V. 244 ff.), mit freudigen Empfindungen hört man die Vesperglocke schlagen (V. 272 ff.), gräßlich ist das Geheul der Glocke unter den zerrenden Händen der Aufrührerischen (V. 358 ff.).

Einfach feierlich klingt sie, wenn sie die liebende Gemeine zu herzinniger Gemeinschaft zusammenruft. (Vgl. 394. ff.)[12]) Ernst stimmt den Aufmerksamen der Glocke Ton bei jedem Stundenschlage (V. 408). Möge sie nur ewigen und ernsten Dingen dienen (V. 406); — möge ihr Ton eine Stimme von oben sein allewege (V. 402), und das Verklingen des Schalles im Ohr die Lehrerin der wichtigen Wahrheit, daß nur das Ewige bleibe (V. 414--419).

Friede ist der Gemeinschaft höchstes Gut, und Friede mit Gott und den Menschen des Herzens höchster Schatz, Concordia der Glocke schönster Name (V. 393. 425.).

6. Die merkwürdigen Beziehungen zwischen dem Werke des Glockengusses und den Ereignissen im Menschenleben.

In ungezwungenster Weise knüpft der Meister Schiller, seine Gedanken in des Glockengießermeisters Mund legend, Glockenguß und Menschenleben aneinander. Jedes ernsten Arbeiters ist es nur würdig, daß er sein Werk nicht gedankenlos vollbringe, nicht mechanisch, sondern mit Verständnis, nicht nur mit den Händen, sondern mit einer Beteiligung

---

9) Gleichwohl sind die Scherze A. W. v. Schlegels über den fehlenden Klöppel unberechtigt.

10) Die Erklärer kennen keine Taufglocke. Allein gerade während des Läutens der Vaterunserglocke, besonders im Nachmittagsgottesdienste treten die Eltern und Gevattern mit dem Täufling in vielen Gegenden Deutschlands in das Gotteshaus ein. Dasselbe geschieht seitens des Brautpaares und der Hochzeitsgäste. Auch bzgl. des Vormittagsgottesdienstes wird mir dies aus der Umgegend von Königslutter bestätigt.

11) Nicht zum Brauttanz, wie Viehoff „des Festes Glanz" erklärt. Vgl. sonst die vorige Anmerkung.

12) „Der Ruf der Glocke zum Gottesdienst und die Schilderung der kirchlichen Gemeinschaft hätten wohl eine eigene Betrachtung verdient." Götzinger.

des Herzens[13]) (V. 9—20). So ist es auch nur angemessen, daß man während der langen Arbeit des Glockengusses die Bedeutung der Glocke im Menschenleben und die reichen Beziehungen, welche zwischen Glockenguß und Menschenleben bestehen, erwäge[14]) (V. 29—40).

Der eigentliche Glockenguß beginnt mit V. 41. — In den Beginn des Menschenlebens fällt die heilige Taufe (V. 49—56). Während das Kupfer und Zinn schmelzen, findet die Reinigung der Mischung von dem Schaume wiederholt statt (V. 45—48). Eine solche Reinigung ist auch die heilige Taufe (V. 49—56) und ist sodann das Leben, in welchem das Mädchen zur züchtigen Jungfrau, der wilde, stolze Knabe zum ernsten Jüngling sich läutert (V. 57—79).[15])

Die Glockenspeise, welche zu gutem Klange sich vereinigen soll, besteht aus dem härteren*) Kupfer und dem leichter schmelzenden, weicheren Zinn. Auch zwischen dem stärkeren und schwächeren Geschlechte der Menschen giebt es eine Vereinigung, welche von dauernder Art sein soll, die Ehe. Wie gar oftmals der Guß ohne vorhergegangene Gußprobe mißlingt, so zeigt sich auch die Vereinigung der Herzen, falls die Liebenden keine genaue Probe zuvor angestellt haben, als ein Schritt von den traurigsten Folgen. Die Hochzeit selbst ist dann das letzte frohe Ereignis, und der schöne Traum (Wahn) einer glücklichen Ehe erweist sich als Schaum. (V. 88—101.) Nicht die Leidenschaft, sondern nur die wahre Liebe überdauert auch die Abkühlung, welche das Leben mit den für Mann und Frau so verschiedenen Berufsarten, verschiedenen Sorgen und Arbeiten (V. 102—115. — V. 116—132.)**) bringt — wie nur wirklich harmonische Vereinigung einen guten Guß des Glockenmetalles bewerkstelligt.

Der Bruch des Metalles muß bei der Gußprobe ein normaler sein (V. 148.), die Zacken müssen von richtiger Art sein, sonst ist von der Glocke nichts zu hoffen; so muß auch in dem Zusammenbruch des Hauses sich die Festigkeit des Ehebundes, der Liebe zwischen Mann und Weib erproben.

---

[13]) „Daß er im innern Herzen spüret" ff. V. 19.

[14]) „Stimmen zu der Andacht Chor" = einstimmen in den Chor der Christengemeinde.

[15]) V. 73: „Womit er seine Liebe schmückt." Liebe bedeutet hier den Gegenstand seiner Liebe, das Konkretum steht statt des Abstraktums. (Düntzer.) Nur Armknecht bietet folgende Auslegung: „Es scheint unpassend, unter „seine Liebe" sie (die Geliebte) zu verstehen, da nicht von einem Beschenken, sondern vom „Schmücken" der Liebe die Rede ist; daher bleibt kaum etwas anderes übrig, als die Worte auf das Liebesgefühl und zwar seiner selbst, des Liebenden, gehen zu lassen, womit man dann allerdings bei der Neigung junger Leute ankommt, sich mit Rosen und dgl. zu zieren." (!) Schon dies Ende hätte den Erklärer belehren können, daß er nicht auf dem rechten Wege war.

*) Spröde im eigentlichen Sinn kann das Kupfer nicht im Vergleich zum Zinn genannt werden.

**) Die Polysyndese (und) ist sehr wirksam, sie zeigt das Nebeneinander aller dieser Handlungen an, welche in den Berufskreis der Frau gehören. Ebenso schön ist die Allitteration in V. 110. 111.

Der Guß beginnt erst dann, nachdem ein Gebet zu Gott emporgesandt ist, um Segen des Werkes, um Bewahrung vor Schaden. Es ist nicht allein an der Menschen Thun und Sorgen, Laufen und Rennen gelegen, sondern es kommt auch auf Gottes Erbarmen und Gnade an. Das größte Unglück kann mit dem Ausstoßen des Zapfens beginnen. (V. 149. 150.) — Auch in der Ehe ist solcher Segen von oben zu erbitten, und schwer büßt oft der, welcher, durch sein Glück stolz gemacht, des göttlichen Segens nicht mehr zu bedürfen glaubt. So gieng es auch dem Hausvater, welcher auf sein Errennen und Erjagen allein sah und vertraute und die Möglichkeit einer Verarmung nicht anerkennen; noch Gottes Segen sich erbitten wollte. (V. 133—146.)

Der Feuerstrom des Metalles ergießt sich in die Form — er bleibt in seinen Grenzen wohlthätig wirkend (V. 153—158.); aber er konnte auch, wie so manchmal geschieht, seinen Fesseln sich entziehen und — dann richtet er ein großes Unglück an.*) — Dieselbe Wolke, welche den gedeihlichen Regen mitteilt, kann auch den furchtbaren Blitzstrahl entsenden.**) (V. 159 ff.) Der übermütige Hausvater muß, da er den Segen von oben nicht anerkennen wollte, die Strafe von oben hinnehmen. Der Blitzstrahl hat sein Haus entzündet.

Den furchtbaren Brand zu löschen strengt man sich vergebens an; jener hat sich mit dem Sturme verbündet, und ihre Gewalt spottet der menschlichen Anstrengungen. Endlich giebt der Mensch den Kampf auf und sieht seine Werke müßig, da alle Arbeit vergebens ist, bewundernd, da er seinen Gegner als Gottesboten anerkennen muß, untergehen. Der ganze Erwerb so vieler Jahre ist in einer Nacht dahin; — nur Weib und Kind hat er noch, sie sind unversehrt geblieben, wie auch seines Körpers und Geistes Kräfte, er kann noch von Gnade sagen in seiner Züchtigung, und so hat er noch Trost in der Trübsal, er zieht weg, ein anderes Daheim sich zu suchen — unter Gottes Segen, den er nun nicht mehr verachtet, sondern heiß erfleht. (V. 174—226.)

Inzwischen war der Glockengießer glücklicher. Die Form ist mit der glühenden Masse gefüllt, und letztere ruht in dem Schoße der Erde für einige Zeit. Man hofft auf das Gelingen des Gusses. Es kann freilich auch jetzt noch durch Bruch des Mantels die Glocke mißraten (V. 227—234). Hoffnung und Unheil lösen sich oft ab; ein Glück ists, daß dem Unglücke, welches uns alle einmal betrifft, dem Tode eines Familiengliedes nämlich, die Hoffnung sich wieder anschließen kann, daß unseres Leibes Staub einst werde auferweckt werden zu schönerem Leben (V. 235—243). Die Möglichkeit des Unglückes bringt uns in die Trauer-

*) „So wurde, als Benvenuto Cellini die Bildsäule des Perseus goß, die Werkstätte vom Feuer ergriffen". (Vgl. Goethes Übersetzung IV, 6. Schillers Briefwechsel mit Goethe I, S. 276.)

**) Ohne Wahl für den Oberflächlichen, und doch nicht zufällig; denn der Blitzstrahl ist des Höchsten Strafe für des Hausvaters Übermut.

stimmung, welche zu dem Klange der Trauerglocke (V. 244—249) sich eignet, und die Ähnlichkeit der Dammgrube mit dem Grabe, in welches wir unser Liebstes auf Hoffnung einsenken, ist groß und augenfällig genug, um den Übergang zu dem Verluste der Gattin und Mutter zu bilden. (V. 250—265.) Die Gattin stirbt — der Gatte lebt; die inneren, die Familienbande sind gelöst; die äußeren Bande bleiben, und der Dichter stellt diese äußeren in dem Folgenden dar.*)

Für die bei dem Gusse beteiligten Gesellen ist inzwischen Feierabend gekommen; denn, während die Glocke sich abkühlt, haben jene nichts zu thun, — sie können sich Ruhe und Erholung gönnen. Zu beidem rufen auch die Töne der Vesperglocke, und nicht blos sie, auch die Wandrer, die Ackerleute, die Hirten werden heimgerufen. Das Stadtthor schließt sich. Die Nacht sinkt auf die Stadt. An einzelnen Orten sucht die Jugend Lustbarkeiten zur Erholung auf, das Alter begnügt sich mit der Ruhe; — dann legt sich alles nieder — unbekümmert, dem „Auge des Gesetzes" die Wache in der Nacht überlassend. (V. 226 —299.)

Hieran schließt sich ein Bild des Segens der obrigkeitlichen Ordnung eines staatlichen oder gemeindlichen Verbandes (V. 300—309), und des regelmäßigen Fleißes der Bürger in geordnetem Verbande von Arbeitgeber und Arbeitnehmer (Meister und Geselle) (V. 310—321.), und endlich des Friedens (V. 322—333.) in Stadt und Vaterland gegenüber dem Bilde eines Krieges, den ein stärkerer äußerer Feind bringen könnte. Aber noch schlimmer als ein äußerer Feind ist doch der innere, schlimmer als Krieg ist doch der Aufruhr!

Der Meister läßt — als es Zeit ist — die Form zerbrechen; da geht alles ohne Schaden ab, aber wehe, wenn das glühende Erz den Mantel selbst zersprengt und wie die flüssige Lava sich verderbenbringend weitergegossen hätte. (V. 334—351.) Aus der gewaltsamen Selbstbefreiung der Völker entspringt auch nie etwas Gutes.

Hier schließt sich das Bild des Aufruhrs trefflich an. Der stille Funke glomm lange im Verborgenen, endlich bricht die Flamme hervor. Der Friede ist dahin, jegliche Ordnung ist durchbrochen, gearbeitet wird nicht mehr, Raserei hat Männer und Weiber befallen, und sie werden fähig der scheußlichsten Greuel und laden auf sich Schuld um Schuld. (V. 352—381.)

Das Werk ist — vom Mantel befreit — sichtbar, ohne Tadel; der Guß ist gelungen. Die neueste Glocke empfängt ihren Namen — der Meister hält die Weiherede. Concordia soll die Glocke heißen. Möge sie nur den ernsten, ewigen Dingen geweiht sein, nur Zeugin des Friedens der Bürger sein, in deren Stadt sie fortan täglich predige

---

*) Walten ist das Arbeiten der Liebe und Umsicht, Schalten das einfache Hantieren.

von der Vergänglichkeit des Irdischen, von der Wichtigkeit der Ewigkeit.*) Als eine Stimme, die von oben kommt, weise sie nach oben hin, rufe zum Lobe des Schöpfers und zum Vertrauen auf seinen Segen, auf seine Wahrheit und Allmacht. (V. 382—425.)

7. Über die **Form** der Dichtung ist bereits oben einiges gesagt, insoweit von der äußeren Gestalt der Meistersprüche gehandelt wurde. Die Strophen dieser Meistersprüche sind einfach. Westphal zerlegt jede dieser trochäischen Strophen in zwei Teile und hebt hervor, daß jeder dieser Doppelsprüche in zwei auch logisch getrennte Abschnitte zerfalle. Diese Meistersprüche sind für sich ein Ganzes, so daß sie aus dem Liede von der Glocke sich bequem herausheben lassen.

Zwischen den Meistersprüchen finden wir metrisch freie Partieen eingeschaltet, in welchen Westphal den antiken Nomos nachgeahmt findet und in welchen er die alte Einteilung der Griechen (Archa = Eingangsteil; Omphalus = Hauptteil; Sphragis = Schlußteil) nachweisen zu können meint. Im einzelnen hat Westphal folgende Einteilung aufgestellt:

Anfangsteil.

1. troch. Str. | Jamben (12 Reihen). 2. troch. Str. | Jamben (12 Reihen).

Hauptteil.

1. Bilder aus dem Leben der Familie.
   a. Freudige Glockentöne.
      3. troch. Str. | 3. astrophische Partie: Taufglocke.
      4. troch. Str. | 4. astrophische Partie: Trauglocke.
   b. Schmerzliche Glockentöne:
      5. troch. Str. | 5. astroph. Partie: Feuerglocke.
      6. troch. Str. | 6. astroph. Partie: Totenglocke.
2. Bilder aus dem Leben der Gemeinde.
   a. Freudige Glockentöne.
      7. troch. Str. | 7. astroph. Partie: Ruhe- und Abendglocke.
   b. Schmerzliche Glockentöne.
      8. troch. Str. | 8. astroph. Partie: Aufruhrglocke.

Schlußteil.

9. troch. Str. | Jamben (28 Reihen). 10. troch. Str.

Es geht aus diesem Übersichtsbilde die überaus große Symmetrie und Sorgfalt der Darstellung auch bezüglich der äußeren Seite derselben deutlich hervor. Auch ist mit Absicht die freudige Stimmung der traurigen in jedem der beiden Abschnitte des größeren Hauptteiles vorangestellt.

8. Wir müssen es uns versagen, die Einzelheiten dieses Meisterwerkes, die so reichen Anlaß zu sprachlichen Bemerkungen darbieten, zum Genusse poetischer Schönheiten, zur Vergleichung mit anderen Aussprüchen Schillers und andrer einladen, ausführlich darzulegen. Zum Glücke bietet das Gedicht für das Verständnis keine eigentlichen Schwierigkeiten mehr, wenn die unter 4 dargelegten technischen Erörterungen von dem Schüler begriffen sind. Zu **schriftlichen Aufgaben** aber eignen sich die unter 4—6 andeutungsweise ausgeführten Themata, sowie eine Reihe von jenen Bildern, welche Schiller uns hier mit einer Vollendung entworfen hat, an welche, wie an die Schilderung des Brandes, kein anderer Dichter heranreicht, z. B.: Gedanken bei dem Anblick eines Täuflings; die Feuersbrunst; die Zerstörung der Familie durch den Tod der Mutter; der Trost am Grabe; Feierabend; Erntefest; Wanderung durch die Stadt während der Nacht 2c.

---

*) Das Jahr ist bekränzt gedacht, wie die Horen, die Zeitgöttinnen, von den Griechen bekränzt dargestellt wurden.

[Litterarisches: *Viehoff, ausgew. St. I, S. 65. — G. v. Leinburg, Sch. Lied von der Glocke. Beleuchtet und erklärt. 1845. 8. Frkf. a. M. — Fr. J. Günther, deutsche Klassiker. Bd. I. Elberfeld 1853. — Töchteralbum von Thekla von Gumpert, Bd. IV. S. 419. — 426. — Dr. Wiedasch, über den idealen Charakter, die künstlerische Form und den Gedankengehalt in Sch. Lied von der Glocke, Progr. des Lyceums von Hannover, 1858. — *Gude II. S. 191. — *Kriebitzsch, deutsche Dichtungen. S. 44. — Kolbe in Fleckeisen und Masius' Neue Jahrbücher, 1868. 2. Abt. S. 257. — Deinhardt, Beiträge zur Würdigung Schillers I. Bd. — *Heinze (Anleit. z. Disponieren) S. 135 u. 204. — *Götzinger, II. S. 300 — *Viehoff, III. S. 69. — *Hartert, II. S. 103. — *Hoffmeister, IV. S. 97 ff. — *Reuter, S. 317. — *Westphal, a. a. O. S. 243. ff. — *Düntzer, III. S. 54. — *Kurz III, S. 294. — *Armknecht, S. 239. — *Hinrichs I, S. 67.]

Biographie des Dichters.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10.*) November 1759 zu Marbach geboren. Dort war Schillers Vater als Lieutenant in einem Infanterieregimente angestellt, und von hier stammte auch Schillers Mutter, Elisabeth Dorothea, geb. Kodweis. Im großelterlichen Hause erblickte der Knabe das Licht der Welt. Erst nach vier Jahren kehrte der Vater aus dem Kriege zurück; während dieser Zeit hatte der schwächliche, von Kinderkrankheiten oft heimgesuchte, Sohn im Hause der Großeltern gelebt. Er war schon frühzeitig den edelsten Beschäftigungen zugewandt, namentlich hörte er gern aus der Bibel vorlesen. Sein Kopf mit den blauen, gen Himmel gerichteten Augen und hochblonden Locken soll wie ein Engelskopf anzuschauen gewesen sein. Der Vater war ein biederer, einfacher Charakter, welcher übrigens für seinen Beruf nicht besonders eingenommen war und viel lieber der Beschäftigung mit Gartenkunst und Baumzucht sich hingab. Die Mutter, obgleich eine einfache Bäckerstochter, übte doch durch ihre zarte, gemütvolle Erziehung, durch ihr Erzählen aus der Bibel und der Märchenwelt und später durch das Vorlesen berühmter deutscher Dichtungen einen anregenden Einfluß auf den Knaben aus. Im Jahre 1765 wurde Schillers Vater als Werbeoffizier nach Lorch versetzt, wo der Sohn den ersten Unterricht im Pfarrhause durch Pastor Moser empfieng. Folgsamkeit, Religiösität und eine unbegrenzte Freigebigkeit zeichneten früh den Knaben aus. Im Jahre 1768 wurde Schillers Vater von Lorch nach Ludwigslust versetzt, und der Sohn besuchte die Lateinschule daselbst; auch Griechisch und Hebräisch lernte er ein wenig, da er sich für den Beruf eines Pfarrers vorzubereiten gedachte; aber im Jahre 1770 zog der Vater auf die Solitüde, und der Sohn wurde dem strengen Magister Jahn in Kost und Wohnung übergeben; dieser behandelte ihn noch strenger als der Vater. Verkehrter Unterricht zerstörte nach und nach

*) Gust. Schwab sagt am 11. Nov. (vgl. Schillers Leben. S. 13.), gestützt auf das Marbacher Taufbuch.

seinen religiösen Sinn. Mit 9 Jahren regte sich in ihm seine poetische Gabe. Im Jahre 1773 ward er der von Herzog Karl v. Württemberg neuerrichteten Militärakademie, der später sogenannten Karlsschule, übergeben. Infolge dieser Aufnahme mußte Schiller auf seinen Lieblingswunsch, Theologie zu studieren, verzichten. Die Anstalt, in welcher ebenso große Begeisterung für die Wissenschaften, als kleinliche Pedanterie zu finden war, wirkte übrigens auf die Besucher verschieden ein; auf Schiller schon deshalb nicht angenehm, weil er nur widerwillig an diesen Ort gegangen war; doch errang er sich bald Lob im Studium der gelehrten Sprachen. Die Rechtswissenschaft, welche er zunächst erwählte, sprach ihn nicht an, und er wandte sich der Medizin zu. Seine dichterische Anlage hatte sich schon früher gezeigt, und wir besitzen Gedichte in deutscher und sogar in lateinischer Sprache aus Schillers Knabenzeit.

Auf der Karlsschule setzte er seine Studien und Versuche fort, freilich heimlich. Schiller las namentlich Goethes erste Schriften und Shakspeare; aber auch Leisewitz, Lessing, Mendelssohn wurden mit Eifer studiert. Mit 16 Jahren begann er seine medizinischen Studien. Haug, der Vater des Epigrammendichters, veröffentlichte die ersten Gedichte Schillers in seinem schwäbischen Magazine. Schon im Jahre 1775 machte Schiller, welcher unter dem Zwange der Anstalt mehr als andre seufzte, Fluchtpläne. Der Herzog bevorzugte übrigens den jungen Schiller, und doch vermochte dieser sich nicht in den Geist des Herzogs und seiner Schule hineinzuleben. Religiöse Zweifel quälten außerdem seine Seele; in der Medizin aber machte er eifrige Studien und erwarb sich sogar am 14. Dezember 1779 gleichzeitig drei Preise. In den letzten Jahren arbeitete er sein erstes Drama aus. Gleichzeitig erwarb er sich den medizinischen Doktorgrad durch eine in lateinischer Sprache verteidigte deutsche Dissertation. Zu dramatischen Versuchen fühlte er sich durch den Besuch des Theaters, durch theatralische Vorstellungen in der Karlsschule, an welchen er selbst, wenn auch mit großem Ungeschick, mitwirkte und durch die Lektüre der Shakspeare'schen und Goethe'schen Dramen angeregt. Jenes Drama aber sollte seinen ganzen Haß gegen den Zwang bestehender Ordnungen, wie er ihn in der Karlsschule empfand, aussprechen. Es wurde unter steter Furcht der Entdeckung im Krankenzimmer abgefaßt. Im Dezember 1780 ward Schiller in Stuttgart als Regimentsarzt mit 18 Gulden monatlicher Gage angestellt. Schillers Leben ward jetzt ein zügelloses; die lang entbehrte Freiheit suchte er in der Schrankenlosigkeit. Das fertige Drama: „Die Räuber“, für dessen Titelblatt als Vignette ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto: „in Tyrannos“ gefunden war, wurde von einem geringen Buchdrucker zu Mannheim auf Schillers Kosten gedruckt; allein, als das Buch keinen rechten Absatz hatte, wandte sich Schiller an den Buchhändler Schwan zu Mannheim, welcher sich sofort mit dem Frh. v. Dalberg,

dem Mannheimer Theaterintendanten, in Verbindung setzte, der auf Umarbeitung des Stückes drang, um es zur Aufführung geeignet zu machen; zu dieser verstand sich Schiller im Jahre 1781. Am 13. Januar fand die erste Aufführung des Stückes in Mannheim statt. Schiller selbst war heimlich zugegen. Das Haus war ungewöhnlich voll, und eine große Menge erschienener Besucher mußte abgewiesen werden. Der Erfolg war ein außerordentlicher. In einem Monat war die ganze Auflage des Dramas vergriffen. Räuberdramen und Banditenromane überschwemmten Deutschland, die Polizei fürchtete für die Ruhe des Staates und untersagte jegliche Aufführung. Dem Herzoge wurde die Autorschaft Schillers verraten. Der Herzog verbot ihm bei den schwersten Strafen, irgend eine Schrift nichtmedizinischen Inhaltes in Druck zu geben, und verlangte ferner, daß er sich jeder Verbindung mit dem Auslande enthalte und sich blos auf den Beruf und die Stadt, in der er lebe, beschränke. Schiller wagte es trotzdem, zum zweiten Male heimlich nach Mannheim zu gehen, und büßte dafür mit 14tägigem Arreste. Zu jener Zeit arbeitete er schon an der Verschwörung des Fiesko. Vergeblich wandte er sich an Dalberg um Hülfe; dieser gab ausweichende und zuletzt gar keine Antwort. Der Dichter aber geriet in eine so bittere Stimmung, daß für ihn, d. h. für die Entwicklung seines Charakters, die Flucht eine Notwendigkeit, eine Rettung war. Mit einem Freunde, dem jungen Tonkünstler Andreas Streicher, verabredete er, in der Hoffnung auf Dalbergs Beistand, die Flucht. Sein Freund Streicher wollte ohnehin nach Hamburg reisen, um bei Bach die Musik zu studieren, und mit Wissen der Mutter und Schwester Schillers, sowie der Mutter Streichers, begünstigt von der Aufregung, welche die Vorbereitungen zu dem festlichen Empfange des Fürsten Paul von Rußland hervorbrachten, wurde die Flucht am 17. Dezember ausgeführt. Am Thore angehalten gaben sie sich für „Dr. Ritter und Dr. Wolf, die beide nach Eßlingen reisen wollten“, aus und gelangten glücklich ins Freie. Um 8 Uhr Morgens hatten sie die pfälzische Grenze erreicht, und andern Morgens kamen sie in Mannheim an. Von Mannheim aus richtete Schiller ein Bittgesuch an seinen Herzog Karl und erbat sich desselben nachträgliche Verzeihung; aber des Herzogs Antwort, welche nur mündlich an ihn ausgerichtet wurde, lautete zu unbestimmt, um ihn trösten zu können.

Sein Fiesko, den er mehreren Schauspielern vorgelesen, machte ganz und gar keinen Eindruck, was jedoch zum großen Teil durch sein schlechtes Vorlesen verschuldet wurde. Dalberg, auf welchen der Dichter seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, ließ ihn im Stiche. Erst verlangte er von ihm eine Umarbeitung des Fiesko, und als diese ausgeführt war, verweigerte er gleichwohl die Aufführung des Stückes. Schon vorher waren die beiden Freunde über Darmstadt nach Frankfurt a. M. zu Fuß gewandert. Unterwegs verließen Schiller die Kräfte, und in einem Wäldchen brach er zusammen; er schlief, von seinem treuen Freunde bewacht,

mehrere Stunden, und durch den Schlaf etwas erquickt, legte er den Rest des Weges bis nach Frankfurt zurück und nahm in der Vorstadt Sachsenhausen eine bescheidene Wohnung. Nochmals bat er Dalberg um Hülfe, aber vergebens. In der größten Not half eine Nachsendung der Mutter Streichers für einige Tage aus; dann kehrten beide nach Oggersheim bei Mannheim zurück, wo Schiller, statt noch einmal an Fiesko zu leimen und zu flicken, mit „Luise Millerin" sich beschäftigte. In seiner letzten Not verkaufte er das Manuskript des Fiesko an den Buchhändler Schwan zu Mannheim und bezahlte damit seine Schulden im Viehhofe zu Oggersheim. Um weiterer Not zu entgehen, rief er die Unterstützung einer früheren Freundin, der Frau v. Wolzogen, an, welche in Bauerbach bei Meiningen wohnte. Hier verfaßte er im Jahre 1783 seine Luise Millerin, welcher Iffland den neuen Namen „Kabale und Liebe" beigelegt hat. Auch schloß er mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinem späteren Schwager, einen innigen Freundschaftsbund. Inzwischen hatte Dalberg die Härte bereut, mit welcher er den notleidenden Dichter von sich gestoßen hatte, und, vielleicht von dem Gedanken geleitet, daß sich das Schillersche Talent doch recht wohl in Mannheim ausnutzen lasse, ersuchte er Schiller, nach Mannheim zurückzukehren und versprach ihm seine volle Unterstützung. Schiller griff nicht sofort zu, aber als ihm der Aufenthalt in Bauerbach wegen einer hoffnungslosen Liebe zu Charlotte von Wolzogen, der Tochter seiner Freundin, verleidet wurde, nahm er Dalbergs Anerbieten an und kehrte nach Mannheim zurück. Dalberg und Iffland waren verreist, aber als ersterer nach 14 Tagen zurückkehrte, empfieng er ihn mit einer so großen Liebenswürdigkeit, daß Schiller in Mannheim zu bleiben beschloß, zumal in Bauerbach sein erklärter Nebenbuhler zu längerem Aufenthalte eingetroffen war. An einer Seuche, welche nahezu die Hälfte der Einwohner Mannheims im August und September des Jahres 1783 ergriff, erkrankte auch Schiller gefährlich und erholte sich nur langsam, ja er legte vielleicht den Grund zu seiner spätern körperlichen Schwäche. Dalberg stellte den Dichter mit einem Gehalte von 300 Gulden an, von welchen 200 sofort ausgezahlt werden sollten, und Schiller hatte dagegen sich verpflichtet, außer Fiesko und Luise Millerin binnen Jahresfrist noch ein Stück zu schreiben. Am 11. Januar 1785 gieng Fiesko über die Bretter, allerdings in recht verkümmerter Gestalt, am 18. Januar wurde die Vorstellung mit größerem Erfolg wiederholt. Weit größer jedoch war der Erfolg, den das Stück in Berlin errang. Nunmehr vollendete er Luise Millerin, welches Stück am 15. April aufgeführt wurde und stürmischen Beifall fand. Das Stück, bei Schwan in Mannheim im Drucke erschienen, erlebte in kurzer Zeit ein Reihe von Auflagen und Nachdrucken. In Italien und Frankreich wurde es wiederholt übersetzt und zahllos aufgeführt. Aber den freudigen Empfindungen über die errungenen Erfolge folgten aufs neue schmerzliche, durch seine in Stutt-

gart gemachten und noch immer nicht abgetragenen Schulden veranlaßt. In der Schwermut, die ihn jetzt befiel und seine Dichterkraft lähmte, richtete ihn eine Sendung aus Leipzig auf, welche 2 Brautpaare, Körner und Huber, veranlaßt hatten und die außer einer kostbaren, kunstvoll gestickten Brieftasche, sowie einer Komposition der Arie Amaliens in den Räubern noch Portraits der vier Geber, auf Pergament mit Silberstift gezeichnet, enthielt, und eifriger arbeitete er an seinem „Don Carlos“. Da aber die Ausgabe einer Zeitschrift: „Die Rheinische Thalia“ wenig Erfolg hatte und Dalbergs Interesse für den Dichter sich abkühlte, so war Schiller nahe daran, das Brodstudium der Medizin wieder aufzunehmen.

In die letzte Zeit seines Mannheimer Aufenthaltes fällt auch das ebenso einflußreiche als auffallende Verhältnis zu Charlotte v. Kalb, der jungen Gattin eines Offiziers. Im März 1785 trat Schiller seine Reise nach Leipzig an; er traf zwar nicht den Rat Körner, wohl aber Huber, mit welchem er glückliche Tage verlebte. Auch verbrachte er einige Wochen des Sommers in dem bei Leipzig gelegenen Orte Gohlis; in jener Zeit entstand unter anderem das Lied an die Freude. Im Herbste aber siedelte er nach Dresden über, wo er in dem Hause oder in der Familie des Appellationsrats Körner bis zum Juli 1787 blieb. In Loschwitz, wo er seinen Sommeraufenthalt mit Körners nahm, vollendete er seinen Don Carlos, welcher übrigens in den letzten Akten eine durchaus andere Anlage erhielt, als die ersten, früher veröffentlichten, erwarten ließen. Der Hauptheld des zweiten Teiles ist nicht mehr Don Carlos, sondern der Marquis Posa. Immerhin zeigt dieses Drama im Vergleich zu den früheren einen großen Forschritt. Die Läuterung des Dichters hat sich bereits vollzogen. Außerdem hat Schiller in jener Zeit eine Reihe von prosaischen Schriften entweder vorbereitet oder beendet, auch mit der Kantischen Philosophie und dem Studium der Geschichte sich ernstlich beschäftigt. Im Sommer 1787 ging Schiller nach Weimar und wurde von Herder und Wieland, namentlich von letzterem, mit großer Freundlichkeit empfangen. Goethe weilte in Italien. Kleinere Abstecher nach Bauerbach zu seiner alten Freundin, nach Meiningen zu seinem Schwager Reinwald, brachten in sein Stilleben angenehme Abwechslung; auf einem Ausfluge nach Rudolstadt lernte er die Familie von Lengefeld und in derselben auch seine spätere Gattin kennen. Da es ihm hier so wohl gefiel, so ging er im folgenden Jahre abermals nach Rudolstadt zurück und mietete sich in dem nahen Dörfchen Volkstedt ein, wo er fleißig an seiner „Geschichte der Niederlande“ schrieb, auch den Roman „Der Geisterseher“ fortsetzte und einen regen Verkehr mit dem Lengefeldschen Hause unterhielt. Hier lernte er auch zuerst Goethe kennen, welcher ihm freundlich entgegen kam, aber doch auf den weit jüngeren Dichter zunächst keinen durchaus günstigen Eindruck machte. Gleichwohl erwies ihm Goethe mancherlei Dienste und verschaffte ihm

eine freilich unbesoldete Professur an der Universität Jena. Am 11. Mai 1789 zog Schiller in Jena ein; mit einer akademischen Antrittsrede „Was heißt und wozu studiert man Universalgeschichte“ eröffnete er seine Laufbahn als Dozent. Aber obgleich seine Vorlesungen anfänglich mit ungemeinem Beifall besucht wurden, so verminderte sich doch die Zahl der Zuhörer bald, und er, dem ohnehin ein guter Lehrvortrag fehlte, verlor die Lust am Dozieren immer mehr. Nachdem ihm der Herzog von Weimar ein Gehalt von 200 Thlr. ausgesetzt und der Meininger Hof ihm den Hofratstitel verliehen hatte, gründete sich Schiller durch Verheiratung mit Charlotte v. Lengefeld einen eigenen Hausstand; am 22. Februar 1790 wurden sie in aller Stille zu Wenigenjena getraut. Es folgte nun ein glückliches Leben im folgenden Jahre, angenehmer Freundesverkehr kam hinzu, und Schiller hatte sich nie so wohl befunden als jetzt. Aber das Glück sollte nicht lange dauern. Nachdem Schiller seine philosophischen und historischen Studien mit großem Eifer fortgesetzt hatte, überfiel ihn plötzlich eine schwere Brustkrankheit; zwar fand er jetzt allgemeine Teilnahme und Liebe, die edelsten Jünglinge lösten sich in der Pflege und im Nachtwachen bei dem Kranken ab; aber Schiller genas nicht völlig. Er mußte seine öffentlichen Vorlesungen abbrechen und auf kleinere Kollegien in seinem Privatzimmer sich beschränken. Anfälle von schweren Brustkrämpfen kehrten von Zeit zu Zeit wieder. In Karlsbad und Erfurt verbrachte er den Sommer 1791 und den Herbst zu Rudolstadt. Allmählich aber flossen seine Einnahmen spärlicher und standen zu den großen Ausgaben, welche seine Krankheit notwendig gemacht hatte, in keinem Verhältnis. Doch in der höchsten Not ward ihm auf unvermutete Weise Hülfe zu teil. Es war nämlich in Hellebeck von Verehrern des Dichters eine Schillerfeier verabredet worden, als plötzlich die Nachricht von dem Tode Schillers die dänischen Freunde erreichte. Drei Tage lang trug man gemeinsam Leid um den geliebten Freund. Die Lektüre der besten Stücke aus seinen Werken war ihre einzige Beschäftigung. Um so größer war die Freude derselben, als sie erfuhren, daß Schiller noch lebe, und als sie weitere Nachricht von der bedrängten Lage des Dichters erhielten, war ihr Entschluß sogleich gefaßt. In einem sehr zarten Schreiben boten der Graf Ernst von Schimmelmann und der Herzog Chr. F. v. Holstein-Augustenburg dem kranken Dichter für 3 Jahre ein Geschenk von je 1000 Thalern an, damit er sich völlig erholen könne. Jetzt entsagte Schiller gänzlich seiner amtlichen Stellung, und im Frühjahre 1793 unternahm er eine Reise in seine Heimat. Seinen Herzog Karl sah er nicht wieder, wohl aber seine Eltern und viele seiner Jugendfreunde; auch knüpfte er mit dem Buchhändler Cotta ein echtes Freundschaftsverhältnis an. Erst im Mai 1794 kehrte Schiller nach Jena zurück. Auch sein Aufenthalt in Schwaben trug einige litterarische Früchte, besonders die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Zurückgekehrt, gewann Schiller

nicht nur in W. v. Humboldt einen treuen Freund, sondern trat auch zu Goethe in ein viel innigeres Verhältnis. Zugleich gab er eine Zeitschrift „Die Horen“ heraus und wandte sich aufs neue und als ein durchaus gereifter Dichter der Poesie zu. Neben den Horen, welche die auf sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllten, gab er den Musenalmanach heraus, in welchem die größten und reifsten Gedichte, vor allem auch die schönen Erzeugnisse der Gedankenlyrik und der Ballade, nach und nach veröffentlicht worden sind.

Unter den Dichtungen des zweiten Musenalmanachs aber hatten die Xenien, eine große Menge sehr scharfer Epigramme, in welchen fast alle zeitgenössischen Gelehrten angegriffen worden waren, ebenso großes Aufsehen als Entrüstung hervorgerufen und auf die beiden Verfasser Goethe und Schiller eine Flut von Schmähschriften herabgezogen. Nunmehr blieb den Dichtern nichts andres übrig, als durch die vollkommensten Leistungen die Gunst des deutschen Publikums sich zurückzuerobern, und Schiller gab uns den „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“ und „Wilhelm Tell“. Im December 1799 hatte er Jena verlassen und war nach Weimar übergesiedelt. Der Herzog erwirkte ihm vom Kaiser das Adelsdiplom und erhöhte sein Gehalt, um ihn in Weimar zu erhalten, auf 800 Thlr. Eine Reise nach Berlin, wo man ihn gerne fest gehalten hätte, griff auf's neue seine Gesundheit an, und er verlebte einen nicht ganz angenehmen Winter. Am 1. Mai 1805 erkrankte er wiederum und schon am 9. desselben Monats endete fast unerwartet ein Nervenschlag das Leben des Dichters. Über seinen Tod vgl. Erl. II³ S. 259 ff. Er war erst 45 Jahre alt und hinterließ außer der Witwe 2 Söhne und 2 Töchter. Seine Leiche wurde kurz nach Mitternacht am 12. Mai von Gelehrten und Künstlern zum Kirchhofe getragen. Der ringsumwölkte Himmel drohte Regen; als aber der Sarg vor der Gruft niedergesetzt wurde, da teilten sich plötzlich die Wolken, und der Mond trat in voller Klarheit hervor, den Sarg mit seinem Lichte überstrahlend.

Schillers Bedeutung für das deutsche Volk ist eine unberechenbar große. Das deutsche Volk hat keinem Dichter mehr zu danken, denn es hat von keinem mehr empfangen, als von ihm; Goethe, der größere, reichere, allseitigere Dichter, blieb doch dem deutschen Volke ferner, als Schiller; namentlich aber ist Schillers Idealismus von dem entscheidendsten Einfluß auf die Jugend geworden und geblieben. Goethe ist mehr der Dichter für das gereifte Mannesalter. Schiller ist der Dichter der Freiheit, und zwar hat sich seine Freiheitsidee ebenso im Laufe der Jahre gereinigt und geläutert, als er selbst durch seinen ganzen Entwicklungsgang in stetem Ringen und Kämpfen mit sich selbst und der Außenwelt sich von den übersprudelnden, schlackenreichen Schöpfungen einer noch nicht durchgebildeten Jugendkraft zur sittlichen Reinheit und dichterischer Vollendung emporgearbeitet hat.

Wir unterscheiden drei Perioden in seinem Wirken und seinen Werken: 1. Die Sturm- und Drangperiode, in welcher es in ihm und in dem Widerschein seines Geistes, in seinen Werken, noch gährt und braust; 2. von 1781—1794: Die Zeit der Läuterung und Ausreifung; 3. die klassische Zeit und Zeit der Reife von 1794 bis an seinen Tod.

Schiller ist besonders reich und groß als Dramatiker (von den hauptsächlichsten Dramen wurde schon oben geredet), als Lyriker, den Großartigkeit der Gedanken und hinreißende Darstellung auszeichnet (das Ideal und das Leben, die Macht des Gesanges, das Lied von der Glocke, der Spaziergang); weniger bedeutend ist er im Lehrgedicht (Xenien. Die Künstler. Epigramme). Um so größer aber glänzt er wieder in einer Art epischer Dichtung: der Ballade und Romanze; besonders fruchtbar waren für diese Dichtgattung die Jahre 1797 und 1798 (die Balladenjahre). In diese Zeit fallen: Der Gang nach dem Eisenhammer (1796), der Taucher, der Handschuh, die Kraniche des Ibykus, Ritter Toggenburg (1797), Bürgschaft, Kampf mit dem Drachen (1798). Seine geschichtlichen Arbeiten wurden schon erwähnt. Unter den philosophischen und ästhetischen Arbeiten verdienen besonders Erwähnung: „Über Anmut und Würde" (1793), „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen" (1795); „Über naive und sentimentale Dichtung" (1795); „Über das Erhabene" (1796). —

Schriften des Dichters.*)

1. Gesamtausgaben.

Sämtliche Werke. Chronologisch geordnet. 12 Bde. Stuttg. 1812—15. Cotta. 42. 75—103.50. Mk. — 2. Ausg. 12 Bde. 1818—19. Ebd. 36 Mk. — Wiener Ausgabe. Ebd. 18 Bde. 1818—19. 21 Mk. — Taschenausgabe 20 Bdch. 1818—19. 40—90 Mk.**) — 1822—24. 18 Bdch. 14 Mk. — 1827—29. 14.60 Mk.

In einem Bande: 1829—30. gr. 4°. 20.25. Mk. N. A. 1833—34. Ebd. — 3. A. 1839—40. 14 Mk. — Prachtausg. mit 13 Stahlstichen nach Zeichnungen von W. Kaulbach. 1840. 21 Mk. (Stahlstiche allein 6 Mk.) — 1868. 2.70 Mk. kart. 3 Mk. — 1868. Teschen, Prochaska 3 Mk. — 1868. Philadelphia, Schäfer u. Koradi, 4 Mk. — 1869. Stuttgart, Göpel. Mit 32. Stahlstichen 11.25 Mk. — 1874. Stuttgart, Cotta. 3 Mk. — Mit Illustrat. Teschen 1871, Prochaska. 4 Mk.

In zwei Bänden: Stuttgart 1858, Cotta. 12 Mk. — 1869. Mit 12 Stahlstichen nach Zeichn. v. W. Kaulbach 4.60 Mk. — 1870. Teschen, Prochaska 3 Mk. — 1874. Stuttgart, Cotta. 5.60—9 Mk.

In vier Bänden: Mit Einl. von K. Goedeke. Stuttgart 1871, Cotta 3 Mk. 1874 Ebd. 3 Mk. — 1877. Ebd. 3.50 Mk. — 1879 Ebd. 7 Mk.

In fünf Bänden (Leinenband): 5.50 Mk. Stuttgart 1871, Cotta.

In sechs Bänden: Ausgew. Werke (!) Ebd. 1865. 9 Mk. — Hsg. v. H. Kurz. Hildburghausen 1868—69. Bibliogr. Inst. 15.50 Mk. — Leipzig 1869, Payne. 3 Mk.

*) Vgl. das über die Goethelitteratur Gesagte. Erl. II², S. 248.

**) Die Preise differieren, jenachdem Druckpapier, Schweizer- und Velinpapier verwendet ist.

— Hsg. v. H. Kurz. Stuttg. 1869—76. Göpel. 32 Stahlstiche. 20 Mk. — Hsg. v. K. Goedeke. Stuttg. 1872, Cotta 9 Mk.

In acht Bänden: Theater. Ebd. 1871. à 25 Pf. (Nur die Dramen!) — Sämtl. W., hsg. v. Rob. Boxberger. Berlin 1877. Grote 25 Mk. Illustr.

In neun Bänden: Krit. Ausg. v. H. Kurz. 1868—70. Hildburgh. 15.50 Mk. — Elberfeld, Lolls Nachf. Geb. 13,50 Mk. 1882—83.

In zehn Bänden: Stuttgart 1844. Cotta. 20 Mk. In Antiquaschrift. Ebd. 1871. 12 Mk. — Leipzig (Grimme und Trömel) 1882. geb. 10 M.

In elf Bänden. Berlin 1882. Wallroth. 11 Mk. (Unvollst.)

In zwölf Bänden: Mit 12 Stahlst. Ebd. 1835—36. 36 Mk. — Mit Portr. 1838. Ebd. 12 Mk. — Taschenausg. 1847. Ebd. 12 Mk. — Gr. 16. Ebd. 1853—57. 10 Mk. — 1860. 18 Mk. — 1865—67. (Goedeke) 18 Mk. — 1867. Leipzig, Reclam jun. 3 Mk. — Stuttg. 1867, Cotta 3 Mk. — 1867. (Goedeke) 7.50 Mk. — Ausgew. Werke. Ebd. 1867. 18 Mk. — Sämtl. Werke. Brünn 1868, Winiker. 6 Mk. — Illustr. A. 1869—70. — Stuttg. Göpel 13.50 Mk — Berlin 1873—74, Grote. Illustr. A. 15 Mk. Min.-Ausg. 1874. Cotta 4.50 Mk. — Von K. Goedeke. Ebd. 1874. 7.50 Mk. — 1881. Cotta. 12. Mk.

In fünfzehn Bänden (Lieferungen) Stuttg., 1867. Cotta 3 Mk. — 15 Bd. Mit Einl. von Karl Goedeke. Stuttg. 1882—84 Cotta 15 Mk.

In sechzehn Bänden: Berlin, Hempel. 1868—74. 10.25 Mk. Hist. krit. Ausg. v. K. Goedeke. 1867—76 à 3.60 Mk. Jeder einz. Bd. 7 Mk. Cotta.

In 30 Lieferungen: Ausgew. Werke. Stuttg. 1867. Cotta. 6 Mk.

In 60 Lieferungen: Hsg. von Prof. Dr. J. G. Fischer. 600 Illustr. Stuttg. 1877—79. Hallberger à 50 Pf. Kompl. c. 30 Mk. — Illustr. von den ersten deutschen Künstlern, 4 Bde. 2. Aufl. 1881 Verlagsanstalt. Geb. 48 Mk. — 3. Aufl. à 65 Lieff. à 50 Pf. Ebd. 1884 ff. (Nationallitt. von Kürschner. Stuttg., Spemann. 1882—3. à 2,50 Mk.) Bis jetzt Bd. 3. u. 4. erschienen.

2. Einzelausgaben.

Schillers poet. Meisterwerke. Gedichte u. Dramen. Cannstatt. 1882. Bosheyer. gebdn. Mk. 4.50.

Braut von Messina, oder die feindl. Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören. **1803.** Stuttgart, Cotta. — N.A. 1818. 2 Mk. — 1846. 16° 3 Mk. 1854. 1 Mk. — 1867. 20 Pf. — 1867. 50 Pf. — 1868. Leipz., Reclam jun. 20 Pf. — mit Tell. Freiburg 1868, Herder 75 Pf. — 1869. Stuttg., Exped. d. Freya. 30 Pf. — 1870. Cotta. 70 Pf. — 1870. Berlin, Grote. Illustriert 80 Pf. — Teschen 1871, Prochaska 50 Pf. — 2 Mk. — Schulausg. von Prof. Dr. J. W. Schäfer. Stuttg. 1874, Cotta 1 Mk. — La sposa di Messina. Tragedia. Ricata in versi ital. da W. E. Frye. Mannheim, Schwan u. Götz. 1826. 3 Mk. — The bride of Messina, or the hostile brothers. A tragedy with chorusses. Deutsch und engl. München 1839. Franz. 3 Mk. — The bride of Messina. A tragedy with chorusses, translated into English from the German by J. Towler. 1850. Karlsruhe, Bielefeld 1.50 Mk. Braut von Messina. Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. gbdn. 60 Pf. — Ebenda. 1880. 30 Pf. — herausg. u. m. Erl. begl. v. Franz Hülskamp. Münster. 1882. Aschendorff. 20 Pf. — herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipzig 1883. Peter. 30 Pf. — Graz. 1884. Styria. 1.80 Mk.

Demetrius. Ein Trauerspiel. Nach dem hinterlassenen Entwurfe des Dichters bearbeitet von Franz v. Maltitz. Karlsruhe 1817. Marx. 2.60 Mk. — Nachlaß. (Demetrius. Warbeck. Die Malteser. Die Kinder des Hauses.) Elberfeld. 1882. Loll's Nachf. 30 Pf.

Don Carlos, Infant von Spanien. Trauerspiel. Leipzig **1787**. 4 Mk. — Don Carlos. Elberfeld. 1881. Loll's Nachf. 40 Pf. — Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. Ferd. Khull. Wien. 1884. Graeser. 1.12 Mk.

Gedichte 2 Tle. Leipzig 1800. 2. A. 1803. 3. A. 1807. Vogel. 7—10 Mk. 1826 — Stereotyp-Ausg. 1818 à 4—7.50 Mk. — Min. A. Stuttg. 1840. Neue Aufl. 1845. Cotta 6 Mk. Schulausg. 1818. Leipz. Vogel (Stuttg. Cotta.) 2.40 Mk. — Neue A. 1851. Ebd. 2.40 Mk. — Ins Lat. übersetzt von G. Feuerlein 2 Bde. Stuttgart 1831, Metzler. 4.60 Mk. — Schilleri carmina selecta latine reddidit Ph. H. Welcker. Gotha, Becker. 1840. 1.50 Mk. rhytmis latt. redd. W. A. Svoboda. Prag 1844. (Durch Taussig zu beziehen. Nicht im Buchh.) 80 Pf. — 2 Bde. 1852. Cotta 6 Mk. 1854. 2.40 Mk. — 1854. 1.20 Mk. — 2 Bde. 1855. 6 Mk. — Ausw. f. d. Jug. 1859. 1867. 60 Pf. — Jubiläumsausg. Mit 43 Photogr. Ebd. 1859. 86.40 Mk. aber auch zu 42, 23.60, 34.50, 10.50 Mk. Holländ. Ausg. 1859. Rotterdam, Petri 40 Pf. Min. A. 1865. Cotta 3.50 Mk. — 1866. 1.40 Mk. 1867. 80 Pf. und 30 Pf. — Schulausg. m. Anm. v. Denzel u. Kratz. 1868. 80 Pf. Ebd. 1873. 1 M. — 32°, 1868. Berlin, Grote 40 Pf. — Illustr. A. Ebd. 1868. 2—3 Mk. — Diam. A. Ebd. 1868. 3 Mk. Illustr. Prachtausg. Ebd. 13.50 Mk. 1868—70. — 1868. Brünn, Winiker. 40 Pf. — Reclam jun. Leipz. 1868. 30 Pf. — Illustr. A. 1868 Wien, Wenedikt 60 Pf. 3 A. 1875. 90 Pf. — Illustr. wie die Jubil.-Ausg. 21.60 Mk. Stuttg. 1850. Cotta. — Berlin. 1869. Illustr. A. Grote. 1.60—3 Mk. — Teschen. 1871, Prochaska. 1.50—3 Mk. — Illustr. A. Leipz. 1875. Amelang 6 Mk. — Poems complete. Ed. and translated by Henry D. Wireman. Philadelphia 1873. Schäfer u. Koradi. 8 Mk. — Elberfeld. 1881. Loll's Nachf. 80 Pf. — Leipz. 1882. Grimme u. Trömel. gebdn. Mk. 1. — Mit Einl. v. K. Goedeke. Stuttg. 1882. Cotta. 80 Pf. gebdn. Mk. 1. — Ausgew. Gedichte, erläut. v. J. Ev. Haselmayer. Würzburg. 1882. Stahel. Mk. 2.60 — Ausgew. Gedichte; herausg. von J. Scheuffgen. Münster. 1882. Aschendorff. 20 Pf. — Gedichte. (Neue Miniatur-Ausg.) Stuttg. 1883. Cotta. gebd. 3.50 — (Neue Aufl.) Ebenda. 1883. Mk. 1.10. — Für d. deutsche Volk erläut. u. mit Namen u. Sachregister versehen v. Dr. K. E. Putsche. Leipz. 1884. Wartig. Mk. 2.40. gebd. 3 Mk. — Gedichte u. Dramen; ausgew, u. mit erläut. Anmerkg. versehen von A. Hentschel u. K. Linke. Leipz. 1883. Peter. gebdn. Mk. 3. — Gedichte, herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipz. 1883. Peter. 30 Pf. — Elberfeld. 1882. Loll's Nachf. 80 Pf. — Balladen. Mit 8 Stahlst. u. Zeichn. von A. Noack u. Ph. v. Foltz. Darmstadt. Litter.-art. Anstalt. 1880. gebdn. Mk. 2.50. — Genau dieselbe Ausg. wiederholt sich im Katalog 1883. Verleger: C. Hoffmann in Darmstadt. Preis 2.25. (Ohne Bezeichng. 2. Aufl. oder 2. Ausg.) — Romanzen u. Balladen nebst dem Lied von der Glocke, erl. v. T. Ev. Haselmayer. Würzburg. 1882. Stahel. Mk. 1. —Balladen. Für den Schul- u. Privatgebr. herausg. v. Ad. Ey. Leipz. 1883. Reclam. 20 Pf.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Mit 2 Bildern und 1 Kärtchen. 1. u. 2. Teil. Leipzig **1791—93**. N. A. 1802. Göschen 7.50—12 Mk. (Erschien zuerst u. d. T.: Historischer Kalender für Damen auf die Jahre 1791—93. Mit Kupfern von Chodowiecki, 11 Mk.) — Elberfeld. 1882, Loll's Nachf. 1 Mk.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. **1788**. Leipz. 1. Tl. in 2 Bdn. Fortges. von Curths (Bd. 2—4) Vogel 16 Mk. — Elberf., 1882. Loll's Nachf. 80 Pf.

Iphigenie in Aulis. Elberf. 1882. Loll's Nachf. 30. Pf.

Jungfrau von Orleans. Eine romantische Komödie. **1801**. (Als Kalender.) 2. A. 1802. Berlin. N. A. 1822. Berlin, Herbig 4 Mk. — N. A. 1816. Stuttg., Cotta 1.50 Mk. — 1847. 1850. 1864. 1,20 Mk. 1867. 50 Pf. 1867. 20 Pf. 1868. 20 Pf. 70 Pf. — Leipzig. Reclam jun. 1868. 20 Pf. — 1869. Stuttg. Exp. d. Freya. 30 Pf, — Illustr. A. Berlin 1871. Grote. 80 Pf. — Teschen 1871, Prochaska 75 Pf. — Mit Einl. v. G. Wendt. 1871. Berlin, Grote. 60 Pf. — Schulausg. mit Anm. v. Prof. Dr. J. W. Schaefer. Stuttg. 1874, Cotta. 1 Mk. — Leipz. 1875, Sigismund u. Volkening, 40 Pf. Herausg. u. mit kurzen Erläut. begleitet von Franz Hülskamp. Münster. 1879. Aschendorff. 20 Pf. — Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. gebdn. 60 Pf. — Ebenda. 1880. 30 Pf. — Herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipz. 1882. Peter. 30 Pf. — Graz. 1882. Styria. 80 Pf. — Mit Einleitg. u. Anmerkg. herausg. v. Prof. Hans Kny. Wien, 1884. Graeser. 72 Pf.

Kabale und Liebe. Mannheim 1784. Neue Aufl. 1804. Schwan u. Götz. 1.25 Mk.

Macbeth. Trauerspiel von Shakspeare, zur Vorstellung auf dem Hoftheater zu Weimar. Stuttgart 1801. Cotta. 1.75 Mk.

Die Räuber. Ein Trauerspiel. Mannheim. 1781. Neue Aufl. 1804. Schwan und Götz 1 Mk. — Die Räuber. Zur 100jähr. Jubelfeier der Räuber gedruckt in der Werkstatt der Heinzelmännchen. München. 1880. Adolf Ackermann. gebdn. Mk. 6. — Elberfeld. 1881. Loll's Nachf. 30 Pf.

Maria Stuart. Trauerspiel. Stuttgart 1800. N. A. 1825. Cotta. 2 Mk. 7. A. 1846. 1.20 Mk. Min. A. 1846. 4.50 Mk. — 1852. Cotta. — 1855. — 1857. Hamburg, Perthes, Besser u. Mauke. 1.20 Mk. — 1867. Cotta. 50 Pf. — 1867. 70 Pf. 1868. 20 Pf. — 1868. Reclam jun. Leipz. 20 Pf. — M. S. u. Jungfrau v. Orleans, Freiburg 1869. Herder 75 Pf. — 1869. Stuttgart. Exp. d. Freya. 30 Pf. — 1869. Berlin. Grote 80 Pf. — Schulausg. m. Anm. von Prof. Dr. J. W. Schaefer. Stuttg. 1870. Cotta 80 Pf. — Teschen 1871, Prochaska. 75 Pf. – 3.40 Mk. Marie Stuart tragédie, traduite de l'allemand par Pierre Lebrun. Berlin. 1850. Schlesinger. 75 Pf. — Tragédie etc. traduite de l'allem. par Barante. In der franzöf. u. deutschen Theaterbibl. 4 Bde. Prag. 1822, Haase Söhne. 3 Mk. — Mary Stuart, a tragedy from the german with other versions of some of his best poems by W. Peter. Heidelberg 1841, C. F. Winter. 3.75 Mk. — Marija Stuart. Tragedya v. 5 djanjih. Poslovenil France Cegnar. Klagenfurt 1861, Leon 2.40 Mk. — Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. 30 Pf. — Mit ausführl. Erläut. f. d. Schulgebr. u, d. Privatstudien herausg. v. Dr. H. Heskamp. Paderborn. 1884. Schöningh. Mk. 1.35. — herausg. v. Prof. J. Pölzl. Wien. 1884. Hölder. 60 Pf. — herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipzig. 1883. Peter. 30 Pf.

Wilhelm Tell. Trauerspiel. Stuttgart 1804. 3. Aufl. 1817. Cotta. 1 Mk. N. A. 1840. 3 Mk. Oktavausg. 1846. 1848. 1850. 1853. 1 Mk. 1855. 1.80 Mk. 1855. 1 Mk. 1865. Cotta 80 Pf. (Mit Anm. v. Prof. Denzel.) — Mit engl. erklär. Noten versehen von Lektor Dr. Emil Otto. Ebd. 1866. 1.20 Mk. — 1867. 50 Pf — 1868. 60 Pf. — 1868. 16° 20 Pf. — Leipzig 1867. Reclam 20 Pf. — Mit Einl. von Gust. Wendt. Berlin 1871, Grote 60 Pf. — Teschen 1871. Prochaska 50 Pf. — 2 Mk. — Illustr. A. Berlin 1871. Grote. 80 Pf. — Mit Einl., dem alten Volksschausp. von Uri und Erläuterungen hsg. von Mr. Carriere. 1871. Leipzig, Brockhaus. 1.20 Mk. — 1873. Grote. 1.80 Mk. — In stenogr. Schrift. München 1877. Lindauer 1.80 Mk. — Leipz. 1877. Siegismund u. Volkening. 40 Pf. William Tell, from the german with notes and illustrations by W. Peter. Heidelberg 1839, Winter. 2. Ausg. Luzern 1867. Gebhardt. — 3. A. 1873. 3 Mk. — The german text with interlinear translation, grammatical and historical notes etc. by L. Braunfels and A. C. Withe. 2. edit. London 1859. Williams u. Norgate. 5 Mk. William Tell in German. With english notes by M. Meissner. London 1859. Frc. Thimm. boards 2 Mk. — Poeme dramatique, traduit dans le mètre de l'original par Franc. Sabatier-Ungher. Königsberg 1859. Bons Verl. 1.80 Mk. — Viljem Tell. Poslovenil France Cegnar. Klagenfurt 1862, Leon. 2.50 Mk. — Guglielm Tell, drama en 5 acts. Vertius e publicans en lungaty rhätoromonsch da T. A. Bühler. Chur, 1865. Hitz. 1.80 Mk. — Guillaume Tell. Traduction française avec le texte allemand en regard, notes explicatives et aperçu des recherches critiques sur la tradition de Tell. Dresden 1871. Schöpff 2 Mk.

— — Mit ausführl. Erläuterungen. f. den Schulgebr. u. d. Privatstudium von Dr. C. A. Funke. Paderborn. 1880. Schöningh. 2. Aufl. 1883. Mk. 1.20. — Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. cart. 60 Pf. — Ebenda. 1880. 30 Pf. — Leipzig. 1880. Matthes. 80 Pf. — herausg. v. A. Hentschel u. K. Linke. Lpzg. 1881. Peter. 30 Pf. — herausg. v. J. Pölzl. Wien. 1883. Hölder. 80 Pf. — v. Prof. O. Kallsen. Gotha. 1884. F. A. Perthes. Mk. 1.20. — Mit vollständ. Komment. herausg. v. Dr. J. Naumann. 2. Aufl. Leipzig. 1884. Siegismund u. Volkening. 80 Pf. — Graz. 1884. Styria. 60 Pf.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Trauerspiel. Mannheim. 1783. N. A. 1804. Schwan u. Götz. 1.50 Mk. — Elberf., Lolls Nachf. 1881. 30 Pf.

Wallenstein. Dramat. Gedicht. 2 Tle. Stuttgart 1800. 5. Aufl. 1816. Cotta.

2.25 Mk. 1843. 6 Mk. u. 2.25 Mk. — 1805. Mannheim, Löffler. 1.50 Mk. — Für die Bühne bearbeitet von K. Fr. W. Fleischer. Glogau 1803. Flemming. 1.25 Mk. — [Ins Franz. übertragen von Colonel F. Lefrançois 1837. Straßburg, Levrault 15 Mk. — Ins Lateinische von G. Griesinger. Tübingen 1830. Osiander 1.25 Mk. — Ins Engl. v. Edw. Thornton Frkf. a. M. 1854. Hermann 60 Pf.] Stuttgart 1852. 2.25 Mk. — Für Schule und Haus von K. G. Helbig. Stuttgart 1856, Cotta 3 Mk. (jetzt 1.80 Mk.) — Nach den Handschr. und Veränderungen des Verf. v. J. 1799. Hsg. von Wendelin v. Maltzahn. Ebd. 1861. 1.60 Mk. — Gew. A. 1866. 1.40 Mk. 1867. 40 Pf. — Reclam 1868, Leipz. 40 Pf. — Wallenstein 1868. Stuttg. Exp. d. Freya. 60 Pf. — Schulausg. v. Prof. Dr. J. W. Schaefer. Stuttg., Cotta. 1869—70. 1.60 Mk. — Illustr. A. Berlin 1869. Grote. 2 Mk. — 1871. Teschen, Prochaska. 1 Mk. — In Arendsscher Stenogr. v. G. Wendtland. Straßburg 1875. Astmann. 1 Mk. — Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. 2 Teile. kart. 1.20. Mk. — Ebenda. 1880. 60 Pf. — Graz. 1881/2 Styria. 3. Teile. Mk. 1.80. — herausg. u. erl. v. J. Scheuffgen. Münster. 1883. Aschendorff. 40 Pf. — herausg. v. Prof. J. Pölzl. Wien. 1884. Hölder. Mk. 1.20. — herausg. v. Hentschel u. Linke. Lpzg. 1883. Peter. 60 Pf.

Goethe-Schillers Xenien-Manuskript. (Z. erstenmale bekannt gemacht von Ed. Boas und hsg. von Wendelin v. Maltzahn. Berlin 1856, Hirsch. 4.50 Mk. — Xenien. Leipz. 1872 Reclam jun. 40 Pf.

Der Parasit. Elberfeld. 1882. Lolls Nachf. 20 Pf.

Der Neffe als Onkel. Elberfeld 1881. Lolls Nachf. 20 Pf.

Der Menschenfeind. Stuttg. 1881. Goldhausen. 20 Pf.

Das Lied von der Glocke. Mit Illustr. von G. Jäger und A. Müller. München 1882, Bruckmann. geb. 20 Mk.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Stuttg. 1881. Goldhausen. 20 Pf.

Kleine Schriften vermischten Inhalts. Elberf., Lolls Nachf. 1883. Mk. 1.60.

Prosaische Schriften. Elberf. 1883. Lolls Nachf. Mk. 1.

Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In einer Reihe von Briefen Brdbg. 1877. Wiesike. 75 Pf.

Über Schiller.

a. Biographien, Briefe, Charakteristiken.*)

Briefe Schillers an den Freiherrn von Dalberg. 1781—85. Karlsruhe 1819. Marx. 2.75 Mk.

Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel. 1846. Leipzig, Weidmann. 1 Mk.

Ungedruckte Briefe von Schiller, Goethe, Wieland. Hsg. vom Besitzer der Handschriften Justizrat Bitkow. Breslau 1845. Aderholz. 1 Mk.

Briefe mit erl. Anm. von Dr. H. Döring I. Briefe v. J. 1780—90. II. Briefe a. d. J. 1791—96. Altenburg 1846, Pierer. 7.50 Mk.

Briefe von Schillers Gattin a. einen vertr. Frd. Hsg. v. H. Düntzer. Leipzig 1856. Brockhaus. 8 Mk.

Briefe an Schiller. Hsg. von L. Ulrichs. Stuttgart 1877, Cotta. 10 Mk.

Briefwechsel Schillers und Fichtes. Hsg. v. J. H. Fichte. Berlin 1847. Veit u. Co. 1.20 Mk.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1794—1805. 34 Mk. Stuttg. 1828—29. Cotta. 2. Aufl. n. d. Orig. Handschr. verm. 1856. Cotta. 9.60 Mk. 3. A. 1870. 7 Mk.

*) Ich beschränke mich auf das Wesentliche, im Übrigen auf Unflad, die Schillerlitteratur 1878. München (1.60 Mk.) verweisend.

Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt. Ebd. 1830. 6 Mk. (Jetzt 3 Mk.) 2. verm. A. Ebd. 1876. 5 Mk.

Briefwechsel zwischen Schiller u. Cotta. Hsg. v. W. Vollmer. Ebd. 1876. 12 Mk.

Carlyle, Thom., Leben Schillers. Aus d. Engl. Eingeleit. von Goethe. Frankfurt 1830. Grimma. Gebhardt. 6.75 Mk.

Döring, H. Gallerie weimarischer Schriftsteller. 2 Tle. Weimar 1822—24. Hoffmann 9.25 Mk. (Teil I. Fr. v. Schillers Leben 1822 4 Mk.) 2. A. 1824. Leipz. Böhme. 75 Pf.

Döring, H. Friedr. v. Schiller. Ein biogr. Denkmal. 1832. 2. verb. A. 1841. Jena, Mauke. 1.50 Mk.

Döring, Dr. H., Schillers Familienkreis. Grimma 1852. Verlagskompt. 2 Mk.

Döring, H. Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Leipzig 1852. Falk. 1,80 Mk.

Döring, H. Schillers Sturm- und Drangperiode. Weimar 1852. Jansen u. Co. 3 Mk.

Döring, H., Schillers Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen entworfen. Stuttgart 1858. Hallberger. 3 Mk.

Döring, H., Biographie Schillers. Jena 1853. Döbereiner. 40 Pf.

Döring, H., Schillers Leben. Wohlfeile Volksausg. Jena 1859. Mauke. 60 Pf.

Düntzer, H., Schillers Leben. Mit authentischen Illustr.; 46 Holzschn. u. 5 Beilagen. Leipz. 1881 Fues. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Frank, Paul. Schiller. Sein Leben und Wirken. Einfach dargestellt und den Verehrern des großen Dichters gewidmet. Leipzig 1862. Merseburger. 1.50 Mk

Goedeke, Karl, Goethe und Schiller. 2. Aufl. Hannover 1859 Ehlermann. 2.80 Mk.

Greiner, J. L., Schillers Leben und Wirken als Mensch und Gelehrter. Mit Bildn. u. Facsimile. Grätz 1826. Ferstl. 1 Mk.

Gruber, J. G., Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie ꝛc. ꝛc. Berlin 1805. Tauchnitz 1.50 Mk.

Grün, K. Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. Gedrängter Kommentar zu Schillers sämmtl. W. Leipz. 1844. Brockhaus. 8 Mk.

Hettner, H., Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller. Braunschweig 1850. Vieweg u. S. 3 Mk.

Hettner, H., Goethe und Schiller. 2 Abteil. Braunschweig 1870. Ebd. 14.50 Mk. 3. verb. Aufl. 1876. 14.50 Mk.

Hoffmann, Franz, Schillers Jugendjahre. Eine Erzählung für meine jungen Freunde. Mit 4 Stahlst. Würzburg 1872. Stahel 75 Pf.

Hofmeister, K., Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. Stuttgart 1838—42, Balz 16.75 Mk.

Hofmeister K., Schillers Leben für die weiteren Kreise seiner Leser. Ergänzt hsg. von H. Viehoff. 3 Tle. Stuttgart, Becher 1846. 4.50 Mk. 2. A. 1853. 3.60 Mk. — 3. (Tit.) Ausg. 1857 u. 58.

Kastein, W., Schillers Lebensbild. Hannover 1859. Lohse. 1.20 Mk.

Klassiker, moderne. Heft 29 u. 30. Friedr. Schiller. Eine Biographie von W. Neumann. 2 Tle. 3 Mk. Cassel 1854. Balde.

Köpke, Gymn. Prof. Dr. E., Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1852. Hertz. 2 Mk.

Kuhn, Schillers Geistesgang. Berlin 1863, v. Warnsdorff. 6 Mk. (2. Tit.) Aufl. 1863. — 3. Tit. A. 1864. 1868. Berlin, Schweigger.)

Kühn, Adalb., Schiller. Sein Leben und sein Sterben, sein Wirken und seine Werke. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmale gesammelt. I. Bd. 1. Abt. Weimar 1859. Kühn.

Kurtz, H., Schillers Heimatsjahre. Vaterländischer Roman. 3 Tle. Stuttg. 1843. Frankh. 18 Mk.

Langenberg, E., Schillers Leben f. d. ges. deutsche Nation und die reifere Jugend verfaßt. Bonn. 1857. Habicht. 1.50 Mk.

Laube, Heinr., Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Akt. 7. Aufl. Leipz. 1873, Weber. 3 Mk.

Laube, Demetrius, histor. Trauersp. in 5 Akt. Mit Benutzung des Schillerschen Fragments. Ebd. 1872. 3 Mk.

Palleske, Emil, Schillers Leben und Werke. 1858–59. Berlin, Besser. 12 Mk. — 2. A. 1859. 6 Mk. — 5. A. Berlin, Dunker. 1871—72 3 Mk. 8. A. 1876. Ebd. — 9. A. 1877. Stuttgart, Krabbe.

Rank, Jos., Schillerhäuser. Leipz. 1856. Brockhaus. 1 Mk.

Rudolph, Ludw., erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken. Unter Mitwirkung von K. Goldbeck bearb. Berlin 1869. Nicolai 9 Mk.

Saupe, E. J., Schiller und sein väterl. Haus. Leipzig 1851, Weber. 2.40 Mk.

Saupe, Schillers Leben und Werke in chronologischen Tafeln für die gebildeten Verehrer d. Dichters bearb. Fr. Fleischer. 1855. Leipz. 80 Pf.

Schaefer, J. W., Schiller. Eine biogr. Schilderung. Leipzig 1853. Brockhaus. 50 Pf. — 1860. 1.20 Mk.

Scherr, Dr. J., Schiller und seine Zeit. Leipz. 1859. O. Wigand. 30 Mk. — 3 Bde. o. Illustr. Ebd. 1859. 4 Mk. — 2. Aufl. 1860. 3. Aufl. 1862. Illustr. A. 2. Aufl. 1876. geb. 17 Mk.

Schiller, Charlotte v., und ihre Freunde. Von Ludw. Ulrichs. 1. Bd. 1860. Cotta. 9.60 Mk. 2. Bd. 1862. Ebd. 7 Mk. 3. Bd. 1865. Ebd. 7 Mk.

Schillers, Fr. v., Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart 1859. Cotta 7.60 Mk.

Schillerbibliothek. Biographie und Beurteilung seiner Werke. Von J. K. S. 2 Abt. Wien 1810 2. A. 1812. Schmidt. 3 Mk.

Schillers Briefwechsel m. Körner. Von 1784 bis z. Tode Schillers. 4 Tle. Leipz. 1847. Veit u. Co. 6 Mk. — 2. Aufl. (v. K. Goedeke.) 16 Mk. 1874. Ebd.

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—85. Von Andr. Streicher. Stuttg. 1846. Cotta 3 Mk.

Schiller und Lotte. 1787—89. Stuttgart 1856, Cotta 7.20 Mk. — 1788—1805. 2., den ganzen Briefwechsel umfass. Ausg., bearb. von W. Fielitz. 3 Bücher. Stuttgart. 1879. Cotta. In 1 Bd. gebdn. Mk. 4.

Schmidt, Julian, Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. Nov. 1859. Leipzig 1859. Herbig 7 Mk.

Schwab, G., Schillers Leben in 3 Büch. 2. A. 1841—44. Stuttg., Liesching 5.25 Mk. in gr. 12. 1840. 4 Mk. Titel-Ausg. 1859. 2.40 Mk. u. (gr. 8°) 3 Mk.

Seidl, J. G., Schillers Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Wien 1826. Wallishausser 1.15 Mk.

Spieß, A., Schillers Leben und Dichtungen. Wiesbaden 1859. Kreidel und Niedner 6 Mk.

Stieglitz, H., Briefe Sch. an seine Braut Charlotte. Hsg. v. L. Curtze. 2 Tle. Leipzig 1859, Brockhaus 12 Mk. — Erinnerungen an Charlotte. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften der Verstorbenen, hsg. v. Curtze. Marburg 1863. Elwert. 2 Mk.

Vlana, Schillers und Goethes Leben, nebst kritischer Würdigung ihrer Schriften. 2 Bde. Dünkelsbühl 1826. Walther. 4 Mk.

Viehoff, Schillers Leben, auf der Grundlage der K. Hoffmeisterschen Schriften neu bearb. 3 Tle. in 1 Bde. Stuttg. 1875. Conradi. 7.50 Mk.

Wenzel, Reg. R. a. D. Carl Gust. Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubelfestgabe ꝛc. 1859. Dresden, Arnoldi. 8 Mk.

Wolzogen, Carol. v., Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie seinen eigenen Briefen und denen seines Freundes Körner. 2 Tle. Stuttgart 1830, Cotta. 9 — 1845. 3 Mk. 1850. 1.80 Mk. 1851. gr. 8° 3 Mk. 5. A. 1876. 2 Mk.

b. Erläuterungen der lyrischen Gedichte Schillers. Übersetzungen 2c.

Deinhard, H., Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. 1. Bd. Stuttgart 1860. Cotta. Hbgeſ. Preis 1.60 Mk.

Düntzer, H., Schiller und Goethe. Übersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttg. 1859. Cotta 3.60 Mk.

Düntzer, H., Schillers lyr. Ged. 10 Bdch. Erl. 1864. 4 Mk. Leipzig 1874. 4 Mk.

Fuss, J. D. carmina latina (Ambulatio et Campana Schilleri et alia carmina Schlegeli et Goethei). Cöln 1822. Du Mont Schauberg. 3.50 Mk.

Fuss, J. D., Dissertatio etc. (Adhaerent Schilleri festum victoriae et Cassandra etc.) 50 Pf. Ebd. 1824.

Gaßner, Fr. Ign., Die Schiller-Goethischen Xenien. Mit einer Einleitung und Erläut. Wien. 1870 (Helfs Verl.) 1 Mk.

Hartert, Pfr. F. K., Schillers Gedichte gemeinfaßlich erläutert f. d. Haus und die Schule. N. A. 1873. Kassel, Wigand. 3 Mk.

Heinemann, J., Wörterbuch zu Fr. v. Schillers Gedichten. 1834. Berlin, Büreau f. Litt. 1.75 Mk. — 2. A. Hamburg 1838. Leipz., Böhme. 1.50 Mk.

Hinrichs, H. F. W., Schillers Dichtungen nach ihren histor. Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. 1. lyr. Teil. 2. dramat. Teil. Leipzig, 1837—39. 11.50 Mk.

Leinburg, G. v., Schillers Lied von der Glocke beleuchtet und erläutert. Frankfurt a. M. 1845. Brönner. 75 Pf.

Löffler, Ludw., Schillers Lied a. d. Freude. Illustrationen. Leipzig 1859, Mendelssohn. 10 Mk. — 2. A. 1860. Verm. v. Dr. Max Schasler 10 Mk.

Parodieen, drei, auf Schillers Lied von der Glocke. Von Jocosus Parodista. Nordhausen 1865, Büchting. 50 Pf.

Quaßnigk, Campana bilinguis. Schillers Lied v. d. Glocke, deutsch und lat. Köslin 1871. Schulz. 60 Pf.

Reil, Fr., Der Gang zum Eisenhammer. Eine große romantische Oper in 3 Aufz. In Mus. gesetzt von Konradin Kreutzer. Wien. 1838. Wallishausser. 90 Pf.

Reinhardt, Heinr., Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. 1. Bd. Stuttgart 1861. Cotta. 4.20 Mk.

Röpe, Dr. G. R., Schillers Götter Griechenlands, ein Zeugnis für die gute Sache des Christentums. Als Beitrag zum Verständnis und zur gerechteren Würdigung Schillers. Hamburg 1853, Perthes-Besser und Mauke. 60 Pf.

Saupe, Goethes und Schillers Balladen und Romanzen erläutert. Leipzig 1853. Fleischer. 4 Mk.

Saupe, Die Schiller-Goetheschen Xenien, erläutert 1852. Leipz. Weber. 4.50 Mk.

Schillers sämmtl. Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt. Berlin 1862, Reymann. 1.50 Mk.

Schillers, Die Götter Griechenlands, z. Behufe der Deklamation hsg. und mit mytholog. Anm. begleitet v. K. F. Solbrig. Leipzig 1804. Steinacker 50 Pf.

Schlegel, Dr. Schillers sämmtl. Werke vollst. in allen Beziehungen erklärt. Leipz 1840. N. A. 1842. Polet 1 Mk. 5. verb. A. 1859. 1.50 Mk.

Schmidt, Fr. W. V., Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stolberg und Schiller erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin 1827. Nauck 4.50 Mk. 2. Titel-Ausg. 1865. Leipz. Werl. 1.50 Mk.

Schütze, Chr. H., Kritik der mythologischen Beruhigungsgründe mit Rücks. a. Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands. Altona 1799. Hammerich 1.50 Mk.

Schwenk, Konr., Schillers Werke. Erklärungen. Frankf. a. M. 1850. Sauerländer. 2.60 Mk.

Simonson, Prof. L., Deutsches Balladenbuch. Mit Lebensskizzen, Einleitungen, gramm. und sonst. Anmerk. Boston 1865. 5 Mk.

Tobien, Dr. W., Erklärung ausgew. Gedichte v. Schiller. Elberfeld. 1872. Volkmanns Nachf. 1.80 Mk.

Viehoff, H., Schillers Gedichte, in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. 5 Tle. Stuttg. 1839—40. Balz. 5.65 Mk. – 2. A. 3 Bde. Stuttg. 1856. Becher. 6 Mk. — 3. A. 1859. 6 Mk. — 4. A. 1873. Stuttg., Conradi. 6 Mk. 5. A. Ebd. 1876. 6 Mk.

Wiedasch, Obl. Dr. W., Das Lied von der Glocke als ein Denkmal von Schillers edler Geistesrichtung erläutert. Hannover 1859, Rümpler. 75 Pf.

Inhaltsverzeichnis.

Vierter Band, erste Abteilung.

[Die mit einem * bezeichneten Erläuterungen sind in dieser (3.) Auflage zuerst aufgenommen worden.]